II
Konv.

AGB

L. 23

4

L 23/4

Pethion.

L 23/4

Die Geschichte

Unserer Zeit,

bearbeitet

von

Carl Strahlheim,

ehemaligem Officiere der kaiserlich französischen Armee.

Vierter Band.

Stuttgart,
gedruckt bei C. F. Wolters.
1827.

Unsere Zeit,

oder

geschichtliche Uebersicht

der

merkwürdigsten Ereignisse

von 1789—1830.

nach den

vorzüglichsten französischen, englischen und deutschen Werken bearbeitet

von einem

ehemaligen Officiere der kaiserlich französischen Armee.

Dreizehntes Heft.

Stuttgart,
gedruckt bei E. F. Wolters.
1827.

GYMNAS: BIBLIOTHEK BAMBERG

Staatliche
Bibliothek
Bamberg

Die französische

Staats-Umwälzung.

Zweite Periode.

Geschichte

der

gesetzgebenden oder zweiten

National-Versammlung.

In derselben Nacht brach zufolge der unter den Bösewichtern getroffenen Verabredung der Aufruhr noch in einer andern Gegend aus, und zwar vorzüglich auf den drei Plantagen Galifey. Auf einer derselben kamen die Neger mitten in der Nacht bewaffnet in das Schlafzimmer des Raffineurs, um ihn zu ermorden. Er erhielt nur einige leichte Wunden, und entfloh unter Begünstigung der Finsterniß. Er kam nach der Hauptwohnung, und machte Lärm. Die daselbst wohnenden Weißen versammelten sich um ihn zu seiner Vertheidigung. Odelucg eilte sogleich nach Cap, und kündigte einen Aufstand der Schwarzen an. Er erhielt daselbst ein Detaschement Soldaten zu seiner Begleitung, und mit Hülfe derselben bemächtigte er sich bei seiner Zurückkunft einiger Anführer der Aufrührer, welche er nach Cap brachte. Bald darauf kehrte er in Begleitung derselben Soldaten noch einmal zurück, um auch die Uebrigen zu fangen. Allein diese waren indessen zu einer großen Anzahl angewachsen. Sie rückten in geschlossenen Reihen gegen ihn an, und trugen statt des Panners

ein weißes Kind auf eine Lanze gesteckt. Die Neger fielen ihn an. Da erkannte er unter ihnen seinen eigenen schwarzen Kutscher. „Bösewicht!“ rief er ihm zu, „ich habe dir von jeher nur Gutes gethan; warum willst du mich denn umbringen?“ — „Daß Sie mir viel Gutes gethan haben, ist wahr,“ erwiederte der Schwarze, „allein ich habe versprochen, Sie zu ermorden.“ In demselben Augenblicke fielen die Neger über ihn sowohl, als über das Detaschement, welches er anführte, her, und metzelten Alle ohne Mitleiden oder Schonung nieder.

Zu derselben Zeit standen auch alle Sklaven der Plantage Flaville auf, eben die Sklaven, welche noch wenige Tage vorher ihrem Herrn Treue und Gehorsam geschworen hatten. Der Neger Paul, eben der, für welchen sein Herr gutgesprochen hatte, ermordete fünf weiße, zu der Familie seines Herrn gehörige Personen. Die Gemahlin des Gouverneurs fiel vor ihm auf die Kniee und flehte um das Leben ihres Mannes. Allein die Neger waren unerbittlich. Sie ermordeten den Gouverneur, und schleppten die Gemahlinn desselben nebst seinen drei Töchtern mit sich fort. Den Letztern sagten sie, daß sie sie zu ihrem Vergnügen bestimmt hätten.

Robert, den Zimmermann der Plantage, banden sie zwischen zwei Bretter, und sägten ihn mit seiner eigenen Säge mitten von einander.

Von dieser Plantage rettete sich nur ein einziger sechszehnjähriger Weißer. Er hat diese Gräuel, bei denen er Augenzeuge war, erzählt.

Nachdem die Weißen auf der Plantage ermordet waren, wurden die Zuckerfelder in Brand gesteckt, und nachher die Gebäude. Dies war das unter den Negern verabredete Signal. Sobald die Flamme emporstieg, waren mit der Schnelligkeit des Blitzes alle benachbarten Plantagen in Aufruhr. Alle Weißen, die nicht noch schnell nach der Stadt Cap sich retten konnten, wurden ermordet. Männer, Weiber, Greise und Kinder wurden ohne Unterschied des Alters oder Geschlechts umgebracht.

Einen wegen der Leutseligkeit gegen seine Neger allgemein verehrten und geschätzten Kreolen brachten die Sklaven um, warfen seine Gemahlinn auf seinen noch zuckenden Leichnam, nothzüchtigten dieselbe, und stießen ihr nachher einen Dolch in das Herz.

So zog der Haufe dieser schwarzen Ungeheuer in der großen Ebene umher, mordend, plündernd, raubend und brennend. Tod und Verderben gingen vor ihnen her, und hinter ihnen war die grause Stille der Einöde, durch die Flammen der im Feuer stehenden Wohnungen erhellt. Wo dieser verheerende Zug durchging, da hörte man nichts als Heulen und Wehklagen, Jammern und Wimmern der mit dem Tode Ringenden; da sah man nichts als himmelansteigende Flammen, welche reiche Zuckerernten, gefüllte

Magazine und prächtige Palläſte verzehrten. Bei der finſtern Nacht war der Himmel durch dieſe Flammen wie von einem Nordlichte geröthet.

Am 23. Auguſt bei Anbruch des Tages waren die Aufrührer bereits über 3000 Mann ſtark. Mehr als 600 unter ihnen hatten Schießgewehre; auch führten ſie zwei kleine Kanonen mit ſich. Die Letztern konnten ſie jedoch aus Mangel an Munition nicht brauchen. In der Stadt Cap verbreitete ſich ſehr früh des Morgens durch die vom Lande geflüchteten Menſchen ein allgemeiner Schrecken. Viele derſelben kamen ganz nackend an, und Alle beweinten jammernd das ſchreckliche Schickſal der Ihrigen. Erſt jetzt erfuhr man mit Entſetzen die genauern Umſtände dieſes gräßlichen Aufſtandes. Die ganze Familie eines Kreolen hatten die Neger in eine Hütte eingeſperrt, nachher dieſelbe angeſteckt und verbrannt. Einen zehnjährigen Knaben hatten ſie einem großen, aufgehetzten engliſchen Bullenbeißer vorgeworfen und zerfleiſchen laſſen, wobei ſie lachend zuſahen. Junge Frauenzimmer von Stande hatten ſie auf die ſchändlichſte und unmenſchlichſte Weiſe gemißhandelt. Andere Frauenzimmer wurden, nachdem ſie geſchändet waren, hinter die Wagen gebunden, fortgeſchleppt und zu neuen Martern aufbewahrt.

Bei dieſen ſchrecklichen Nachrichten verſammelten ſich ſogleich die Einwohner der Stadt Cap. Es befand ſich damals in der Stadt nur ein einziges Regiment

der Linientruppen, hingegen über 8000 Negersklaven, die sehr verdächtig waren, und ungefähr 15000 Mulatten. Den Letztern konnte man auch nicht trauen, denn theils hatten sie Freunde und Verwandte unter den aufrührerischen Schwarzen, theils wurden diese Mulatten von den Freunden der Schwarzen in Europa vorzüglich gebraucht, um die Neger aufzuwiegeln, und Grundsätze einer übelverstandenen Freiheit unter denselben zu verbreiten. Der Gouverneur der Insel, de Blanchelande, beschloß daher, vor allen Dingen für die Sicherheit der Stadt zu sorgen. Er befahl den Grenadieren, sich nebst den Jägern in die Citadelle zu begeben. Die ausstehenden Detaschements erhielten Befehl, sich in die Stadt zurückzuziehen. Einige Compagnien Freiwillige, die zum Theil aus freien Mulatten bestanden, wurden auf die Anhöhen postirt. Diese Freiwilligen ließ Blanchelande durch einen Posten von 150 Mann Infanterie unterstützen, welche sich eine Stunde vor der Stadt in der Gegend festsetzten, woher man die Aufrührer erwartete. So war die Stadt sicher.

Ein anderer Theil Freiwilliger, von Infanterie unterstützt, zog den Aufrührern entgegen. Jene thaten einige Schüsse unter den Haufen, und es gelang ihnen, denselben auf einige Augenblicke zu zerstreuen. Da sie aber bemerkten, daß der Haufe auf eine fürchterliche Weise zunahm, und daß sie in Gefahr seyen, von demselben überwältigt zu werden, so

zogen sie sich zurück, und erwarteten Verstärkung. Diese langte erst in der Nacht an, und Touzard übernahm das Commando dieser kleinen Armee.

Die Armee zog nun einem Haufen der Aufrührer entgegen, welcher sich auf drei = bis viertausend Schwarze belaufen mochte. Die Kanonen wurden gerichtet, und Herr Touzard war eben im Begriffe, dieselben abfeuern zu lassen, als die Rebellen sich stellten, als ob sie sich ergeben wollten. Touzard ging ihnen entgegen. Sie riefen ihm zu, daß sie ihr Unternehmen bereuten, und daß sie bereit wären, an ihre Arbeit zu gehen. Touzard traute ihnen. Da er nun aus Menschlichkeit nicht gern unnöthiger Weise Blut vergießen wollte, auch überlegte, daß die Sklaven eine zu theure Waare wären, um sie ohne Ursache todtzuschießen, so zog er seine Truppen zurück. Die Neger gingen auseinander; sie zerstreuten sich, aber um auf allen benachbarten Plantagen die daselbst befindlichen Neger zu ihrer Rebellenarmee anzuwerben. Touzard hatte sich mit seinen Leuten in die Stadt zurückgezogen, und dieses Zeitpunktes bedienten sich die Neger, um die Gräuel auf den höchsten Grad zu treiben. — Hier nur einige Züge aus dem gräßlichen Gemälde ihrer Frevelthaten:

Pottier, ein Einwohner zu Port Margot, hatte einem seiner Neger die Freiheit gegeben, ihn schreiben und lesen gelehrt, und ihm 10,000 Livres geschenkt. Auch der Mutter dieses Negers hatte er

ein Stück Landes geschenkt, auf welchem sie Caffee baute. Eben dieser Neger wiegelte alle Sklaven seines Herrn auf, und verbrannte an der Spitze derselben die Wohnungen und Pflanzungen seines Herrn und dessen nächster Anverwandten. Wegen dieser Handlung ernannten ihn die Aufrührer zu ihrem General.

Zu La Grande Riviere hatte Hr. Cardineau zweien seiner mit einer Negerin erzeugten natürlichen Kinder die Freiheit geschenkt, nachdem er vorher auf ihre Erziehung die größte Sorgfalt gewandt hatte. Diese beiden Söhne kamen nun zu ihm, setzten ihm die Pistole auf die Brust, fragten ihn wo sein Geld versteckt wäre? und brachten ihn um, nachdem sie sich desselben bemächtigt hatten.

Zu Acul wurde Hr. Chauvet Dübreuil, ein Mitglied der allgemeinen Versammlung, von seinem sechszehnjährigen natürlichen Sohne, einem Mulatten, umgebracht.

Herr und Madame Baillon, ihr Tochtermann und ihre Tochter blieben auf ihrer Wohnung, weil ihnen ihre Neger versicherten, daß sie nichts zu besorgen hätten, und versprachen, sie zu vertheidigen, falls sie angegriffen werden sollten. Da sie aber sahen, daß ihre eigenen Sklaven sich entfernten und in Gesellschaft der übrigen raubten und mordeten, so hielten sie dafür, daß es Zeit wäre, zu fliehen. Die Amme der jüngern Madame Baillon, eine

Negerin, gestand selbst ihrer Gelieterin, daß nunmehr keine Zeit mehr zu verlieren wäre, und bot sich an, sie zu begleiten. Ein alter Sklave versprach zum Wegweiser zu dienen, handelte aber treulos. Nach großen ausgestandenen Gefahren langten sie endlich durch viele Umwege zu Cap an.

In der ganzen Colonie war die Bemerkung allgemein, daß gerade diejenigen Sklaven, welche von ihren Herren am besten waren behandelt worden, an dem Aufruhre den thätigsten Antheil nahmen. Rohe, ungebildete und niederträchtige Gemüther sind allemal undankbar, es gehört schon eine gewisse Größe der Seele dazu, den Werth der erhaltenen Wohlthaten einzusehen, und die ehrenvolle Schuld der Dankbarkeit abzutragen.

Die am meisten begünstigten Neger waren es vorzüglich, die ihre Herren verriethen, die dieselben den Dolchen der Mörder überlieferten, die die Plantagen derselben aufwiegelten, und die diejenigen Schwarzen ermordeten, welche sich weigerten, an dem Aufruhr Theil zu nehmen.

Hundert tausend Neger waren jetzt im Aufruhr begriffen; alle Häuser, Magazine, Wohnungen und Plantagen standen in dem größten Theile der nördlichen Provinz in Flammen. Die schöne, fruchtbare, reitzende und vortrefflich angebaute Ebene bei der Stadt Cap, jene paradiesische Landschaft, die halb Europa mit Zucker und Cafee versorgte, war jetzt

mit Blut getränkt und mit Aschenhaufen bedeckt. Die erschrockenen Kreolen wußten nicht wohin sie sich flüchten sollten. Einer floh nach den Wäldern, wurde verrathen und ermordet, ein Anderer traute den Versprechungen seiner Sklaven, blieb in seiner Wohnung, und fiel als ein Schlachtopfer seines Zutrauens. Schrecken und Entsetzen bemächtigten sich der Gemüther aller weißen Kreolen, alle sahen die Nothwendigkeit ein, für ihre Sicherheit zu sorgen, allein keiner vermochte einzusehen, wie dieses geschehen sollte. Sie vereinigten sich truppweise, wehrten sich und verkauften ihr Leben so theuer sie konnten.

Blanchelande hielt es für unmöglich, mit einer so kleinen Anzahl von Soldaten als die waren, die unter seinen Befehlen standen, einem so außerordentlichen Aufruhr Einhalt zu thun. Er schrieb daher am 24. August an die Herren Numez und Pepin, die Befehlshaber des spanischen Theils der Insel St. Domingo, und bat um Hülfe. Er verlangte, daß sie die unter ihren Befehlen stehenden Truppen nach der Gränze marschiren lassen, und denselben Befehl geben möchten, sich mit den französischen Truppen zu vereinigen, wenn es nöthig seyn sollte. Zugleich schrieb auch de Blanchelande an den Gouverneur der englischen Insel Jamaika und an den Präsidenten der vereinigten nordamerikanischen Staaten.

Der Aufruhr griff indessen mehr und mehr um sich. Die Armee der Rebellen wuchs mehr und mehr, wie ein schwellender Strom; und in eben dem Verhältnisse, wie sich ihre Anzahl vermehrte, nahm auch ihre Kühnheit, ihre Ausgelassenheit und ihre blutdürstige Grausamkeit zu. Unruhe und Besorgniß wurden in der Stadt Cap über alle Beschreibung groß, denn man erhielt die Nachricht, daß die Rebellen im Begriffe seyen, während der Nacht die Stadt anzugreifen. Blanchelande stellte zu mehrerer Sicherheit noch einen Posten von 200 Mann zu Petit Anse aus, welcher von der See her durch zwei Fregatten unterstützt werden konnte. Auch legte er Beschlag auf alle damals im Hafen zu Cap befindlichen Schiffe, damit dieselben im Falle der Noth den Weibern und Kindern zum Zufluchtsorte dienen könnten. Alle Zugänge der Stadt wurden besetzt, die Einwohner blieben die ganze Nacht über auf, die meisten Häuser waren erleuchtet, die Männer waren bewaffnet und die Sklaven wurden bewacht.

Auf diese Weise war nun zwar die Stadt gesichert, aber während dieser Zeit nahm die Empörung auf dem Lande mit schnellen Schritten überhand, weil es an Entschlossenheit fehlte. Einige kleine Haufen der Rebellen, die sich gegen Abend der Stadt näherten, wurden mit großem Verluste zurückgetrieben. Sie gaben nunmehr den Plan auf, den sie zur Belagerung der Stadt gemacht hatten, und verbreiteten

sich

sich wieder über die Ebene. Mehrere Tage lang durchstreiften sie ungestört die ganze Gegend, fielen in die Dörfer und Pflanzungen ein, verheerten, verbrannten und zerstörten alles, plünderten Wohnhäuser und Magazine, ermordeten die wehrlosen Einwohner unter grausamen Qualen, und zwangen alle Neger, sich mit ihnen zu vereinigen.

Die erste Hülfe, welche die Insel St. Domingo erhielt, war aus Nordamerika. Von dorther kamen schon am ersten September 150 Freiwillige, mit Waffen und Munition versehen, auf der Rhede des Cap zum Beistande der Weißen an. Bald nachher kam von den benachbarten Inseln einige Hülfe, und Lord Effingham, der Gouverneur der Insel Jamaika, übersandte mehrere Schiffe und kleinere Fahrzeuge mit 6000 Flinten und Kriegsgeräthschaften aller Art. Die in den Häfen von Cap und Port-au-Prince liegenden englischen Schiffe steckten ihre Flaggen auf, um den Rebellen Furcht einzujagen. Allein diese Drohungen, die durch keine ernsthaften Anstalten unterstützt wurden, waren nicht vermögend, die Aufrührer zu schrecken, welche damals eine Armee von mehr als 60,000 Mann ausmachten. Sie nahmen den Weißen mehrere von diesen aufgeschlagene Lager weg, und tödteten die Soldaten, welche sie in denselben antrafen. — Die Spanier betrugen sich auf eine nichts weniger als freundschaftliche Weise. Statt ihren Freunden und Bundesverwandten, mit denen sie die

Insel gemeinschaftlich besaßen, Hülfe und Beistand zu leisten, verweigerten sie denjenigen Weißen, die sich nach dem spanischen Theile der Insel flüchteten, sogar einen Zufluchtsort und jagten dieselben zurück, so daß diese Unglücklichen den empörten Negern in die Hände fielen und ermordet wurden. Man hat sogar behauptet, die Spanier hätten den aufrührerischen Negern Feuergewehre, Säbel und Kriegsmunition, ja sogar Kanonen, für das geplünderte Geld verkauft. Soviel ist gewiß, daß die Armee der Schwarzen in wenigen Tagen nicht nur mit allen Bedürfnissen reichlich versehen, sondern auch sehr gut eingerichtet war. Sie hatten ihre Ober- und Unter-Befehlshaber, sie hielten strenge Mannszucht, und tödteten alle Neger, welche ausreißen oder sich unter die Befehle der Befehlshaber nicht fügen wollten. Die Neger hatten einige Weiße an ihrer Spitze, welche ihnen die nöthigen Einrichtungen machten, und die Armee in Stand setzten, sowohl sich zu vertheidigen, als auch anzugreifen.

Nachdem die oben angeführte Hülfe aus Amerika und von der Insel Jamaika angelangt war, wurde ein beträchtliches Corps unter Anführung des de Rouvray gegen die Rebellen abgeschickt. Dieses Corps griff nacheinander mehrere Lager der Rebellen an, und eroberte dieselben. In allen fand man viele weiße Kreolinnen, welche die Neger auf-

behalten, und zur Befriedigung ihrer Lüste mit sich fortgeschleppt hatten.

Die gefangen genommenen Sklaven versicherten, daß unter den Befehlshabern der Aufrührer die größte Uneinigkeit herrschte, daß eine jede Horde derselben eine eigene Parthei ausmache, die mit den übrigen Partheien, und auch unter sich selbst in beständigem Streite lebte, daß die Befehlshaber ganz despotisch regierten, daß sie ihre Untergebenen mit unglaublicher Strenge behandelten, daß sie das kleinste Versehen mit dem Tode bestraften, und daß auf diese Weise mehr Neger umkämen, als in den Gefechten mit den Weißen. Fanden die Aufrührer auf den Plantagen einige Neger, die sich mitzugehen weigerten und ihren Herren getreu bleiben wollten, so schleppten sie dieselben mit Gewalt fort, und stellten sie im Gefechte nebst Weibern und Kindern in der ersten Reihe dem Feuer der Weißen entgegen. Die Verwundeten brachten sie nach dem Gefechte in eine Hütte, die sie nachher ansteckten und verbrannten. Mit solcher wüthenden Grausamkeit verfuhren die Neger selbst gegen ihre eigenen Landsleute.

Die unglückliche Colonie hatte nunmehr mit einem zweiten Feinde zu kämpfen, der nicht weniger gefährlich war als der erste — mit der Hungersnoth, mit dem Mangel an allen nothwendigen Bedürfnissen zum Unterhalte des Lebens. Am meisten litt hie-

von die Stadt Cap. Diese Stadt war nicht verpro=viantirt; durch den Aufstand der Neger und die Ermordung der Weißen hörte von dem Lande her alle Zufuhr gänzlich auf, und rings um die Stadt her war alles verwüstet, verbrannt und aufgezehrt. Die freien Mulatten in der Stadt, welche das gegen sie obwaltende, nicht ungegründete Mißtrauen der Weißen bemerkten, entschlossen sich endlich, die Vertheidigung des Vaterlandes gemeinschaftlich mit den Weißen zu übernehmen. Sie baten sich Waffen und Kriegsmunition aus, und boten dagegen ihre Weiber und ihre Kinder zu Geisseln an. Das Anerbieten wurde angenommen, und die Mulatten siegten, in Verbindung mit den Linientruppen, mehr als einmal über die Aufrührer.

Blanchelande schlug der allgemeinen Versammlung vor, die Aufrührer durch eine an dieselben zu erlassende Proclamation aufzufordern, daß sie zur Ordnung zurückkehren möchten. Die Mitglieder der allgemeinen Versammlung (Kreolen, welche den Character der Sklaven besser kannten als der Gouverneur) stellten die Gefahr vor, die mit einer solchen Proclamation verbunden seyn würde, und verweigerten ihre Einwilligung. Acht Tage nachher that Blanchelande noch einmal denselben Vorschlag; die Versammlung machte abermals Vorstellungen dagegen. Er bestand darauf und schrieb eine Proclamation in seinem eigenen Namen aus, durch welche er hoffte,

die Neger zum Gehorsam zurückzubringen. Er übersandte die in einer sanften Sprache abgefaßte Proclamation durch zwölf Dragoner. Der Erfolg war so, wie die allgemeine Versammlung denselben erwartet hatte. Sieben Dragoner wurden von den Aufrührern sogleich ermordet, und die fünf übrigen retteten sich nur mit der größten Lebensgefahr.

Der spanische Gouverneur von Sanct Domingo, von welchem de Blanchelande Beistand gegen die Aufrührer verlangt hatte, gab zur Antwort:

„Ihr verlangt Beistand im Namen eures Königs? und dieser König ist ein Gefangener, den ihr vom Throne verstoßen habt. Ihr verlangt Beistand im Namen der Religion? und ihr habt dieselbe vernichtet, die Diener derselben verbannt! .... Im Namen des Familienvertrages? Dieser ist nicht mehr gültig, denn eure Nation hat die Verträge nicht gehalten.“

Bald nachher setzte der spanische Gouverneur hinzu: „Ich werde meine Truppen versammeln, um zu verhindern, daß weder ihr noch eure Neger in die Staaten des Königs, meines Herrn, eindringen werdet.“

Eine große Schwierigkeit, die Aufrührer zu bändigen, machten die einige Zeit vorher nach den Inseln gesandten Detaschements der Regimenter Normandie und Artois. Ordnung und Mannszucht waren in diesen Regimentern noch nicht wieder hergestellt,

und de Blanchelande konnte sich daher gar nicht auf dieselben verlassen.

Die Anzahl der Aufrührer nahm täglich mehr zu und täglich breiteten sie sich weiter aus. Gegen die Mitte des Septembers hatten sie schon die Gebirge erreicht, welche ihnen bequeme Schlupfwinkel und unüberwindliche Verschanzungen verschafften, in denen sie nicht angegriffen werden konnten. Außerdem gesellten sich nunmehr die wilden Neger zu ihnen, welche, ihren Herren entlaufen, schon seit langer Zeit in diesen unzugänglichen Gebirgen einen Zufluchtsort gefunden hatten. Durch den Beitritt dieser Wilden, die nicht besser als reißende Thiere waren, wurden die Aufrührer noch gewaltthätiger, unmenschlicher und grausamer, als sie vorher schon gewesen waren. Den härtesten Menschen müßte eine Schilderung der von ihnen begangenen Grausamkeiten empören. Glücklich waren diejenigen Weißen, die sogleich todt geschlagen wurden, sobald sie ihnen in die Hände fielen. Einen Kreolen, Namens Pirot, hiengen sie an den Beinen auf, zündeten unter ihm eine Theertonne an, und ließen ihn langsam braten. Greise und Kinder verbrannten sie lebendig. Weiber und Mädchen schändeten sie und sättigten an ihnen ihre viehischen Triebe. Madame Bayon, eine schöne neunzehnjährige Kreolin, stieß sich einen Dolch in's Herz, sobald sie in die Hände dieser Wüthriche fiel. Den unmündigen Kindern zerschmet-

terten sie an den Wänden die Hirnschale. Schwangern Weibern schnitten sie lebendig den Bauch auf, und lösten ihnen die Brüste ab. Einige Männer warfen sie in glühenden Zucker, andere verstümmelten sie auf die schändlichste Weise.

Im Gefechte waren sie feigherzig und furchtsam. Zu Galifet schlug ein Corps Weißer die ganze Armee der Schwarzen in die Flucht, und nahm ihnen sieben Kanonen ab, die sie bei sich führten. Gleich bei den ersten Schüssen gerieth die ganze schwarze Armee in Unordnung, und verhinderte dadurch, daß ihre Kanonen gehörig gestellt und bedient werden konnten. Sie liefen Alle durch einander, Einer war dem Andern im Wege, sie wurden auf einander böse, und brachten einander selbst um. Ueberhaupt schonten sie ihre eigenen Landsleute eben so wenig, als ihre weißen Feinde. Zu Grand-Ancre fand man einundsechzig von den Negern selbst an den Bäumen aufgehangene Neger und Mulatten.

Da sich die Mulatten zu Cap der gemeinen Sache so eifrig annahmen, und so viel beitrugen, die Armee der Aufrührer zu zerstreuen, so hielten es die weißen Kreolen der Politik sowohl als der Dankbarkeit gemäß, den freien Mulatten in der ganzen Colonie das Bürgerrecht zu bewilligen. Der Vergleich, welcher hierüber zwischen den Weißen und den Mulatten aufgesetzt wurde, ist ein höchst merkwürdiges Actenstück, und verdient, in der Geschichte aufbewahrt zu

werden. Es ist vielleicht das erste Beispiel, daß eine Kaste von Menschen die Rechte der Geburt freiwillig aufgegeben, der Philosophie gehuldigt, und eine andere Kaste, welche zufolge eines angenommenen Vorurtheils weit unter ihr stand, sich selbst gleichgemacht hat. Das Concordat lautete folgendermaßen:

„Im Jahre 1791 am 11. September, zwischen den bevollmächtigten Commissarien der Weißen auf der einen, und der Mulatten auf der andern Seite."

„Da die beiderseitigen Commissarien auf dem Waffenplatze des Fleckens Croix des Bouquets versammelt waren, um sich über die Mittel zu berathschlagen, die am dienlichsten seyn möchten, eine Vereinigung der Staatsbürger aller Klassen zu bewirken, und einem Aufruhr Einhalt zu thun, welcher allen Theilen der Colonie droht, so hat sich die Versammlung in die Pfarrkirche des genannten Fleckens begeben, um der Hitze der Sonne auszuweichen. Es ist sogleich ein Präsident nebst einem Secretär gewählt worden. Hierauf haben die Mulatten vorgestellt:

„Daß das im Jahre 1685 zu ihren Gunsten gegebene Gesetz durch den Mißbrauch der Privilegien sowohl, als auch durch den Despotismus der Minister der vormaligen Regierung, hintangesetzt und verletzt worden sey; daß sie die Wohlthaten jenes Gesetzes niemals anders als höchst unvollkommen genossen haben; daß sie, sobald die Stellvertreter der Nation

sich versammelt, vorgestellt haben, daß die Grundsätze, auf welche die Constitution des Staates sich gründe, nothwendiger Weise eine Anerkennung ihrer Rechte bewirken müßten, weil dieselben, obgleich lange verkannt, dennoch nichts desto weniger heilig seyen; daß diese Anerkennung durch die am 8. und 28. März 1790 gefaßten Beschlüsse und Instructionen, so wie durch verschiedene andere seither gefaßte Beschlüsse bereits geschehen sey, daß sie aber mit dem größten Kummer haben sehen müssen, wie die weißen Einwohner der Colonien ihnen die Vollziehung dieser Beschlüsse, in so fern dieselben sie angehen, hartnäckig verweigert und sie auf eine ungerechte Weise ausgelegt haben; daß, außer der Beraubung der Wohlthat der genannten Beschlüsse, man sie, als sie sich auf dieselben beriefen, einem Vorurtheile aufgeopfert, und einen unglaublichen Mißbrauch der Gesetze und der Gewalt der Regierung gegen sie ausgeübt habe, indem man sie sogar genöthigt, ihre Wohnungen zu verlassen; daß sie eine so unglückliche Existenz endlich nicht länger auszuhalten vermögen; daß sie, entschlossen, sich allen Gefahren auszusetzen, um die Ausübung ihrer natürlichen, und sowohl durch civile als politische Gesetze anerkannten Rechte zu erwerben, sich auf dem Berge de la Charbonnière versammelt, und am 31. August die Waffen ergriffen haben, um sich in einen gerechten Vertheidigungsstand zu setzen; daß der Wunsch,

„Art. 5. Es erklären alle Staatsbürger, weiße sowohl als Mulatten, daß sie gegen einen jeden Bürgerrath, es sey derselbe vorläufig oder nicht, so wie auch gegen eine jede Provinzial- oder Colonialversammlung, welche nicht nach den Beschlüssen und Instructionen vom 8. und 28. März 1790 eingerichtet ist, protestiren." — Bewilligt.

„Art. 6. Es fordern die Mulatten, daß die weißen Staatsbürger anerkennen sollen, daß die gegenwärtige Einrichtung der Mulatten, die neulichen Unternehmungen derselben sowohl, als ihre Waffenergreifung, keinen andern Zweck gehabt haben, als Sicherheit ihrer Personen und die Vollziehung der Beschlüsse der Nationalversammlung zu bewirken, den Beschwerden über ihre verkannten und verletzten Rechte Nachdruck zu verschaffen und dadurch die öffentliche Ruhe wiederherzustellen; daß demzufolge das Vorgefallene denselben nicht zur Last gelegt werden könne," u. s. w. — Bewilligt.

„Art. 7. Es fordern die Mulatten, daß, zufolge des Gesetzes vom 11. Februar, und um über die Aufrichtigkeit der zu bewirkenden Vereinigung keinen Zweifel übrig zu lassen, alle Proscription von diesem Augenblick an aufhöre und zurückgenommen werde." — Bewilligt.

„Art. 8. Wie auch, daß das Geheimniß der Briefe und Correspondenzen heilig und unverletzbar seyn solle." — Angenommen.

„Art. 9. Daß die Presse frei seyn solle, mit Vorbehalt der Verantwortlichkeit in den durch das Gesetz bestimmten Fällen.“ — Angenommen.

Der 10. und 11. Artikel enthalten einige Verfügungen, die sich auf den damaligen Zustand der Colonie beziehen.

Außerdem schenkten die weißen Kreolen auch einigen hundert freigelassenen Negern, welche für die Weißen gegen den gemeinschaftlichen Feind gefochten hatten, die Freiheit, und verstärkten dadurch ihre Armee beträchtlich. Die vereinigten americanischen Staaten versahen die Colonie mit den nöthigen Lebensmitteln, so, daß bald nachher die Städte Cap und Port-au-Prince Ueberfluß daran hatten, während die Aufrührer anfingen, Mangel zu leiden. Ein grosser Theil derselben verließ die Armee der Rebellen und floh zu den Spaniern, Andere kehrten zu ihren Herren nach den verlassenen Werkstätten zurück.

Die allgemeine Colonialversammlung zu Cap sandte sechs von ihren Mitgliedern nach Europa, um der Nationalversammlung die Noth der Colonie zu klagen, und den Mutterstaat um schleunige Hülfe zu bitten.

Der zwischen den Weißen und den Mulatten geschlossene Vergleich gab sehr bald Gelegenheit zu mancherlei Streitigkeiten unter diesen beiden Kasten. Der größte Theil der Weißen war mit diesem Concordat höchst unzufrieden, und weigerte

sich laut, die Bedingungen desselben zu erfüllen. Hingegen bestanden die Mulatten darauf, daß diese Bedingungen erfüllt werden müßten. Endlich wurden von beiden Seiten Commissarien ernannt, um die Artikel eines neuen Vergleiches aufzusetzen.

Die Provinzialversammlung der nördlichen Abtheilung von St. Domingo cassirte das Concordat, sobald dasselbe ihr bekannt wurde. Dieses sahen die Mulatten als eine Kriegserklärung und als den Anfang der Feindseligkeiten gegen sie an. Sie versammelten sich zu Croix des Bouquets, drei bis viertausend an der Zahl, und vereinigten mit sich einige hundert auserlesene schwarze Sclaven, welche sich bewaffneten. Sobald ihre Armee eingerichtet war, machten sie bekannt, daß sie gesonnen seyen, die Stadt Port-au-Prince anzugreifen. Die Einwohner der Stadt sahen ein, daß sie der Armee der Mulatten nicht würden widerstehen können. Sie machten daher einen Versuch, mit den Mulatten zu capituliren. Die vierzehn Kirchspiele ernannten Commissarien; eben das thaten auch die Mulatten. Diese Commissarien setzten gemeinschaftlich einige Friedensartikel auf, die von beiden Partheien angenommen wurden, und bei denen das Concordat zum Grunde gelegt ward. Nach diesem geschlossenen Frieden sandten die Mulatten tausend Mann nach der Stadt Port-au-Prince, welche daselbst, gemeinschaftlich mit den patriotischen Truppen, die Wache übernahmen.

Ueberhaupt waren die weißen Kreolen, an eine üppige Lebensart und an die Süßigkeit des Nichtsthuns gewöhnt, ganz außer Stande, lange das Feld zu behaupten. Niemals hätten sie dem Aufruhr ein Ende machen können, wofern ihnen nicht die Mulatten beigestanden wären. Sie sahen sich daher genöthigt, die Forderungen der Letztern zu bewilligen, weil sie die Dienste derselben schlechterdings nicht entbehren konnten. Schändlich war es aber, daß sie ihr gegebenes Wort wieder zurücknahmen, sobald es schien, als ob die Gefahr vorüber sey. Alles Zutrauen mußte endlich bei den Mulatten verschwinden, und die Wuth derselben mußte, durch eine wiederholte Treulosigkeit gereizt, auf den höchsten Grad steigen.

So standen die Dinge auf der Insel St. Domingo, als der Beschluß vom 24. September, vermöge welches der am 15. Mai zu Gunsten der Mulatten gefaßte Beschluß wieder aufgehoben wurde, daselbst ankam. Nun sprachen die Weißen in einem ganz andern Tone. Sie beriefen sich auf diesen Beschluß der Nationalversammlung, und weigerten sich abermals, den mit den Mulatten geschlossenen Vergleich zu halten. Auch die allgemeine Colonialversammlung faßte einen Beschluß, welcher dem Interesse der Mulatten ganz entgegen war.

Die Mulatten ließen hierauf einige Detaschements von Menschen ihrer Farbe in die Stadt Port-au-Prince einrücken. Sie warteten nur auf eine Gele-

genheit, um das ihnen angethane Unrecht zu rächen. Diese Gelegenheit fand sich bald. Am 21. November hatten sich die Einwohner in Urversammlungen versammelt, um, zufolge der Beschlüsse der Nationalversammlung, ihren Magistrat zu wählen. Während sie sich nach dieser Versammlung begaben, fiel ein Negersclave, der den Mulatten als Trommelschläger diente, über einen Bürger der Stadt her, und riß demselben seinen Degen von der Seite. Der Neger wurde festgehalten, in das Gefängniß geführt und verurtheilt, auf der Stelle aufgehängt zu werden. Die Mulatten nahmen sich des Negers an; sie behaupteten, derselbe sey frei, und verlangten, daß die Vollziehung des Urtheils aufgeschoben werden sollte. Um keine Ursache von Streitigkeiten zu geben, willigte der Bürgerrath darein, daß die Sache erst genauer untersucht würde. Allein die Gährung unter der Bürgerschaft nahm außerordentlich zu, der Neger wurde mit Gewalt aus dem Gefängnisse geholt, und sogleich aufgehängt.

Den Tod dieses Negers rächten die Mulatten einige Stunden nachher durch den Tod eines Bürgers, den sie in der Stadt vom Pferde schoßen. Nun vermochte nichts mehr die Einwohner zurück zu halten. Sie versammelten sich; es wurde Sturm geläutet und Lärm geschlagen; die Bürger stellten sich in Reihen und Glieder und setzten sich in Marsch. Der

Bür=

Bürgerrath, der vorhersah, welche traurigen Folgen dieser Streit haben könnte, hatte einige Commissarien zu den Mulatten gesandt, und von denselben die Auslieferung der Mörder verlangen lassen. Die Anführer der Mulatten gaben zur Antwort: die Mörder seyen ihnen unbekannt, sie könnten daher dieselben nicht ausliefern; auch thue es ihnen leid, daß so etwas vorgefallen sey. Diese Antwort, weit entfernt, die Weißen zu besänftigen, vermehrte noch ihre Wuth. Sie ließen sich weder durch das Zureden des Bürgerraths, noch einiger anderer vernünftiger Männer zurückhalten, sondern zogen gegen die Mulatten, um dieselben zu zerstreuen und aus der Stadt zu jagen.

Die Mulatten, welche hievon Nachricht erhielten, verschanzten sich in der Citadelle. Sie waren mit grobem Geschütz hinlänglich versehen, und man sah voraus, daß sie hartnäckigen Widerstand thun würden. Da nun der Bürgerrath außer Stande war, die Bürger zurückzuhalten, so hielt er es für seine Pflicht, dieselben zu unterstützen. Er befahl den Linientruppen, sich mit den Bürgern zu vereinigen. Gemeinschaftlich marschirten beide gegen die Mulatten, und es gelang ihnen bald, dieselben ganz zu verjagen. Die meisten flüchteten sich durch heimliche Auswege aus der Stadt; ein Theil von ihnen blieb noch in der Stadt versteckt.

Die Verzweiflung der Mulatten ging unnmehr in

Wuth gegen die Weißen über, welche auf eine so treulose Weise sie behandelt, so viele Vergleiche mit ihnen geschlossen, und dieselben alle wieder gebrochen hatten. Sie steckten die Stadt an, und schossen aus ihrem Hinterhalte auf alle Diejenigen, welche zum Löschen herbeikamen. Es erhob sich ein starker Wind, das Feuer griff um sich; in Zeit von vier und zwanzig Stunden war die schöne und reiche Stadt Port-au-Prince in einen Aschenhaufen, und ihre übrigen Einwohner in Bettler verwandelt.

Während des Brandes sandte der Bürgerrath abermals eine Gesandtschaft an die Mulatten, welche sich außerhalb der Stadt, zu Croix des Bouquets, versammelt hatten, um mit denselben Frieden zu machen, und einen neuen Vergleich zu schließen. Die Mulatten machten vier vorläufige Bedingungen, ehe sie sich in irgend einen Vergleich einlassen wollten. Die Bedingungen wurden zugestanden und sogleich vollzogen. Die Mulatten waren in diesem Theile der Insel bei weitem die Stärkern. Auch sprachen sie jezt mit den Weißen in einem hohen und befehlenden Tone.

Am 28. November kamen die von dem Könige abgesandten Commissarien auf der Fregatte Galathea zu Cap an. Sogleich ließ der Gouverneur, de Blanchelande, folgende Proclamation ergehen:

„Die Nation, das Gesetz und der König.“

„Im Namen des Königs: Philibert Franz Bouffel de Blanchelande, Feldmarschall der Armeen des Königs, Statthalter der französisch-antillischen Inseln, Generalinspector der Truppen, der Artillerie und der Festungswerke der genannten Inseln.“

„Die schrecklichste Anarchie herrschte auf St. Domingo schon vor meiner Ankunft. Zu dieser Plage, welche eine jede Gesellschaft zerstört, hat sich noch eine andere, nicht weniger schreckliche, gesellt; nämlich der Aufruhr der Sklaven und die Verheerung des Eigenthums. Ich war tief bekümmert darüber, daß ich mich außer Stande sah, diesen Aufruhr zu dämpfen, und die Quelle desselben zu verstopfen. Auf so qualvolle Tage werden nun bessere und glücklichere folgen. Die Civilcommissarien, von der Nation abgesandt, gewählt und ernannt von dem König, so lange erwartet und gewünscht, sind am 28sten des laufenden Monats in unserem Hafen auf der Fregatte Galathea eingelaufen, die am 28. October von Brest abgesegelt ist. Die Herren Mirbeck, Brousse und St. Legre haben mir den Auftrag mitgetheilt, welchen sie mitbringen. Zufolge der ausdrücklichen Befehle, welche ich von Sr. Majestät erhalten habe, sind alle verwaltenden Körperschaften und Gerichts-

höfe gehalten, dieselben in ihre Bücher einzuschreiben. Eben so sind sie, wie alle militärischen, bürgerlichen und verwaltenden Beamten und alle andere Personen ohne Ausnahme, gehalten, die Herren Mirbeck, Brousse und St. Legre in ihrer Eigenschaft als von Sr. Maj. zu der Vollziehung des Gesetzes vom 11. Febr. ernannte Commissarien anzuerkennen."

„Cap, am 29. November 1791."

Die Mulatten, vereinigt mit einer großen Anzahl von Weißen ohne Eigenthum, verheerten die schöne Insel St. Domingo mehr und mehr. In dem nördlichen Theile der Insel blieben nur noch die beiden Städte Cap und Fort Dauphin übrig; alle andern waren verbrannt und zerstört. Und auch diese beiden Städte erwarteten dasselbe Schicksal, weil sie von aller Hülfe entblöst waren; denn die Jacobiner hatten die Abfahrt der auf Befehl des Königs zur Hülfe der unglücklichen Insel ausgerüsteten Schiffe verzögert, wie unten erzählt werden wird. Die Krevlen schrieben die dringendsten Briefe sowohl an die Nationalversammlung, als an den König; dennoch aber erhielten sie weder Truppen noch Kriegsbedürfnisse.

Die Grausamkeiten, welche die Mulatten an den weißen Einwohnern begingen, übertrafen alle Vorstellung. Sie trugen die abgeschnittenen Ohren der Weißen statt Cocarden an ihren Hüten; sie schnitten

schwangen Weibern den Leib auf, und warfen die noch ungeborne Frucht den Schweinen vor; sie zwangen einen Mann, das Fleisch seines eigenen Kindes zu verzehren. . . . . Dabei sagten sie ganz laut: der Streit müsse so lange fortdauern, bis eine der beiden Kasten (entweder die ihrige oder die weiße) ganz vernichtet und aufgerieben sey.

In dem Monate Februar 1792 betrug die Anzahl der aufrührerischen Neger und Mulatten auf der Insel St. Domingo gegen 180,000 Mann. Die beiden oben genannten Städte ausgenommen, waren sie Herren des ganzen französischen Antheils dieser reichen Colonie.

Alle Felder waren verheert; die entfesselten Neger zeichneten sich durch die schrecklichsten und sinnreichsten Erfindungen neuer Martern aus, zu denen sie ihr heißes afrikanisches Blut trieb, und die sie jauchzend anwandten. Die Nachricht von diesen Gräueln erfüllte die Londoner Speculanten mit Freude, und — wer sollte es glauben? — viele der spanischen Colonisten lieferten ihre französischen Brüder für drei Portugaleser der Rache der Neger aus, welche diese Summe mit den geraubten Geldern bezahlten.

Brissot schrieb alles Unglück der Colonie der ersten Versammlung zu, welche sich geweigert habe, die gerechten Forderungen der farbigen Menschen (Mulatten) zu bewilligen, die vollkommen gleiche Rechte mit den Weißen genießen sollten, und

Claude Fauchet klagte den Minister de Lessart als den Urheber der Mordscenen zu Avignon an, weil er vorsetzlich und in abscheulicher Absicht die Vollziehung des Decrets, welches diese Stadt mit Frankreich vereinigen sollte, aufgehoben habe. Alles dort vergossene Blut legte er ihm zur Last, und rief deßhalb, indem er einen Bericht erstattete, welcher die Versammlung schaudern machte, aus: „Nicht den Tod wünsche ich diesem Minister; der Tod ist nur ein augenblickliches Leiden! — nein, er lebe, aber er werde verurtheilt, den Geruch der in die Eisgrube geworfenen Leichen einzuathmen. — Claude Fauchet war ein Priester! —

Sobald der König zuverlässige Nachricht von dem schrecklichen Zustande seiner Colonie St. Domingo erhielt, befahl er den Ministern, auf das Schleunigste dafür zu sorgen, daß die Ruhe daselbst wieder hergestellt würde. Demzufolge stellte der Seeminister am 8. November der Versammlung vor, daß eine Summe von 10,370,912 Livres zum Beistande der Colonie erfordert werde, und legte zugleich derselben die Depeschen vor, welche der König von daher erhalten hatte, und in welchen er um Hülfe dringend angefleht wurde.

Leremboure stand auf, und nachdem er die Unruhen in den Colonien den Grundsätzen einer falsch verstandenen Menschlichkeit zugeschrieben hatte, vermöge welcher man alle Sklaven habe frei und ihren

Herren gleich machen wollen, trug er darauf an, daß dem Minister zuerst fünf Millionen möchten bewilligt werden, und daß er den Rest der verlangten Summe erst dann erhalten sollte, wenn Nachrichten von der allgemeinen Versammlung der Colonie würden angekommen seyn.

Die Versammlung beschloß, daß über den Brief des Ministers keine Berathschlagung statt finden könnte, weil derselbe nicht von dem Minister unterschrieben sey.

Hierauf schrieb der König am 14. November folgenden Brief an den Präsidenten der Versammlung:

„Ich habe erfahren, Herr Präsident, daß, auf den Antrag des Ministers des Seewesens, welchen derselbe auf meinen Befehl und bei seiner Verantwortlichkeit gemacht hat, und welcher eine Summe von 10,370,912 Livres betraf, um die Kosten eines außerordentlichen Geschwaders zu bestreiten, das die traurige Lage fordert, in welche die Colonie St. Domingo sich versetzt sieht, die Nationalversammlung beschlossen habe, daß es unnöthig sey, hierüber sich zu berathschlagen, weil die Form, in welcher sie von der Ausrüstung dieses Geschwaders unterrichtet worden, nicht constitutionsmäßig sey."

„Ich sehe keinen Artikel in der Constitution, der eine von der bei dieser Gelegenheit von dem Minister des Seewesens befolgten verschiedene Form vorschriebe. Die constituirende Versammlung hat diese

Form gebilligt, dadurch, daß sie vor und nach der Genehmigung der Constitution alle ähnlichen Forderungen, die durch einen von dem Minister auf meinen Befehl an den Präsidenten geschriebenen Brief geschahen, bewilligt hat. Die gesetzgebende Versammlung hat selbst diesem Beispiele gefolgt, als sie am 8. des laufenden Monats, auf die bloße Forderung des Kriegsministers, einen Fonds von 500,000 Livres zu Gunsten der Invaliden bewilligte."

„Ich kann mich nicht enthalten zu bemerken, wie sehr es mir leid thun würde, zu sehen, daß zu einer Zeit, in welcher das Reich in Gefahr ist, in welcher Mord und Brand unsere kostbarste Colonie verheeren, und den Manufacturen, der Handlung und dem Ackerbau einen gänzlichen Untergang drohen, die Versammlung sich auf eine Schwierigkeit dieser Art stützen sollte, um die Berathschlagung über einen so äußerst wichtigen Gegenstand auszusetzen. Die Wünsche und Besorgnisse, welche die vorzüglichsten Städte des Königreiches in ihren Zuschriften gezeigt haben, kündigen nur zu sehr an, wie dringend es ist, die kräftigsten Mittel gegen ein so gefährliches Uebel anzuwenden, dessen Folgen den Unterhalt des Volkes, welches jederzeit der Gegenstand meiner Wachsamkeit und meiner zärtlichsten Besorgnisse seyn wird, in Gefahr setzen könnten. Ich hoffe, daß eine so wichtige Betrachtung die Versammlung bewegen werde, ohne längeren Aufschub die nöthigen Fonds

zu bewilligen, welche von ihr zu fordern ich dem Minister des Seewesens aufgetragen habe."

„Ludwig."

„Auf Befehl des Königs, Bertrand."

Nach einigen Ausfällen gegen den König, gegen die Minister und gegen die Colonien, wobei sich vorzüglich Merlin und Chabot auszeichneten, bewilligte die Versammlung die verlangte Summe.

Sechs Mitglieder der allgemeinen Colonialversammlung, welche von Cap abgesandt worden waren, kamen am 30. November vor die Schranken der Nationalversammlung. Sie versicherten im Namen der Colonie die Anhänglichkeit derselben an das Mutterland, beschrieben den Anfang und Fortgang der daselbst ausgebrochenen Unruhen. Den Verlust berechneten sie auf 600 Millionen Livres, die Anzahl der umgekommenen Neger auf 15,000, die der ermordeten Weißen auf 1000, und noch war bei ihrer Abreise der Aufruhr nicht gestillt. Sie behaupteten, daß die Gesellschaft der Freunde der Schwarzen in Europa, die Pethion, Brissot, Clavier, Robespierre, Gregoire und Andere, durch ihre abgesandten Emissarien dieses große Unglück veranlaßt hätten, und baten dringend um schleunige Hülfe

Auf Befehl des Königs wurde indessen die Ausrüstung der nach St. Domingo bestimmten Schiffe so schnell als möglich betrieben, um ohne Aufschub

der Verheerung jener Colonie Einhalt thun zu können.

Der zwischen den Weißen und den Mulatten geschlossene Vergleich, oder das sogenannte Concordat, war von de Blanchelande nach Frankreich übersandt, und von der Nationalversammlung mit dem größten Beifall aufgenommen worden. Es war auch schon die Rede davon, dasselbe zu genehmigen, wodurch es gesetzmäßige Kraft würde erhalten haben. Allein die nach Frankreich gesandten sechs Mitglieder der Colonialversammlung schrieben am dritten December einen Brief an die Nationalversammlung, in welchem sie behaupteten, daß die Genehmigung des Concordats eine förmliche Verletzung des Beschlusses vom 24. September seyn würde. Sie machten die Vorstellung, daß es gefährlich sey, wenn die Neger glauben würden, daß ein Aufruhr im Stande gewesen sey, die Fundamental-Gesetze der Colonie St. Domingo abzuändern, und bemerkten endlich, daß die Colonialversammlung ohnehin gesonnen sey, die Lage der Mulatten zu verbessern.

Am 5. Dezember machte der Minister des Seewesens der Versammlung bekannt, daß auf verschiedenen Schiffen 6,300 Mann Truppen, 60,000 Piaster, Lebensmittel, Flinten, Pistolen und Säbel für die Colonien bereits eingeschifft seyen. Mehrere Jakobiner waren mit dieser Nachricht höchst unzufrieden. Lacroix behauptete sogar, diese Truppen

würden den Colonien mehr Schaden als Nutzen bringen, und sie seyen zu keinem andern Zwecke dahingesandt, als um den Beschluß vom 24. September zu vollziehen. Es entstand daher die Frage: ob man nicht, ungeachtet der dringenden Noth, in welcher sich die Colonie befand, dennoch den König ersuchen sollte, die dahinzusendende Hülfe noch eine Zeitlang aufzuschieben. Dieß hieß ebensoviel, als fragen: ob man nicht die weißen Kreolen ihren schwarzen Sklaven gänzlich Preis geben möchte? Brissot bejahte die Frage. Allein Ducastel widersprach ihm mit einleuchtenden Gründen. Er zeigte ihm die Widersprüche und die Ungereimtheiten in seinen Behauptungen. Brival und Blanchon waren gegen die Absendung der Truppen; Ducos war dafür, so wie auch Guadet. Es entstand ein großer Lärm, der Präsident setzte den Hut auf, und die Debatten wurden auf den folgenden Tag verschoben. Den nächsten Tag wurde nach einem abermaligen Lärm beschlossen: daß die nach St. Domingo zu sendenden Truppen zwar dem Aufruhr der Neger Einhalt thun, aber sich in den Streit zwischen den Weißen und Mulatten nicht mischen sollen. Die Jakobiner verhinderten aber die Abreise dieser Truppen gänzlich.

Endlich machte folgender Beschluß den Debatten ein Ende:

„Die Nationalversammlung erkennt, daß die Mulatten von allen Abstufungen sowohl, als auch die freien Neger, eine völlige Gleichheit der Rechte mit den weißen Colonisten genießen sollen. Demzufolge beschließt sie, wie folgt:

„1. Unmittelbar nach der Bekanntmachung des gegenwärtigen Beschlusses soll in einer jeden Colonie der antillischen Inseln zu einer neuen Wahl der Colonialversammlungen und Bürgergerichte geschritten werden, nach der Form, welche durch den Beschluß vom 8. März 1790 und vermöge der Instruction der Nationalversammlung vom 28. des nämlichen Monats vorgeschrieben ist."

„2. Die Mulatten von allen Abstufungen und die freien Neger sollen mit den weißen Colonisten einer völligen Gleichheit der Rechte genießen. Sie sollen in allen Ur- und Wahlversammlungen zum Stimmen zugelassen werden und zu allen Stellen wahlfähig seyn, wofern sie nämlich die Bedingungen erfüllen, welche im 4. Artikel der Instruction vom 23. März vorgeschrieben sind."

„3. Es sollen Civilcommissarien ernannt werden: drei für die Insel St. Domingo und vier für die übrigen Inseln."

„4. Diese Commissarien sind berechtigt, die jetzt vorhandenen Colonialversammlungen zu vertagen oder aufzulösen, und alle etwa nöthigen Maßregeln zu ergreifen, um die Zusammenberufung

der Ur= und Wahlversammlungen zu beschleunigen, und in denselben Eintracht, Ordnung und Frieden zu erhalten; ferner sind sie berechtigt, vorläufig, mit Vorbehalt des Recurses an die Nationalversammlung, über alle Fragen zu entscheiden, die über die Regelmäßigkeit der Zusammenberufung, über die Art, wie die Versammlungen zu halten sind, über die Form der Wahlen und über die Wahlfähigkeit der Staatsbürger entstehen könnten."

„5. Sie sind ebenfalls berechtigt, über die Urheber der Unruhen von St. Domingo und über die Fortdauer dieser Unruhen alle mögliche Erkundigungen einzuziehen. Sie sind berechtigt, sich der Personen zu bemächtigen, sie zu arretiren und nach Frankreich bringen zu lassen, um daselbst, vermöge eines Beschlusses der Nationalversammlung, nöthigen Falls angeklagt zu werden."

„6. Sie sollen zu diesem Ende gehalten seyn, der Nationalversammlung eine förmliche Abschrift der aufgenommenen Protokolle und Erklärungen in Ansehung verdächtiger Personen zu übersenden."

„7. Die Nationalversammlung berechtigt die Civilcommissarien, die öffentliche Macht aufzubieten, so oft sie es für nöthig erachten werden, es sey nun zu ihrer eigenen Sicherheit, oder zur Vollziehung der Befehle, welche sie zufolge der vorhergehenden Artikel ertheilt haben werden."

„8. Der vollziehenden Gewalt wird aufgetragen, eine hinlängliche und hauptsächlich aus Bürgermiliz bestehende Macht nach den Colonien zu senden.“

„9. Die Colonialversammlungen werden, unmittelbar nachdem sie eingerichtet und eingesetzt seyn werden, im Namen einer jeden Colonie ihre besondere Meinung über die Constitution, Gesetzgebung und Verwaltung, so wie überhaupt über die Einrichtungen äußern, welche zum Glück und zu der Wohlfahrt der Einwohner beitragen können. Jedoch sollen sie dabei die allgemeinen Grundsätze nicht aus den Augen verlieren, welche die Colonien an das Mutterland binden und die Erhaltung der gegenseitigen Vortheile sichern.“

In der Nationalversammlung ging es bisweilen zu dieser Zeit so stürmisch zu, daß die Ordnungslosigkeit den höchsten Grad erreicht hatte. Die Tribünen maßten sich oft das Veto an; das Volk drang mehrmals, mit Gewalt die Wachen über den Haufen werfend, in dieselbe ein, und als ein Deputirter den Vorschlag machte, die Wachen zu verdoppeln, wurde derselbe, noch ehe er ausgeredet hatte, mit dem heftigsten Geschrei und Getöse von den Galerien unterbrochen, welche schrieen: „Keine Vorrechte! keine Billets!“ und der Antrag war als nicht geschehen zu betrachten.

Wegen des hohen Preises des Zuckers und Cafees fand zu Paris ein Aufstand Statt, wobei das Volk

ein in der Vorstadt St. Marceau gelegenes Zuckermagazin plündern wollte, und wirklich schon Zucker zu 20 Sols das Pfund verkaufte; nur mit Mühe gelang es dem Maire Pethion, mit Hülfe der Nationalgarde den Aufstand zu stillen.

Mißhelligkeiten mit der Schweiz.

Mit der Schweiz kam die Versammlung in mancherlei Streitigkeiten; eine Veranlassung hierzu waren die wegen der Unruhen zu Nancy auf die Galeeren verurtheilten einundvierzig Schweizersoldaten vom Regiment Chateauvieux. Der Deputirte Goupilleau machte den Antrag, daß man für diese Märtirer der Freiheit die Begnadigung bei den Schweizer-Cantonen nachsuchen müsse; ein Anderer behauptete, daß der, obgleich schon verabschiedete, Kriegsminister Montmorin verantwortlich und strafbar sey, weil diese Begnadigung nicht nachgesucht habe.

Montmorin verantwortete sich und bewies, daß er an den französischen Gesandten in der Schweiz wegen der Verbrechen des Regiments Chateauvieux geschrieben, daß er aber die Antwort erhalten habe: die helvetischen Staaten hielten eine strenge Manns-zucht unter ihren Regimentern für viel zu nothwendig, als daß sie den aufrührerischen Soldaten, die ihre eigenen Officiere gemißhandelt und zum Theil ermordet hätten, zu vergeben geneigt seyn sollten.

Delessart las der Versammlung einen Brief des Directoriums des Cantons Zürich vor, in welchem sich dasselbe erklärte, daß es niemals zugeben könne, die Soldaten des Regiments Chateauvieux, welche so gröblich gegen alle Kriegszucht gefehlt hätten, wieder freizulassen; daß es von den schlimmsten Folgen seyn würde, wenn man denselben Gnade ertheilen wollte, und daß diese Aufrührer niemals und unter keiner Bedingung, wieder in ihre Compagnien aufgenommen werden könnten. Ihr Aufruhr verletze so sehr die Treue und den Ruf der helvetischen Nation, daß man zu ihrer Verurtheilung gezwungen gewesen sey.

Der Deputirte Maille behauptete nun, indem er einen Bericht vorlas, daß Malseigne die einzige Ursache des Aufruhrs zu Nancy gewesen sey, und der Verräther Bouillé verdiene Schmach und Verachtung; die verurtheilten, geräderten, gehenkten und auf die Galeeren verbannten Soldaten seyen nicht nur zu entschuldigen, sondern sie verdienen sogar Lob wegen ihrer Bürgertugenden; die Schweizer-Officiere, aus welchen der Kriegsrath bestanden, seyen sehr übereilt verfahren, und haben ein ungerechtes Urtheil gesprochen; das Urtheil sey ungerecht, ungeachtet es von den helvetischen Staaten gebilligt worden. Er beschloß seine Rede mit dem Vorschlage, daß dem Könige aufgetragen werden solle, die Officiere der Schweizerregimenter Castella und Vi-

gier

gier zur Begnadigung der verurtheilten Soldaten zu vermögen.

In der Abendsitzung des 31. Decembers trat Garran Coulon auf, um die aufrühreriſchen Soldaten von Chateauvieux zu vertheidigen. Er behauptete, dieſe Soldaten ſeyen ganz unſchuldig, und man müſſe eilen, ſie von ihren Feſſeln zu befreien. Die Schweiz habe zwar vermöge der Verträge mit Frankreich ſich das Recht der Gerichtsbarkeit über ihre in franzöſiſchem Solde ſtehenden Truppen vorbehalten; allein die Amneſtie ſey eine Handlung der geſetzgebenden und nicht der richtenden Gewalt, folglich erſtrecken ſich die Verträge mit der Schweiz auf dieſen Fall nicht. Man ſolle daher die allgemeine Amneſtie vom 14. September auch auf dieſe Soldaten ausdehnen.

Lemontey meinte jedoch, daß die Gerichtsbarkeit über die Schweizerregimenter den helvetiſchen Staaten allein zukomme. Daher dürfe die Verſammlung das gegen dieſe Soldaten ergangene Urtheil nicht abändern; wohl aber könne man das Geſetz der Amneſtie auf dieſelben ausdehnen. Er erkannte die Rechtmäßigkeit des von den Schweizerofficieren gegen jene Soldaten geſprochenen Urtheils an, glaubte aber nicht, daß die franzöſiſche Regierung gehalten ſeyn könne, daſſelbe zu vollziehen. Die Verſammlung, fuhr er fort, müſſe unſtreitig die gefangenen Solda=

ten befreien; jedoch dürfe dies nicht anders als sehr behutsam geschehen, damit man die helvetischen Staaten nicht beleidige; denn es sey bekannt, wie große Mühe sich Spanien gebe, um Frankreich diese seine ältesten Bundesverwandten zu entreißen und abtrünnig zu machen. Die Versammlung möge daher durch den Gesandten in der Schweiz über diesen Gegenstand unterhandeln lassen, aber ja nicht gleich jezt allzuraſch entscheiden, denn über eine solche Entscheidung dürften die Schweizer mit Recht mißvergnügt seyn.

Hierauf beschloß die Versammlung: „daß die einundvierzig Soldaten des Regiments Chateauvieux in dem Gesetze der Amnestie vom 14. September 1791 mit begriffen, und demzufolge sogleich in Freiheit zu seßen seyen.“

Der König weigerte sich lange, diesen Beschluß der Versammlung zu genehmigen; endlich aber (am 12. Februar 1792) entschloß er sich dazu.

Einen andern Grund zu Mißhelligkeiten gab das zu Marseille garnisonirende Regiment Ernst, welches dem Canton Bern zugehörte. Die Officiere dieses Regiments waren den Marseiller Bürgern als Aristokraten verhaßt, und die Soldaten desselben wurden, da sie fast Alle ihren Obern mit blindem Gehorsam anhingen, welche ihnen jezt freilich sehr schmeichelten, von den Marseillern häufig beleidigt, feige Tyrannensklaven, ehrlose, geprügelte Stockhelden u. s. w.

genannt, und durften nicht wagen, sich öffentlich zu zeigen, ohne sogar thätlichen Beleidigungen ausgesezt zu seyn. Um diesen nun ein Ende zu machen, verordnete die Nationalversammlung, daß das Regiment nach Aix, welches acht Stunden von Marseille entfernt ist, verlegt werden solle. — Das Regiment marschirte nun mit klingendem Spiele aus, gegen alle Verhöhnung und Spott ein gleichgültiges Phlegma zeigend. Hiermit war aber die Sache bei weitem nicht abgethan.

Bald nachdem die Schweizer zu Aix angekommen waren, hatten sich einige Anführer von Jourbans Bande nach Marseille geflüchtet, und waren daselbst mit großem Jubel aufgenommen worden. Diese suchten, die Jakobiner zu einem Zuge nach Avignon zu bewegen, um die daselbst gefangen sitzenden Mörder zu befreien. Die Jakobiner waren sogleich bereit dazu, und machten den Plan zu dieser Reise.

Indessen bemühten sie sich, ihren Mitbürgern die Rechtmäßigkeit dieses Unternehmens darzuthun. Es wurde ausgestreut und nach Paris geschrieben, die Stadt Avignon sey der Waffenplatz einer Gegenrevolution; sie sey ein Schlupfwinkel des Aristokratismus und des Papismus; man müsse Freiheit und Patriotismus dahin bringen; daran hindere aber das Regiment Ernst, welches in einer zwischen Marseille und Avignon gelegenen Stadt in Garnison

liege; daher müsse dieses nothwendig erst entfernt werden, ehe man zu der Ausführung dieses großen und heilsamen Planes schreiten dürfe.

In der Nacht vom 24. zum 25. Februar 1792 wurde zu Marseille der Generalmarsch geschlagen; 1500 bis 2000 Marseiller versammelten sich, und traten mit 6 Kanonen, ohne Befehl des Bürgerraths, ihren Marsch an. Sie zogen nach Aix. Auf dem Wege dahin vergrößerte sich diese Armee durch mehrere Detaschemente, die aus den an der Straße gelegenen Ortschaften zu ihnen stießen. Sonntags, am 26. Februar gegen 10 Uhr Vormittags, langten sie in einer kleinen Entfernung von der Stadt Aix an, woselbst man noch gar nichts von ihrer nahen Ankunft erfahren hatte.

Ein unbekannter Mann brachte die Nachricht nach dem Rathhause, wo der Bürgerrath versammelt war, daß die Marseiller mit sechs Kanonen da seyen. Dieser zweifelte an der Möglichkeit, daß ein so beträchtliches Corps so weit vorrücken könne, ohne daß man von seinem Marsche früher Nachricht erhalten habe. Indessen wurde jedoch der Commandant der Stadt, de Barbantanne, nach dem Rathhause beschieden, und ihm aufgetragen, die Linientruppen zum Ausrücken bereit zu halten.

Als der Bürgerrath bald nachher erfuhr, daß die Nachricht gegründet und die Marseiller nur noch eine Viertelstunde von der Stadt entfernt seyen, gab

derselbe Befehl, den Generalmarsch zu schlagen und die Thore zu schließen. Der letztern Verfügung widersetzten sich die Bürger zu Aix; die Thore wuroen zwar geschlossen, jedoch mußte das gegen Marseille zu nach ihrem Willen offen bleiben.

Die Marseiller zogen ein, stellten sich auf dem Hauptplatze der Stadt in Schlachtordnung, und pflanzten ihre geladenen Kanonen gegen die Fronte des Regiments Ernst, welches der Commandant hatte ausrücken lassen. Aus allen diesen Umständen wird es höchst wahrscheinlich, daß der Bürgerrath zu Aix mit den Marseillern einverstanden war; denn alle Befehle, die derselbe gab, waren unnütz und kamen immer zu spät.

Indessen kamen einige Officiere der Marseiller Bürgermiliz nach dem Rathhause, und forderten von dem versammelten Bürgerrathe Lebensmittel und Quartier. Der Bürgerrath berathschlagte sich, wie diesen Forderungen am besten Genüge geleistet werden könne.

Hierauf verlangten die Marseiller von dem Bürgerrathe, daß er dem Regimente Ernst Befehl geben möge, sich in seine Casernen zurückzuziehen. Ein Detaschement des Regiments, welches abgesandt war, die Fahnen zu holen, wurde von den Marseillern angehalten, und erst nach langen Bitten und Vorstellungen des Bürgerraths und des Commandanten wieder losgelassen. Nun erklärten die

Marseiller, sie seyen gekommen, um das Regiment Ernst aus der Stadt Aix zu vertreiben; entweder müsse dasselbe die Stadt sogleich verlassen, oder es werde von ihnen angegriffen. Der Bürgerrath, welcher den Marseillern in Allem nachgab, befahl, daß sich das Regiment in seine Casernen zurückziehen solle. Hiermit waren die Marseiller für den Augenblick zufrieden. Sie zerstreuten sich, aßen, tranken und ruhten von den Beschwerlichkeiten ihrer Reise aus.

Nachmittags um vier Uhr erfuhr man, daß noch 400 Mann von einer andern Seite, von Aubaillher, gegen Aix anrückten, um sich mit den Marseillern zu vereinigen, und daß außerdem noch verschiedene kleinere und größere Detaschemente aus den benachbarten Ortschaften im Anmarsche begriffen seyen.

Während sich der Bürgerrath und der Commandant der Stadt gegenseitig Lobsprüche darüber ertheilten, dem Blutvergießen zuvorgekommen zu seyn, waren die in ihre Casernen eingesperrten Schweizer höchst unwillig über die schändliche Rolle, die man sie zu spielen nöthigte, da sie vor den Sansculotten von Marseille, vor den Spießgesellen Jourdans, sich hatten zurückziehen müssen. Sie verabscheuten das Benehmen des Bürgerraths und des Commandanten.

Außer dem Bürgerrathe der Stadt Aix waren auch die Aufseher der Abtheilung der Mündung

der Rhone in einem andern Hause versammelt. Diese standen in keiner Verbindung mit den Jakobinern, und wurden daher von den Marseillern bedroht. Sie verlangten zu ihrer Sicherheit ein Detaschement des Regiments Ernst, und sandten dem Obersten desselben den Befehl zu, ein Bataillon ausrücken zu lassen. Das Bataillon rückte aus, erhielt aber sogleich vom Bürgerrathe Befehl, wieder zurückzumarschiren. Dies waren zwei einander widersprechende Befehle. Der Constitution gemäß hätte der Befehl der Aufseher der Abtheilung befolgt werden müssen, welchen der Bürgerrath untergeordnet war; allein der Commandant der Stadt, de Barbantanne, hielt für gut, den Befehl des Bürgerraths zu vollziehen, und führte die bald da = bald dorthin geschickten Schweizer in ihre Casernen zurück. Nachdem dieses geschehen war, gingen die Aufseher der Abtheilung sogleich auseinander, und versteckten sich, weil sie nunmehr von der Wuth der Marseiller Alles zu besorgen hatten. Indessen war die Nacht angebrochen.

Der Bürgerrath setzte seine Sitzung die ganze Nacht durch fort. Die erste Hälfte der Nacht war ruhig; allein gegen zwei Uhr des Morgens kam ein Capitain der Marseiller Bürgermiliz nach dem Rathhause, und erklärte, daß die Marseiller gesonnen seyen, eben jetzt die Casernen anzugreifen, und daß sie demzufolge sogleich den Gene=

ralmarsch schlagen lassen würden, der Bürgerrath möge dieses erlauben oder nicht. Diesem folgten mehrere andere, die dasselbe sagten. Der Bürgerrath versuchte durch Bitten und Vorstellungen diese Menschen zu bewegen, daß sie von ihrem Vorhaben abstehen möchten. Als aber alle diese Vorstellungen nichts fruchteten, entschloß sich der Bürgerrath, selbst den Befehl zu geben, daß der Generalmarsch geschlagen werden sollte.

Sobald Generalmarsch geschlagen wurde, versammelten sich die Marseiller nebst den zu ihnen gestoßenen Detaschements. Der ganze bewaffnete Haufe, welcher acht Kanonen bei sich hatte, umringte die Kaserne, und forderte die Schweizer auf, sich zu ergeben. Weder der Commandant der Stadt, welcher sich in der Caserne befand, noch der Bürgerrath, widersetzte sich auf irgend eine Weise diesem Vorhaben.

In der Nähe der Kaserne befanden sich einige Häuser, welche höher lagen, als das Gebäude der Kaserne. Diese Häuser wurden mit bewaffneten Männern besetzt, und die Kanonen wurden gegen das Gebäude selbst gerichtet. Gegen jede Thüre ward eine Kanone aufgepflanzt. Nun verlangten die Aufrührer, daß das Regiment unbewaffnet abmarschiren sollte. Der Bürgerrath, welcher indessen auf dem Rathhause versammelt war, erfuhr, was bei der Kaserne vorging. Sey es aber Furcht, oder sey es Einverständniß, er rührte sich nicht, er blieb unthätig;

er kam nicht auf die Stelle, wo der Streit vorging und sandte auch keine Botschaft an die Anführer, um denselben sagen zu lassen, daß sie von ihrem Vorhaben abstehen möchten. Der Bürgerrath überließ die Schweizer ganz ihrem unglücklichen Schicksale. Ja, gleichsam als wollte er ihrer spotten, übersandte ihnen der Bürgerrath, statt aller Hülfe und alles Trostes, den Beschluß der Nationalversammlung vom 27. Julius 1791, vermöge welches den Soldaten erlaubt wurde, sich gegen thätliche Angriffe zu vertheidigen.

Herr de Barbantanne, der in der Kaserne eingeschlossene Commandant der Stadt, machte einen Versuch, was seine Beredtsamkeit über die Anführer vermöge. Allein diese wiederholten, statt aller Antwort, ihre Forderung, daß das Regiment unbewaffnet ausmarschiren, und die Stadt verlassen sollte. Die Schweizer weigerten sich laut, eine solche Forderung einzugehen. Allein der Commandant suchte sie zu bewegen, daß sie dieselbe eingehen und der Uebermacht nachgeben möchten. Nach Verlauf einer Viertelstunde verlangten die Belagerer, mit den Unterofficieren und Soldaten zu unterhandeln. Zehn Sergeanten, zehn Corporale und eben so viele gemeine Soldaten wurden von den Schweizern an sie abgesandt. Die Bürger bemühten sich, diese Abgesandten zu verführen. Sie wandten zu diesem Zwecke Alles an, Versprechungen und Drohungen. Die Abgesandten gingen in die

Kasernen zurück, und erzählten, was vorgefallen war. Das ganze Regiment war einstimmig der Meinung, daß die Waffen nicht zurück gelassen werden dürften.

Indessen nahm die Zahl der Belagerer noch immer zu. Ihre Drohungen wurden lauter, ungestümer, und gingen endlich in ein fürchterliches Geheul und Geschrei über. Herr de Barbantanne fing abermals an, Vorstellungen zu machen. Allein diese Bande, welche glaubte, daß sich der Commandant mit ihr in Unterhandlungen einzulassen Willens sey, wurde dadurch nur um so viel dreister. Sie feuerten die Kanonen auf die Kaserne ab, tödteten eine Schildwache, und wiederholten noch einmal ihre Forderung, daß das Regiment unbewaffnet ausmarschiren sollte. Herr de Barbantanne rieth den Schweizern, sich zu unterwerfen. Da sich aber diese weigerten, that der Commandant einen Schritt, welcher ihn entweder der Furchtsamkeit, oder des Einverständnisses mit den Rebellen verdächtig machte: er legte seine Stelle als Commandant nieder, und überließ dem Major von Wattewille (dem Befehlshaber des Regiments in Abwesenheit des Herrn Olivier), auf seine Verantwortlichkeit zu thun, was ihm gut dünkte.

Die Rebellen verlangten eine zweite Gesandtschaft von den Soldaten. Sie thaten den Abgesandten ähnliche Vorschläge wie den ersten, und da diese eben so laut ihren Unwillen darüber bezeugten, so

fielen sie über dieselben her, nahmen ihre Säbel weg, und schoßen auf sie während sie zurückgingen.

Herr von Watteville hielt nun an das Regiment folgende Anrede: „Da mir eure Treue von andern Gelegenheiten her schon bekannt ist, so erwarte ich Alles von eurer Folgsamkeit. Haltet euch bereit, zu vollziehen, was ich euch befehlen werde. Ich stehe dem Kanton sowohl für euer Betragen, als für das meinige. Ihr seyd in Frankreich, um gegen die Feinde des Königreichs zu fechten, nicht um Staatsbürger umzubringen. Darum erwarte ich, daß ihr, mir zu Gefallen, eure Waffen niederlegen werdet. Thut dieses um der Mannszucht willen, von welcher ihr mir schon so löbliche Beweise gegeben habt."

Diese Anrede, welche er in dem ruhigsten Tone hielt, that alle die Wirkung, welche sie auf die, an Gehorsam gegen ihre Vorgesetzten gewöhnten Schweizersoldaten thun mußte. Die Soldaten legten ohne Murren ihre Gewehre nieder, mit denen sie noch kurz vorher sich an den Marseillern zu rächen geschworen hatten. Sie verließen die Kasernen und marschirten unbewaffnet aus der Stadt.

Kaum war die Kaserne verlassen, als sich auch schon die Aufrührer hineinstürzten, und nicht nur die Waffen wegnahmen, sondern alles plünderten, was die Soldaten daselbst zurückgelassen hatten, so wie die Regimentscasse und was sonst dem Regiment zugehörte.

Nachher plünderten noch die Marseiller, um das Maaß ihrer patriotischen Heldenthaten voll zu machen, mehrere Häuser der Stadt, hingen ein Sträußermädchen an den Laternenpfahl auf, und begiengen andere Ausschweifungen.

Das Regiment Ernst marschirte nach Toulon. Allein die Jacobiner daselbst, einverstanden mit ihren Brüdern zu Marseille, fanden nicht für gut, dasselbe einzulassen. Das Regiment sah sich daher genöthigt, zu Ollioules zu bleiben, von wo es nach Nomans marschirte.

Man kann den Unwillen, welchen die Mißhandlung dieses Regiments in der Schweiz erregte, sich kaum groß genug vorstellen. Von Bern wurde sogleich ein Bankier mit Creditbriefen abgesandt, um den Schweizern allen Beistand zu verschaffen, dessen sie bedürftig seyn möchten. Ein Eilbote ging nach Turin, um den König von Sardinien zu ersuchen, daß er alle Detaschements, oder einzelne Personen dieses Regiments, welche durch die Umstände gezwungen werden möchten, über die Gränzen zu kommen, aufnehmen möchte.

Am 16. März wurde in dem Rathe der Republik Bern beschlossen, daß das Regiment Ernst aus dem französischen Dienste zurückberufen werden sollte. Ferner schrieb die Republik Bern an den König von Frankreich folgenden Brief:

„Bern, den 16. März 1792."

„Sire!"

„Das älteste von allen Schweizerregimentern in französischen Diensten, welches seit länger als einem Jahrhundert seiner Pflicht beständig getreu geblieben ist, und dessen Betragen jederzeit untadelhaft war, das Regiment Ernst, hat zu Aix den bittersten Unfall erlitten. Angefallen durch eine ihm weit überlegene Zahl, in den Maßregeln zu seiner Vertheidigung eingeschränkt durch das neue Gesetz, welches zu halten es geschworen hatte, verrathen vielleicht von denjenigen, die es hätten beschützen sollen, hat es sich genöthigt gesehen, die Waffen niederzulegen. In einem Kriege gegen die erklärten Feinde Ew. Maj. würde es dieselben nicht anders als mit dem Leben verloren haben. Wir wollen Ew. Maj. durch die Erzählung der Treulosigkeiten und Abscheulichkeiten, mit denen dieser traurige Vorfall begleitet gewesen ist, nicht betrüben. Wir wollen es nicht versuchen, Sire, Ihnen den tiefen und schmerzhaften Eindruck zu schildern, welchen derselbe sowohl auf uns, als auf unser ganzes Volk gemacht hat. Bei dieser Lage der Dinge bleibt uns nur Eines übrig. Da die Dienste dieses Regiments dem Dienste Ew. Maj. weiter nicht mehr nützlich seyn können, so fordert sowohl die Ehre des Regiments, als der Schutz, den wir demselben schuldig sind, daß wir es aus einem Lande zurück nehmen, in welchem man ungestraft die Ver-

träge verlezt, auf welche gestüzt es gekommen war. Demzufolge erwarten wir, Sire, von Ihrer Gerechtigkeit, daß es Ihnen gefallen werde, zu befehlen, daß dem Regiment Ernst, nachdem dasselbe vorher seine Waffen (welche sein Eigenthum sind, und deren es durch eine ungerechte und ungesezmäßige Gewaltthätigkeit beraubt worden ist) wird zurückerhalten haben, ein Weg vorgezeichnet werde, auf welchem es ohne Aufschub in sein Vaterland zurückkommen könne. Geruhen Sie, sich zu erinnern, Sire, daß unsere Truppen sich mehr als Einmal des Wohlwollens würdig gemacht haben, mit welchem sowohl Ew. Maj., als die Könige, Ihre Vorfahren, die schweizerische Nation überhaupt, und unsere Republik insbesondere, beehrt haben. Wir seßen keinen andern Beweggrund hinzu, um zu erlangen, daß dieses Regiment auf dem kürzesten, bequemsten und sichersten Wege durch das Königreich ziehe, und daß es dasselbe auf eine ehrenvolle Weise verlasse. Beständig von derselben Ergebenheit für Ihre Person belebt, werden wir niemals aufhören, Ihr Wohl zu wünschen. Möge Ew. Maj. in dem Wohlstande der französischen Monarchie eine Belohnung finden, die Ihrer Bemühungen und Ihrer Tugenden würdig sey!"

Alle übrigen Staaten des helvetischen Bundes stimmten in ihren Gesinnungen mit dem Canton Bern überein, und billigten den Ton, in welchem diese Republik an den König von Frankreich geschrie-

ben hatte. Der große Rath der Republik Zürich faßte am 20. März einen Beschluß, dessen wesentlicher Inhalt folgt:

„Der dem Regimente Ernst zugestoßene Unfall sowohl, als die von dem Grafen Hirzel von St. Gratien, Obristlieutenant des Regiments Steiner, welches zu Lyon in Besatzung liegt, erhaltene zuverlässige Nachricht, daß Herr Dubois de Crance in dem Jakobinerclubb der genannten Stadt vorgeschlagen habe, dieses Regiment eben so zu behandeln, vermöchten den Herrn von St. Gratien, öffentlich und sogar dem Maire der genannten Stadt Lyon, zu erklären, daß er und sein ganzes Regiment entschlossen wären, eher den letzten Blutstropfen zu vergießen, als ihre Waffen zu übergeben, der Befehl dazu möge kommen von wem er wolle. Als nun de St. Gratien erfuhr, daß der General-Lieutenant de Muy, welcher in diesem Theile Frankreichs Commandant war, Vollmacht erhalten habe, das Regiment nach der Provence marschiren zu lassen, und da er mit Recht befürchtete, daß nach seiner Ankunft daselbst, wo die Anarchie bis auf den höchsten Grad gestiegen war, das Regiment im Ganzen oder in einzelnen Theilen irgend einer Beleidigung ausgesetzt seyn möchte, so hat de Gratien die Capitains versammelt, und mit ihnen gemeinschaftlich eine Schrift an den Canton aufgesetzt, in welcher sie anfragen, ob sie den Befehlen, welche

ihnen in dieser Rücksicht gegeben werden möchten, gehorchen sollten oder nicht? Zu gleicher Zeit gaben sie dem Canton die Nachricht, daß sie Herrn d'Hallot, dem zu Lyon commandirenden Feldmarschall, erklärt hätten, daß, wofern sie Befehl erhalten sollten, nach den mittäglichen Provinzen zu marschiren, sie nicht eher gehorchen würden, als bis sie die Befehle des Cantons würden erhalten haben, und daß von den beiden Bataillons sich keines von dem andern trennen würde, weil eine solche Trennung ihrer Capitulation entgegen sey. Demzufolge hat nun der große Rath dem Oberstlieutenant wegen seiner Standhaftigkeit gedankt, und das Betragen der Capitaine gebilligt, auch denselben befohlen, in ihrem Entschlusse so lange zu beharren, bis sie weitere Befehle von dem Canton würden erhalten haben."

Die Republik Zürich schrieb an den König von Frankreich, um ihn zu ersuchen, daß er das Regiment Steiner nicht nach den südlichen Provinzen senden, wie auch, daß er die Trennung der Bataillons verbieten möchte.

Der französische Minister der auswärtigen Angelegenheiten ersuchte die Republik Bern in einem Schreiben, daß sie sich zu einem gemäßigtern Entschlusse bewegen lassen, und ihren ersten Beschluß, das Regiment Ernst betreffend, zurücknehmen möchte. Der souveraine Rath der Republik bestand aber einstimmig auf dem ersten Beschlusse

und

und die Republik schrieb folgenden Brief an den Minister:

„Der souveraine Rath, welcher gestern über den Gegenstand Ihres Briefes vom 27. des verflossenen März sich berathschlagt hat, trägt uns auf, Ew. Excellenz anzukündigen, daß die Republik einen reiflich überlegten Beschluß nicht abzuändern vermag, daß dieselbe fest darauf besteht, das Regiment Ernst zurückzurufen, und daß sowohl das Zutrauen der Republik in die Gerechtigkeit des Königs, als in Seine Bundesfreundschaft, sie hoffen lasse, daß Se. Maj. die nöthigen Befehle geben werde, damit das Regiment ohne Hinderniß in sein Vaterland zurückkommen kann, wie es die Republik in dem Briefe vom 16. März, welchen sie an den König zu schreiben die Ehre gehabt hat, verlangt. Es hat der Republik sehr leid gethan, in dieser unglücklichen Sache eine Parthei ergreifen zu müssen, die den Absichten Sr. Maj. entgegen seyn konnte, allein ihre Ehre befiehlt es ihr. Ueberdieß hat sie in Betrachtung gezogen, wie das Ueberlassen der Schweizerischen Truppen an Frankreich weder mit dem ewigen Frieden, noch mit dem allgemeinen Bündnisse, welches uns mit diesem Reiche verbindet, in irgend einer nothwendigen Beziehung stehe. Die uns abgenöthigte Zurückrufung unseres Regiments kann in der That die Verträge nicht im mindesten verletzen. Es bleiben dieselben unversehrt, und die Republik wird nichts destowe-

niger fortfahren, sie treu zu erfüllen, so wie es unsere Vorfahren thaten, welche ohne Aufhören die getreusten, so wie die ältesten Bundesverwandten Frankreichs gewesen sind. Wenn der Republik ihr Regiment auf die Weise, wie sie es verlangt, wird zurück gegeben worden seyn, dann wird sie erst mit Ehren eine Unterhandlung anfangen können; und jederzeit wird sie mit Vergnügen dem Allerchristlichsten Könige Beweise ihrer Anhänglichkeit geben. Dann wird sie auch mit der Ehrfurcht, welche sie Sr. Maj. schuldig ist, und mit dem Zutrauen, welches der Gesandte des Königs verdient, die Anträge anhören, die, wie Ew. Excellenz sagten, Barthelemy zu machen den Auftrag hat. Ew. Excellenz dürfen nicht daran zweifeln, daß diese Anträge mit Vergnügen werden angenommen werden, wenn sie zum Zwecke dienen, alle Mißverständnisse zu tilgen, die unangenehme Erinnerung an das Vorgefallene zu verlöschen, und die gute Eintracht zu befestigen, welche zwischen zwei benachbarten Völkern um so wünschenswerther ist, da sie zu beider gegenseitigem Vortheile und Nutzen gereicht.

Wir sind u. s. w.

Bern, den 12. April 1792.

„Schultheiß und Rath der Stadt
und Republik Bern."

Der Kriegsminister Narbonne stattete am 8. März der Versammlung von der Entwaffnung des Regiments Ernst Bericht ab. Er sagte, daß aus allen Berichten, welche er von Aix erhalten habe, erhelle, daß de Barbantanne, der Commandant zu Aix, seine Pflicht nicht gethan habe. Statt den Aufrührern zu rechter Zeit Gewalt entgegen zu setzen, habe er das Regiment in eine Lage versetzt, in welcher es sich zu wehren außer Stande gewesen. Der König habe dem Kriegsminister befohlen, dem Commandanten der achten Division, Coincy, zu schreiben, daß er de Barbantanne suspendiren und einem Kriegsgerichte übergeben solle. Der Minister sagte ferner: der König habe Befehl gegeben, daß dem Regiment Ernst sogleich diejenigen Waffen wieder zurückgegeben werden sollen, welche die Soldaten auf den Befehl ihres Majors in den Casernen mit einer bewundernswürdigen Unterwürfigkeit niedergelegt hätten, und welche nachher von den Räubern gestohlen worden seyen. Es wäre um so wichtiger, daß dieses bald geschehe, weil sonst zu besorgen sey, daß dieser unangenehme Vorfall die Unterhandlungen mit den Helvetischen Staaten, wegen der Erneuerung der zwischen Frankreich und diesen getreuen Bundesgenossen schon seit langer Zeit bestehenden Capitulationen, Hindernisse in den Weg legen möchte.

Auch mit dem Dey von Algier bekam die französische Regierung Händel, der, obgleich er noch vor kurzem einen hundertjährigen Frieden mit Frankreich abgeschlossen hatte, nun die beste Gelegenheit zu haben glaubte, denselben zu brechen; er drohte daher mit Feindseligkeiten. Als ihm der französische Consul deßhalb Vorstellungen machte, wollte er ihn in Ketten legen lassen, und sagte, die Franzosen seyen lauter Betrüger und Spitzbuben. Der König selbst schrieb nun dem Dey einen Brief, um ihn zu friedfertigern Gesinnungen zu stimmen; zugleich aber wurde eine Fregatte und mehrere Corvetten ausgerüstet, um dem Schreiben mehr Nachdruck zu geben. Dieß that auch bessere Wirkung als alle frühere Nachgiebigkeit und Gefälligkeit. (Man hatte ihm erst kürzlich ein kleines Kriegsschiff von einer Million Livres an Werth, auf sein Verlangen zum Geschenke gemacht, und die durch die Algierer den Franzosen abgenommenen Prisen den Eigenthümern bezahlt). Der Dey, als er von den Zurüstungen hörte, ließ den neuen Abgesandten, Mission, neben sich sitzen, versprach Frieden zu halten, und ließ ihm noch drei ganz vorzüglich schöne Pferde zum Geschenk für den König von Frankreich übergeben.

Einstweilen ließ der König seine neue Leibwache organisiren, die ihm verfassungsmäßig zukam, und benachrichtigte den Gemeinderath von Paris durch den Minister Delessart, daß er gesonnen sey, aus jedem Bataillon der Pariser Nationalgarde

zwei freiwillige Staatsbürger unter seine Leibwache aufzunehmen. Zum Oberbefehlshaber dieser Truppen ernannte er den Herzog von Brissac.

In der Sitzung vom 5. December hielt der Deputirte Sedillez folgende sonderbare, bald durch Beifall, bald durch Zischen unterbrochene Rede an die Versammlung:

„Was haben wir gethan? Nichts, gar nichts! Vergeblich sucht der Staatsbürger in den Protocollen unserer Sitzungen eine zusammenhängende und nützliche Arbeit. Er wundert sich über die ungeheure Leere, die er in denselben findet. Was sagen unsere Feinde? Was denken von uns die auswärtigen Nationen? Wir beschäftigen uns mit Privatsachen, gleichsam als läge uns nicht die Sorge für die öffentlichen Angelegenheiten ob; wir sprechen Urtheilssprüche, statt Gesetze zu geben; wir berathschlagen uns nicht, sondern wir kabaliren; wir sprechen nicht, sondern wir schreien; hochtönende Worte gelten bei uns statt großer Dinge; Persönlichkeiten statt Vernunftgründe; unsere Schlüsse sind Schlüsse, die zum Irrthum führen, und unser Patriotismus ist von der Art, daß er dem Vaterlande den Untergang bringt.“ Nachdem er gezeigt hatte, wie die zweite Nationalversammlung nicht dieselben Ursachen zu Zwistigkeiten hätte, welche die constituirende Versammlung gehabt hatte, fuhr er fort: „Woher kommt denn die Unordnung, welche

in unsern Sitzungen herrscht? Warum wollen wir nur diejenigen Redner anhören, welche sprechen was wir gerne hören? Spricht ein Mitglied mit Nachdruck, so heißt er ein Partheigänger; spricht Einer mit Klugheit, so nennt man ihn einen Einschläferer. — Lärm, Verwirrung, Intoleranz: dieß ist die schändliche und nur zu bekannte Geschichte unserer Debatten. Indessen sieht uns das französische Volk und richtet uns. Wenn ich vom Volke spreche: so meine ich nicht dieses Volk, welches euch zuhört und euch beklatscht — denn ganz Frankreich befindet sich nicht zu Paris, und ganz Paris nicht auf den Gallerien. Hütet euch, euch von diesem vorüberrauschenden Beifallklatschen bethören zu lassen; es würde oft ruhmwürdiger seyn, dasselbe nicht zu erhalten. Ganz Frankreich erwartet von uns seine Ruhe, seine Wohlfahrt. Hierin liegen unsere Pflichten, hierin unser Ruhm."

„Wie kann man Ruhe im Staate hoffen, so lange keine Ruhe in der Nationalversammlung herrscht? Wie darf man sich schmeicheln, uns so ungeheuere Arbeiten endigen zu sehen, so lange man sieht, wie wir mit unanständigen und unbedeutenden Debatten dem Vaterlande die Zeit verschleudern? Welchen Begriff soll man sich von der Weisheit unserer Gesetze machen, wenn man dieselben unter närrischen Abschweifungen auf einmal herkommen sieht? Wie kann man glauben, daß die Constitution fest stehe,

so lange die constituirenden Gewalten unaufhörlich mit einander im Streite begriffen sind und sich gegenseitig zerstören zu wollen scheinen? Kaum sind sie im Gange, man muß ihnen also keine Hindernisse in den Weg legen. Man muß über die vollziehende Gewalt wachen, allein man muß nicht dieselbe am Gängelbande führen wollen. — Entweder ist die Majestät des Volkes ein Wort ohne Sinn, oder man muß das Bild derselben in der Versammlung seiner Stellvertreter erblicken. Aus den Reden sowohl, als aus den Schriften dieser Stellvertreter, muß man auf den Character der Nation und auf die Rechtschaffenheit derselben schließen können."

Ein gewisser Potin Vauvineux errichtete um dieselbe Zeit eine sonderbare Art von Bank, um schnell reich zu werden; sie machte troß dem, daß, bei einer nur oberflächlichen Berechnung der Sache, deren betrügerische Absicht und Tendenz unverkennbar war, dennoch eine Zeitlang großes Aufsehen, und viele Personen brachten dem erfinderischen Speculanten recht gutmüthig ihr Geld hin. Der Plan war folgender:

Sieben Personen brachten dem Potin Vauvineux jede 21 Livres klingende Münze, und erhielten dafür ein Billet, oder eine Nummer. Sobald sieben Personen sich bei ihm eingefunden und er demnach 147 Livres eingenommen hatte, löste er in klingender Münze, von einer dieser Personen, für

100 Livres Assignaten al pari ein, und schenkte ihr noch dazu 21 Livres. Nach dieser ersten Operation behielt er also 100 Livres in Assignaten und 26 Livres an Geld übrig. Nun machte er sich anheischig, die zweite der ersten sieben Personen zu bezahlen, sobald sich sechs andere würden gefunden haben, von denen jede seiner Bank 21 Livres bezahlen wollte; aber nicht eher. Von seinem Gewinn versprach er zehn Procent der Nation, fünf Procent der Münzkammer und drei Procent den Armen zu bezahlen, das übrige sollte ihm zugehören.

Die Theorie dieser Speculation ist leicht einzusehen. Der erste Einlegende wurde bezahlt, sobald sechs Personen eingelegt hatten; diese sechs wurden bezahlt, wenn 42 Personen eingelegt hatten, aber nicht eher; die 42 wurden bezahlt, wenn 294 eingelegt hatten; die 294, wenn Potin Vauvineux das Geld von 2058 Personen in Händen hatte; diese 2058, wenn sich 14,406 Andere würden gefunden haben, u. s. w.

Gesetzt es hätten sich in jeder Woche 14,406 Pränumeranten gefunden (eine Zahl, die derjenigen gleich ist, welche die fünfte Einlage erfordert); so konnten diese nicht eher als in einem Monate und 19 Tagen bezahlt werden; diejenigen, mit deren Geld sie bezahlt wurden, konnten erst in eilf Monaten und 13 Tagen bezahlt werden; und das Geld, welches ihm würde gedient haben, um die neunte Einlage zurück

zu bezahlen, konnte nicht eher, als in 326 Jahren, neun Monaten und 19 Tagen zurück bezahlt werden.

Die leichtgläubigen Pariser brachten Haufenweise ihr Geld zu dieser Bank und Potin war in wenigen Wochen ein reicher Mann. Endlich verschwand er mit Geld und Assignaten.

Unterdessen erlangten die Jakobiner immer mehr Macht und Ansehen in Paris und ganz Frankreich; außerdem, daß sie die Ernennung Pethions zum Maire von Paris, und Robespierres, zum öffentlichen Ankläger durchgesetzt hatten, war es ihnen auch noch gelungen, die Ernennung des berüchtigten Roederer zum Procurator-Syndicus der Abtheilung in Paris, Manuels zu einer gleichen Stelle, Dantons zu dessen Substituten, und Prieux zum Präsidenten des Criminalgerichts zu erzwingen.

Die Höflinge und Aristokraten trugen zum Theil selbst ihr Möglichstes zu allen diesen Ernennungen bei, weil sie, wie wir schon erwähnt haben, die Jakobiner den Constitutionellen weit vorzogen, indem sie durch die ersteren weit eher einen Umsturz des Bestehenden und die Rückkehr zum Alten hofften. Durch den ehemaligen Clubb von 1789, mit dem sich viele frühere (gemäßigte) Mitglieder der Jakobiner vereinigt hatten, und der nun den Namen der Feuillants angenommen hatte, hoffte man überdieß, jene Menschen im Zaum halten zu können; aber diese Hoffnung war eben so

eitel und unklug als alle andern, denen sich die Höflinge überließen. Die Feuillants hatten hauptsächlich gesucht, recht einträgliche Stellen zu erhalten, was ihnen auch zum Theil gelang; und da sie nur dies im Auge hatten, so ließen sie ruhig geschehen, daß die weit klügern Jakobiner die gesetzgebende Versammlung mit Gliedern ihres Bundes besetzten, wodurch es ihnen nicht schwer ward, den andern die Stellen nach Gefallen wieder abzunehmen. Girtanner berichtet als Augenzeuge:

„Man kann sich den Contrast zwischen beiden Gesellschaften kaum groß genug vorstellen. Die Jakobiner versammelten sich in einem schlechten, von wenigen Lampen erleuchteten Saale, und saßen auf hölzernen Bänken. Hingegen hatten die Mitglieder des Clubs von 1789 in dem Palais-Royal eine Reihe prächtiger Zimmer gemiethet. Sie saßen auf gepolsterten Stühlen, und waren mit zahlreichen Bedienten umgeben. Die größte Eleganz herrschte in Allem. Die Debatten wurden kaltblütig geführt, die Gegenstände mit Anständigkeit, Feinheit und Witz behandelt, und überhaupt niemals der Anstand aus den Augen gesetzt. Mit solchen Eigenschaften konnten sie in einem Lande, wo der Pöbel regierte, sich weder Beifall noch Anhang erwerben. Indessen hatten sie in der ersten Nationalversammlung die Majorität, und waren die eigentlichen Verfertiger der Constitution.“

Die Jakobiner und die Feuillants geriethen bald mit einander in einen offenbaren Krieg. Es wurde derselbe zuerst in Zeitungen, Journalen und fliegenden Blättern geführt. Sie schalten sich gegenseitig Unruhestifter und Bösewichter. Dagegen nannten sich sowohl die Jakobiner, als die Feuillants, ausschließend Freunde der Constitution. Eine jede dieser beiden Secten rief in ihrem Versammlungssaale und schrieb in ihren Blättern: „Wir, wir sind die ächten Anhänger der Constitution; alle Andern sind Abtrünnige und Verräther!“

Die Gesellschaft der Feuillants bestand aus einer vierfachen Klasse von Menschen. Erstens aus den gemäßigt denkenden Anhängern der Constitution, die theils aus Grundsätzen, theils weil es ihr Charakter so verlangte, alle heftigen Bewegungen, alle Unordnungen, alle Excesse verabscheuten, und glaubten, es sey nach einer dreijährigen Anarchie endlich Zeit, Ruhe und Ordnung in dem Reiche wieder herzustellen. Zweitens aus den heftigen Anhängern der Constitution, welche dieselbe schwärmerisch und wie einen Abgott verehrten, indem sie fortwährend ausriefen: „Die Constitution, die ganze Constitution, nichts als die Constitution!“ Drittens aus Personen, welche zwar die Fehler der Constitution sehr gut einsahen und zum Theil mit derselben höchst unzufrieden waren, dabei aber die Meinung hegten, daß dieselbe nunmehr, da sie von dem Volke

angenommen und vom Könige genehmigt sey, mit allen ihren Fehlern aufrecht erhalten und vor der Wuth und den Angriffen der Jakobiner beschützt werden müßte. Vierteas endlich aus eigennützigen Ränkemachern und Demagogen, welche am Hofe, in der Armee oder in der Verwaltung des Reichs einträgliche Stellen suchten.

Seitdem der König die Constitution genehmigt, hatte sich die Orleansche Partei wieder mit den Jakobinern vereinigt.

Auf den Vorschlag des Genfers Clavière hatten die Jakobiner ihre Sitzungen dem Volke geöffnet, und für die Zuhörer Gallerien, so wie in der Nationalversammlung, bauen lassen. Die Feuillants wollten es hierin ihren Gegnern gleichthun. Es hielt diese Gesellschaft Sonntags, am 18. December 1791, eine öffentliche Sitzung, in welcher sich mehr als dreihundert Zuhörer, meistens Jakobiner, auf den Gallerien einfanden. Diese Zuhörer pfiffen und zischten die Redner, vorzüglich Barnave, Dandre und Chapelier, aus, und erlaubten sich sogar, die Mitglieder der Gesellschaft thätlich zu mißhandeln. Die Wache wurde herbeigerufen, allein sie kam nicht, und die Jakobiner brachten es dahin, daß die Feuillants einige Tage lang es nicht wagten, sich zu versammeln. Unter den Jakobinern, welche so großen Lärm in dem Versammlungssaale der Feuillants machten, befanden sich auch einige Mitglieder der

Nationalversammlung. Vorzüglich thätig war Merlin von Thionville. Dieser klagte nebst seinem Gefährten Grangeneuve am 26. December die Gesellschaft der Feuillants bei der Nationalversammlung an. Hierauf kam es in der Versammlung zwischen den Jakobinern und den Feuillants zu einem heftigen Streite, der mit großem Lärm und Geschrei geführt wurde.

Am 27. December schlug Herr Lacroix vor, daß keine Gesellschaft in dem Gebäude der Feuillants geduldet werden solle. Die Commissarien, welchen die Versammlung aufgetragen hatte, die Klage Merlin's gegen die Feuillants zu untersuchen, statteten einen Bericht ab, der nicht zu seinen Gunsten ausfiel, und aus welchem erhellte, daß sich derselbe sehr ungezogen aufgeführt hatte. Indessen behielten die Jakobiner die Oberhand, und die Versammlung beschloß, daß die Feuillants ihre Sitzungen künftig nicht mehr in dem bisher für sie bestimmten Gebäude halten sollten, weil dasselbe sich allzunahe bei dem Versammlungssaale der Nationalversammlung befände.

Von dieser Zeit an hielten die Feuillants ihre Sitzungen äußerst geheim. Keine Zuhörer wurden bei den Debatten zugelassen, und sogar der Ort ihrer Versammlungen blieb lange Zeit unbekannt; es war ein Zimmer im Hotel de Richelieu.

Ungefähr zur nämlichen Zeit sollte Ludwig XVI. durch folgenden Plan vom Throne gestoßen werden.

Im Auslande, vorzüglich in den Gegenden jenseits des Rheins, wo die französischen Prinzen sich aufhielten, sollte die Nachricht verbreitet werden, daß der König Paris verlassen und die Flucht genommen habe. Hierdurch hoffte man die Prinzen nach der französischen Gränze zu locken, und sich ihrer durch einen unvermutheten Ueberfall bemächtigen zu können. Zu gleicher Zeit sollte eine so unvermuthete Annäherung der ausgewanderten Prinzen gegen die französische Gränze Furcht und Schrecken in den an der Gränze liegenden Abtheilungen verbreiten. Eine Menge Eilboten sollten schnell nach einander in Paris eintreffen, und einen eben so unvermutheten als gewaltsamen Einfall der Prinzenarmee in Frankreich ankündigen. Zugleich wollte man in der Stadt Paris das Gerücht verbreiten, die königliche Familie sey entflohen. Hierdurch aufgebracht und in Wuth gesetzt, werde sich der Pöbel, so hoffte man, angeführt von einigen Jakobinern, nach den Tuillerien begeben und dieselben stürmen.

Es wurden falsche Briefe geschrieben, mit der nachgemachten Handschrift des Königs und der Prinzessin Elisabeth, so wie des kaiserlichen Gesandten zu Brüssel, des Grafen von Metternich, unterzeichnet. Diese Briefe, welche durch Eilboten an die französischen Prinzen nach Worms und Coblenz ge-

sandt wurden, enthielten die Nachricht, daß die königliche Familie in der Nacht vom 20. zum 21. November Paris verlassen habe, und sich bereits in den österreichischen Niederlanden befinde. Die sehr gut nachgeahmten Unterschriften dieser Briefe machten die Sache glaubwürdig; die Prinzen sandten daher, ohne auf fernere Bestätigung zu warten, Eilboten mit dieser Nachricht an alle europäischen Höfe, überließen sich der ausschweifendsten Freude und Belustigung, und näherten sich der französischen Gränze.

Schon am 19. November hatte der Prinz von Condé einen Eilboten aus Frankreich erhalten, welcher ihm einen angeblichen Brief des Königs überbrachte, der ihm von seiner bevorstehenden Flucht Nachricht gab. Der Prinz eilte sogleich, in Gesellschaft seines Sohnes, des Herzogs von Bourbon, und seines Enkels, des Herzogs von Enghien, nach Coblenz.

Am 24. November sandte der Prinz von Condé den Prinzen Ludwig von Rohan als Eilboten von Coblenz nach Worms, um den daselbst befindlichen zahlreichen französischen Ausgewanderten die für sie angenehme Nachricht zu überbringen, daß sich der König von Frankreich nebst seiner Familie in den österreichischen Niederlanden befinde, und daß ihm die französischen Festungen Condé und Valenciennes bereits ihre Thore geöffnet haben.

Was man hofft, das glaubt man leicht. Die Aus-

gewanderten zweifelten nicht, sie untersuchten nicht, sondern überließen sich, mit ächt französischem Leichtsinne, der ausgelassensten Freude, um so viel mehr, weil einige Stunden später die erste Nachricht durch einen von dem Prinzen von Salm abgesandten Eilboten bestätigt wurde. Sie versammelten sich in den Straßen; riefen: „Hoch lebe der König!" tanzten Freudentänze; ließen ein Te Deum singen; schrieben Briefe mit dieser frohen Nachricht an alle ihre außer Frankreich befindlichen Freunde und Bekannten; sandten Eilboten an vornehme und fürstliche Personen; veranstalteten prächtige Gastmähler; leerten eine Flasche nach der andern auf die Gesundheit des Königs; prahlten mit dem Blutbade, welches sie in ganz Frankreich, vorzüglich aber in Paris, anzurichten gedächten; erleuchteten ihre Häuser während der darauf folgenden Nacht, und brannten Feuerwerke ab. Zu Coblenz war die Freude noch größer. Prinzen und Edelleute bestellten sich sogleich Pferde zur Reise nach Valenciennes, um dem König ihre Aufwartung zu machen. Einige deutsche Reichsfürsten theilten die Freude der Ausgewanderten: vorzüglich der Churfürst von Trier, welcher die Nachricht von der vorgeblichen Entweichung des Königs von Frankreich zufälliger Weise gerade an seinem Geburtstage erhielt, und der Churfürst von Mainz, welcher in dem Schauspielhause sogleich die Oper

„Richard

„Richard Löwenherz" zu spielen befahl, und sich selbst in dem Schauspielhause einfand.

Je größer die Freude der Ausgewanderten gewesen war, desto größer war auch die Trauer und Niedergeschlagenheit, als sie erfuhren, daß die ganze Nachricht falsch und erdichtet sey. Nur vier und zwanzig Stunden dauerte der Traum.

Zu Coblenz hielt der Graf von Provence an die versammelten Ausgewanderten folgende Anrede:

„Meine Herren! Unsere Freude ist zwar kurz gewesen, aber lebhaft. Es ist schrecklich, daß wir das Glück so nahe vor uns sahen, ohne dasselbe erreichen zu können. Wir dürfen jedoch noch nicht die Hoffnung verlieren, es fest halten zu können. Wir tragen Alle in unserem Herzen dieselbe Ehrfurcht, dieselbe Liebe zu unserem König. Der gegenwärtige Umstand, so unangenehm derselbe auch ist, legt doch unsere Anhänglichkeit an unsern Souverain an den Tag. Er beweist, daß rechtschaffene Leute von Bösewichtern betrogen werden können. Ich zweifle nicht daran, daß wir durch eine Machination der Nationalversammlung betrogen worden sind. Lasset uns Alle schwören, unserem unglücklichen Könige getreu zu bleiben."

Alle Anwesenden, mit dem Grafen von Artois an ihrer Spitze, leisteten dem König den Eid der Treue und gingen dann auseinander.

Nicht nur im Auslande, sondern auch zu Paris selbst, wurde die Nachricht von einer vorgeblichen

Flucht des Königs durch die Jacobiner verbreitet. Den 29. November war das Gerücht von einer heimlichen Abreise der königlichen Familie in den Vorstädten von Paris allgemein. An allen Ecken der Straßen sah man heftig geschriebene Anschläge, welche dem Volke diese Begebenheit kund thaten und bekannt machten, daß die französischen Prinzen an der Spitze von 40,000 Mann in Frankreich eingefallen seyen. Das Volk bezweifelte die Nachricht und blieb ruhig. Folglich war der Plan gänzlich vereitelt.

Bald darauf trat ein gewisser Carra, Redacteur der Zeitschrift „Annales patriotiques," im Jacobinerclubb auf, und hielt folgende unverschämte Rede daselbst:

„Der Geist der Tyrannei," rief er aus, „der Geist der Niederträchtigkeit, der Treulosigkeit, der Verstellung und der gänzlichen Verdorbenheit, ist mit dem alten Tyrannen, dem alten Hofe, mit dem alten Gange seiner Minister und seiner Höflinge, auf dem Throne geblieben!" Er behauptete: daß ein großer Theil der Mitglieder der Nationalversammlung von dem Könige bestochen sey, daß sich unter derselben 230 bis 240 Mitglieder befänden (gerade so viele, als Nicht-Jacobiner waren), die zusammengenommen monatlich 236,000 Livres vom Hofe bekämen. „Ich will," fuhr er fort, „erzählen, auf welche Art man die Mitglieder der Versammlung und die Zeitungsschreiber für den König gewinnt; ich will

erzählen, was mir selbst begegnet ist: Ich kannte schon seit langer Zeit einen Mann, welcher, ohne daß ich es wußte, ein Aristokrat war. Dieser besuchte mich vor einigen Wochen und sagte mir sehr süße Dinge. „Ihr seyd," sprach er, „als ein Freund des Friedens und der Ruhe bekannt; ihr wollt, daß die Gesetze vollzogen, daß die Constitution erhalten werde." — „Das versteht sich," gab ich zur Antwort. — „Der König sowohl, als die Königinn," fuhr jener fort, „meinen es recht gut, und haben die besten Absichten." — Ich spielte den Leichtgläubigen und erwiederte: „Das ist mir lieb; allein was wollen Sie eigentlich?" — „Umgekehrt," sagte er, „ich frage: was wollen Sie? verlangen sie eine Stelle?" — „Nein!" war meine Antwort. Nach einigen Tagen kommt man wieder. — „Ihr seyd ein rechtschaffener Mann," heißt es jezt, „man weiß, daß ihr die Constitution sehr liebt, und euch große Mühe gebet, dieselbe zu erhalten. Werfet doch, mir zu Gefallen, eure Bemerkungen über das Betragen der Minister auf das Papier." — „Meinetwegen!" sagte ich. Ich seßte diese Bemerkungen auf. Bald nachher bekam ich dieselben ohne Brief, aber mit einem Assignate von tausend Livres zurück. „Ha! ha!" sprach ich zu mir selbst, „dieß ist ein Bruchstück von der Civilliste; aber ein reines Gewissen ist besser als dieses Bruchstück." Nun wartete ich den weitern Fortgang der Sache ruhig ab. Man besuchte mich

wieder, man sagt: „Mit euren Bemerkungen ist man sehr zufrieden. Wenn ihr jeden Monat solche Bemerkungen mittheilen wollt, so wird man euch dieselben allemal auf dieselbe Art wieder zustellen.“ Von dem Assignate war weiter keine Rede. „Hier,“ rief Carra aus, „hier lege ich das Bruchstück der Civilliste auf den Tisch des Secretärs nieder, und verlange, daß fünfhundert Livres davon zum Besten der französischen Garde und fünfhundert Livres auf Verfertigung von Piken verwandt werden, von denen ich nur Eine für mich verlange!“ —

Manuel las in diesem Clubb nachstehendes Schreiben, das er an den König abgeschickt hatte, vor:

„Sire!“

„Ich liebe die Könige nicht . . . .

Hier stand ein Mitglied des Clubbs auf, und rief: „Meine Herren! ich liebe die Manuels nicht!“

„Ich liebe die Könige nicht, denn sie haben der Welt zu viel Böses zugefügt, wenn man sie auch nur nach der Geschichte beurtheilt, welche den Größten unter ihnen schmeichelt, nämlich den Eroberern, das heißt, Denjenigen, die ganze Nationen mordeten. Allein die Constitution, die mich frei gemacht, hat auch Sie zum König gemacht. Ich muß Ihnen daher gehorchen. Als Staatsbürger will ich Ihnen nun einige Wahrheiten sagen. Die Minister, welche Ihnen Alles sagen, selbst aber Alles thun wollen, haben Ihnen ohne Zweifel vorgegeben, daß das Volk

jeden Tag Ihre Abreise erwarte; allein dem Volk ist nicht unbekannt, daß man den Thron der Franzosen nicht mit sich fortzutragen vermag. Sie haben einen Sohn. Dieser Sohn gehört Frankreich, von da an, wo dasselbe nicht mehr Ihnen gehört. Frankreich muß ihn für sich erziehen. Fordern Sie daher selbst, daß man dieses Kind (welches dereinst erstaunen wird, wenn es fünf und zwanzig Millionen Menschen in der Erbschaft seines Vaters findet), fordern Sie selbst, daß es einem Freunde der Natur, dem Bernardin Heinrich de Saint Pierre anvertraut werde, welcher die Seele Fenelons mit der Feder J. J. Rousseaus verbindet. Dieser wird ihm die Kunst zu herrschen beibringen, welche die Bourbons bisher nicht gekannt haben, weil Sclaven beherrschen nicht herrschen heißen kann." —

Der Deputirte Brival schrieb einen noch unverschämteren Brief an den Monarchen, weil ihm eine Schildwache der Leibgarde am Eingange der Tuillerien seinen Stock hatte abnehmen wollen, den er ihr vor die Füße geworfen; der Brief fieng mit den Worten an: „Ich will jezt nicht untersuchen, ob der Garten der Tuillerien Ihnen oder der Nation gehört."

Ein anderes Schreiben, welches Manuel an die Minister schickte, und gleichfalls im Jakobinerclubb vorlas, characterisirt nicht minder den Geist der damaligen Zeit; es lautete:

„Minister des Königs! Höret den Mardochai,

welcher nicht fürchtet den Zorn Hamans. Einer unter Euch ist zwar dem Gesetze entwischt, allein er wird nicht der öffentlichen Meinung entwischen. Verdienet Ihr nicht Alle zusammen, daß ein Anklagedecret gegen Euch erlassen würde, da, seitdem ihr den Thron umgebet, die vollziehende Gewalt einem ehernen Pferde gleicht, welches beständig den Fuß aufhebt, ohne von der Stelle zu kommen? Eure heuchlerischen Lügen in dem Senate sollen mich nicht täuschen; denn mir ist schon lange bekannt, daß der Hof einem Lustspiele gleicht, in welchem die Bedienten mehr Verstand haben, als die Herren."

Am zwölften Februar sagte Manuel auf dem Rednerstuhle der Jakobiner: „Endlich ist die Zeit vorhanden, einen Menschen zum Wohl des Ganzen umzubringen; und dieser Mensch muß ein Minister seyn. Alle Minister sind so strafbar, daß ich fest überzeugt bin, daß die Nationalversammlung sehr gerecht handeln würde, wenn sie einen unter ihnen durch das Loos herausziehen ließe, und ihn alsdann auf das Schaffot schickte." — „Nicht Einen! nicht Einen! sondern Alle! Alle!" schrien die Zuhörer auf den Gallerien.

Ceremonielle Mißhelligkeiten der Nationalversammlung mit dem Könige.

Die von der Nationalversammlung ernannten Mitglieder, welche die Beschlüsse der Versammlung am 13. December zur Genehmigung überbringen sollten, hatten von dem Könige die Nachricht erhalten, daß er sie des Vormittags um neun Uhr erwarten wollte. Sie gingen in den Pallast der Tuillerien, ehe es neun Uhr geschlagen hatte. Der König befand sich in seinem Staatsrathe; man ersuchte sie daher, in dem Vorzimmer einige Augenblicke zu verziehen. Allein sie gingen weg, und äußerten, daß ihnen die Majestät der Nation nicht erlaubte, auf den König zu warten.

Am Abende desselben Tages machten sie dieses der Nationalversammlung bekannt. Die Herren Granneuve, Brival und Lacroix sahen in dieser Begebenheit bereits ein Staatsverbrechen des Königs.

Am vierten Februar erzählte Rühl der Nationalversammlung, daß er nebst drei andern Mitgliedern der Versammlung am vorigen Abende dem König einige Beschlüsse zur Genehmigung hätte überbringen wollen. Der König hätte sich in seinem Staatsrathe befunden. Ein Livreebedienter des Königs hätte gefragt: ob es ihnen gefällig wäre, in dem Saale der Gesandten, oder in dem Saale der Wache, so lange zu verziehen, bis der König aus dem Staatsrathe käme? Sie seyen hierauf in den Saal geführt

worden, hätten aber in demselben nur einen Schrank gesehen. Herr Rühl behauptete, daß er, nebst seinen drei Collegen, es für eine Beleidigung angesehen hätte, in ein Zimmer geführt worden zu seyn, das so schlecht aufgeputzt wäre, und daß er sich darüber beklagt habe. Er habe zur Antwort erhalten, daß dieses das Staatszimmer sey, in welches auch die auswärtigen Gesandten geführt werden. Bald nachher habe man ihnen angekündigt, daß der König sie erwarte. Sie hätten befohlen, daß bei ihrem Eintritte in das königliche Zimmer beide Flügelthüren sollten geöffnet werden. Allein der erste Kammerherr, und nachher auch der Minister der Gerechtigkeitspflege, haben ihnen bemerklich gemacht, daß man die beiden Thüren niemals anders öffnete, als wenn eine Gesandtschaft von sechzig Mitgliedern der Versammlung erschiene, — sonst niemals, nicht einmal für die auswärtigen Gesandten; daß sie sich also den eingeführten Gebrauch möchten gefallen lassen. Rühl brach hierüber in eine laute Declamation aus. Er hätte einen natürlichen, unüberwindlichen Widerwillen, mit Leuten, welche in den Vorzimmern vegetirten, sich auf Einen Fuß gesetzt zu sehen. Er wäre daher im Namen des Volkes darauf bestanden, daß ihm beide Flügelthüren müßten geöffnet werden, ohne Rücksicht, was die Etikette verlangte. Zuletzt hätte er nachgegeben. Jedoch erwarte er nunmehr den Ausspruch der Versammlung über diesen Ge-

genstand. „Ich glaube," sprach er, indem er seine Rede endigte, „ich glaube die Ehre der Nation gerettet, und meine Pflicht gethan zu haben."

Die Mitglieder der Versammlung debattirten über diesen Gegenstand, und es wurde beschlossen, daß der Ausschuß der Gesetzgebung am folgenden Tage einen Bericht darüber abstatten sollte.

Am sechsten Februar erzählte Thüriot der Nationalversammlung: er sey am vorigen Abende mit drei andern Mitgliedern der Versammlung nach dem Pallaste der Tuillerien zu dem Könige gegangen, um demselben einige Beschlüsse der Versammlung zur Genehmigung zu überbringen; der König hätte sich eben in dem Staatsrathe befunden. Ein Kammerherr hätte die Abgesandten gebeten, in dem Saale der Gesandten einige Augenblicke zu verziehen. Allein sie haben alle vier dafür gehalten, daß es sich nicht für ihre Würde schickte, in einem Zimmer sich aufzuhalten, welches so schlecht möblirt sey, sie wären also unverrichteter Sache wieder weggegangen.

Girardin (Rousseau's Zögling), Cambon, Cautton, Gensonné, Grangeneuve und Andere, machten einen gewaltigen Lärm, und verlangten, daß dem Könige befohlen und vorgeschrieben werden sollte, wie er die Gesandtschaften der Nationalversammlung aufnehmen müsse. Endlich, während sich dieselben noch über die Freiheiten stritten, welche

sie sich gegen den König herausnehmen könnten, kam der folgende Brief des Königs:

Paris den 6. Februar 1792.

„Meine Herren! Es ist eine Schwierigkeit über die Art entstanden, wie die Commissarien, welchen die Nationalversammlung aufträgt, mir ihre Beschlüsse zu überbringen, bei mir empfangen werden müßten."

„Ich habe bisher den Gebrauch befolgen lassen, welcher in meinen Verhältnissen mit der constituirenden Versammlung beständig befolgt worden ist, und ich habe dafür gehalten, daß es schicklich sey, diejenigen Gelegenheiten, welche der gesetzgebende Körper selbst durch die Anzahl der Gesandten, die er mir zusendet, feierlicher zu machen für nöthig hält, auch auf irgend eine Weise auszuzeichnen. Demzufolge habe ich Gesandtschaften von sechzig Mitgliedern beide Thürflügel öffnen lassen; auch habe ich befohlen, daß man dieselben ebenfalls Gesandtschaften von vier und zwanzig Personen öffnen sollte, falls es die Versammlung für gut hielte, mir dergleichen zu senden. Die Commissarien, welche am Freitage gekommen sind, um mir Beschlüsse vorzulegen, haben verlangt, diß ihnen beide Thürflügel geöffnet werden sollten. Allein da diese Commissarien, nach den Bemerkungen, die ihnen gemacht worden sind, auf dieser Fordeung nicht bestanden, so habe ich nicht weiter daran gedacht. Ich erfuhr

nachher, daß sie der Nationalversammlung Bericht davon abgestattet hätten, und daß diese den Gegenstand einem Ausschusse zur Untersuchung übergeben habe. Da ich nun eine Sache dieser Art gar nicht für wichtig halte, so war ich entschlossen, abzuwarten, ob mir die Versammlung ihren Wunsch überreichen würde, falls sie es für nöthig hielte, sich mit diesem Gegenstande zu beschäftigen. Allein ich war ganz erstaunt darüber, daß, ehe noch die Versammlung ihren Wunsch geäußert hat, die Commissarien, welche gestern gekommen sind, um Beschlüsse zu meiner Genehmigung zu überreichen, diese Forderung erneuerten und weggiengen; denn ich habe dafür gehalten, daß ich so lange, bis die Versammlung sich würde erklärt haben, den einmal eingeführten Gebrauch beibehalten müßte. Unstreitig wird die Versammlung einsehen, wie wichtig es ist, daß die Verhältnisse, welche zwischen ihr und mir Statt finden, beobachtet werden, und sie wird sich gewiß bestreben, mit mir in dieser Rücksicht eine Uebereinkunft zu treffen."

„Ludwig."

„Auf Befehl des Königs, M. L. F. Düport."

Die Versammlung beschloß hierauf folgendes:

„Da die Nationalversammlung in Erwägung gezogen hat, daß der König durch seinen Brief von dem heutigen Tage die Art und Weise zu wissen verlangt, wie ihre Commissarien, welche Beschlüsse

zur Genehmigung überbringen, empfangen werden sollen; da sie ferner in Erwägung zieht, daß alle Gesandtschaften des gesetzgebenden Körpers an den König einerlei Character haben, ihre Anzahl sey welche sie wolle; so trägt sie ihrem Präsidenten auf, an den König zu schreiben, daß es der Wunsch des gesetzgebenden Körpers sey, daß bei einer jeden Gelegenheit die Mitglieder der Versammlung, welche im Namen derselben erscheinen, ohne Unterschied mögen empfangen werden."

Auf den Vorschlag Rouillier's ward beschlossen, daß in den Briefen der Versammlung an den König dieselbe Etikette beobachtet werden sollte, welche der König in seinen Briefen an die Nationalversammlung beobachte.

Condorcet, der Präsident der Versammlung, schrieb hierauf zufolge dieses Beschlusses den folgenden Brief, der vorgelesen und gebilligt wurde:

„Die Nationalversammlung, Sire, hat mir aufgetragen, Ihnen die Entscheidung bekannt zu machen, welche sie heute gegeben hat. Sie will, daß das Gesetz vom 17. Junius 1791 befolgt werde, und hält dafür, daß kein Unterschied zwischen den Gesandtschaften zu machen sey, welche alle mit demselben Character bekleidet sind, ihre Anzahl sey welche sie wolle. Die Nationalversammlung hält sich überzeugt, daß es Ihre Meinung ist, die Eintracht zu

unterhalten, welche zwischen ihr und Ihnen vorhanden seyn muß."

„Der Präsident der Nationalversammlung,
Condorcet."

Nachdem der Brief geschrieben war, berathschlagte sich die Versammlung darüber, auf welche Weise derselbe dem Könige überbracht werden sollte. Anfänglich wollte man Commissarien unter den Mitgliedern der Versammlung ernennen, welche dem Monarchen dieses Meisterstück patriotischer Höflichkeit überbringen sollten, und die Versammlung beschloß es. Allein es konnte sich Niemand entschließen, eine so sonderbare Botschaft zu übernehmen. Es schlug daher ein Mitglied vor: dem Könige den Brief durch einen Bedienten der Versammlung zu übersenden. Ein anderer rief: „Sendet dem Könige den Brief durch die Post zu!" worüber ein gewaltiges Gelächter entstand. Es wurde endlich dem Könige der Brief durch einen Bedienten der Versammlung übersandt.

So war also die Weise beschaffen, auf welche die Versammlung mit dem erblichen Stellvertreter der Nation sich in Briefwechsel setzte! So tief war Ludwig XVI., der rechtmäßige Erbe und Nachkömmling von sechzig Königen, bereits herabgewürdigt, daß er mit dem Exmarquis Condorcet auf einer Stufe stand!

Am 7. Februar kamen die von der Nationalversammlung zu dem Könige gesandten Commissarien, welche einige Beschlüsse zur Genehmigung überreichen sollten, zurück, und erzählten triumphirend, daß ihnen in dem Saale des Monarchen beide Thürflügel zu ihrem Einzuge geöffnet worden seyen.

Was die Jakobiner so dreist und verwegen machte, war das unsinnige, zum Theil schändliche und nichtswürdige Benehmen der Ausgewanderten. Die großen Schaaren der ausgewanderten Franzosen, die einzigen Gegner, welche ihnen vielleicht hätten die Spitze bieten können, wiegten sich in den Träumen schwärmerischer Plane, brachten Tage und Nächte in Ueppigkeit und Wollust zu, verschwendeten Geld und Zeit, rächten sich durch ohnmächtige Drohungen, erwarteten fremde Hülfe, die nicht kam, und gaben den Jakobinern täglich neue Beweise, daß wenig von ihnen zu befürchten sey.

Ja, was noch weit schlimmer war, diese Ausgewanderten waren unter sich selbst nicht einig. Sie haßten sich, und stritten untereinander mit großer Bitterkeit über die nach vollbrachter Gegenrevolution in Frankreich einzuführende Regierungsform, über zwei Kammern oder drei Kammern, über die Einrichtung der Monarchie unter Carl dem Großen und Philipp dem Schönen, über die künftige Zusammenberufung der Reichsstände und die Nichtzusammenberufung derselben. Sie glichen

(sagt ein vortrefflicher Schriftsteller) den Eigenthümern eines brennenden Gebäudes, die, statt ihre Kräfte zu vereinigen und gemeinschaftlich das Feuer zu löschen, dem Brande zusehen, und sich über den bei der Wiederaufbauung des Gebäudes zu befolgenden Riß zanken.

Louvet kam vor die Schranken, und declamirte gegen die Ausgewanderten in dem schwülstigen Style, welcher seit der Revolution in Frankreich zur Mode geworden war. „Eine Handvoll Rebellen," sprach er, „darf sich nicht den kleinern Theil der Nation nennen; sie ist blos der Abschaum der Unreinigkeiten derselben, ein Ungeheuer von einem Kinde; es sind Landstreicher, die ehemals Edelleute hießen; es sind würdige Nachkommen Kains, des ältern Sohnes des ersten Menschen, und dürsten, so wie jener, nach Abels Blute; es sind neue Catilina's, die von dem alten nichts als die Wuth haben. Sie wollten uns zu Sklaven machen, und wir machten sie zu Prinzen. Diese Rebellen haben die Geduld des Volkes ermüdet. Wir bitten euch, das Siegel eures heiligen Zornes auf die Stirn jener Menschen zu drücken. Finden dieselben Porsennas, — nun, so zählt Frankreich Tausende von Scävolas. Mirabeau ist nicht mehr vorhanden, und Condé lebt noch! Himmel! wo ist deine Gerechtigkeit!" u. s. w.

Diese Rede wurde mit außerordentlichem Beifallklatschen aufgenommen.

Carl von Bourbon Montmorency, auch Alexander von Crequy genannt, ein Abentheurer, der kurz vorher aus dem Gefängnisse von Stettin entlassen worden war, erschien vor den Schranken der Nationalversammlung, und erzählte den Roman seines Lebens. Seinem Vorgeben nach war er im Jahre 1737 geboren, und ein natürlicher Sohn des Königs Ludwig XV., welcher seine Mutter heimlich geheirathet hatte. Diese seine Mutter heirathete nachher den Alphonsus de Crequy, als sich Ludwig XV. mit der Tochter des Königs von Pohlen vermählte. Er sey, versicherte er, vierzigmal eingekerkert worden, und habe zuletzt neun Jahre in einem Schlosse nahe bei Stettin gefangen gesessen, aus welchem er nunmehr durch die Nationalversammlung errettet worden sey.

Die Lügen dieses Mannes waren in die Augen fallend. Ludwig XV. vermählte sich im fünfzehnten Jahre seines Alters, im Jahre 1725, mit der Tochter des pohlnischen Königs Stanislaus. Dennoch behauptete dieser Betrüger, der Sohn des Königs aus einer noch frühern Ehe und im Jahre 1737 geboren zu seyn. Wie läßt sich dies vereinigen?

Kaum hatte der vorgebliche Bourbon seine Rede geendigt, als der Excapuciner Chabot sich desselben annahm, und behauptete, es sey billig, daß Diejenigen, welche vormals der Despotismus verfolgt habe, nunmehr aus der Civilliste entschädigt würden.

Ein

Ein Theil der Versammlung klatschte ihm Beifall zu, ein anderer zischte.

Am 29. Januar kam dieser sogenannte Bourbon Montmorency Crequy abermals vor die Schranken und verlangte Entschädigung für die Plagen, welche ihn der vormalige Despotismus habe erdulden lassen.

In der Sitzung vom 1. Februar sprach der Präsident, Herr Guadet: „Als ich heute frühe in den Saal trat, fand ich Carl Bourbon Montmorency Crequy, mit einem Gefolge von ungefähr sechzig Personen. Zu Anfang der Sitzung begab er sich nebst seinen Begleitern hinweg. Seitdem hat er mir nach einander drei Briefe zustellen lassen. In dem ersten hält er dringend um Unterstützung an, weil er sonst verhungern müsse. In dem zweiten behauptet er, daß ihm neulich vor den Schranken von seinen Feinden wichtige Papiere entwendet worden seyen. In dem dritten droht er, wenn seine Sache in dieser Sitzung nicht entschieden werde, seine Widersacher nach aufgehobener Sitzung in Bildniß, wo nicht gar wirklich, aufhängen zu lassen."

Im November las Bazire der Versammlung einen Brief vor, welcher, wie er sagte, von Herrn Barnier, einem Generaleinnehmer der Finanzen, an einen seiner vertrauten Freunde geschrieben, und in welchem von einer bevorstehenden Gegenrevolution die Rede war. Bazire gab nicht an, wie der Brief in seine Hände gekommen sey. Als er

gefragt wurde, auf welche Weise er zu dem Besitze desselben gelangt sey? erzählte er Folgendes: Ein Schlossergeselle zu Auxonne arbeitete in dem Hause Noirot's. Während dieser abwesend war, schlich der Schlossergesell dem Dienstmädchen in das Schlafzimmer ihres Herrn nach, wo sie eben beschäftigt war, das Bett zu machen. Er schäkerte mit ihr, warf sie auf das Bett, u. s. w. Nachdem dieses geschehen war, ging er in dem Zimmer umher, und untersuchte die auf den Tischen liegenden Papiere. Unter denselben fand er auch den genannten Brief. Diesen steckte er in die Tasche, ging weg und gab denselben seinem Herrn, dem Schlossermeister Boulon, welcher ihn an Bazire sandte.

Auch Cloots erhielt Erlaubniß, vor der Versammlung zu erscheinen, und hielt eine Rede, in welcher er vorschlug, am 20. Januar Deutschland den Krieg anzukündigen. Diese Rede wurde sehr beklatscht, von dem Präsidenten sehr höflich beantwortet, und der Druck derselben befohlen.

Am 7. Februar 1792 erschien vor den Schranken der Versammlung ein Savoyarde, Namens Caffe, der in seinem Vaterlande zum Galgen verurtheilt worden war, aber Gelegenheit gefunden hatte, aus dem Gefängnisse zu entweichen. Er gab sich für einen Märtyrer der Freiheit aus, ließ den gegen ihn ergangenen Urtheilsspruch der Versammlung vorlesen, und bat um Schuß. Herr Isnard sagte: es zie-

me der Versammlung, die Schande der Tyrannen aufzudecken, um die Völker zum Hasse der Despoten zu reizen. Herr Bazire meinte: ein solches Todesurtheil eines Despoten wäre ein Ehrentitel. Ein anderes Mitglied behauptete, dieses Todesurtheil wäre eben so viel werth, als eine französische Bürgerkrone! Der Präsident, Herr Condorcet, antwortete dem Savoyarden: „Die Versammlung wird die sonderbaren Thatsachen untersuchen, welche Ihr derselben entdeckt habt. Die Stellvertreter des französischen Volkes werden niemals vergessen, was sie der Gerechtigkeit sowohl als der Würde der Nation schuldig sind. Nehmet nun, als ein Märtyrer der Freiheit, einen Platz in dem Heiligthume derselben.“ Und so sezte sich dann der Savoyarde in die Reihe der Gesetzgeber der französischen Nation, unter dem lauten Beifallklatschen der Mitglieder der Versammlung und der Zuhörer auf den Gallerien.

Schlimmer Zustand der französischen Finanzen.

Der Zustand der Finanzen Frankreichs wurde durch alle diese Unordnungen täglich zerrütteter und schlimmer. Gegen das Ende des Jahres 1791 beschloß die Nationalversammlung: 1) daß die Summe der in Umlauf zu setzenden Assignaten, welche sich, zufolge der Beschlüsse der constituirenden Versammlung, bereits auf 1300 Millionen Livres beliefen, bis auf 1400 Millionen erhöht werden sollte. 2) Daß aber noch überdieß für 300 Millionen Assignaten von fünf

Staatl. Bibliothek Bamberg

Livres verfertigt werden ſollten, die man in dem Nationalarchive niederlegen, und nur vermöge eines Beſchluſſes des geſetzgebenden Körpers aus demſelben ſollte herausnehmen können." Die ganze Summe der verfertigten Aſſignaten betrug demzufolge am 1. November 1791 2100 Millionen Livres; denn die conſtituirende Nationalverſammlung ließ erſt 400 Millionen, dann 800 Millionen, und endlich im Junius 1791 noch 600 Millionen verfertigen; alſo in Allem für 1,800 Millionen. Nun wurden noch 300 Millionen zu verfertigen beſchloſſen; folglich in Allem 2100 Millionen, wovon aber nicht mehr als 1,400 Millionen auf einmal im Umlaufe ſeyn ſollten. Die Summe der zurückgekommenen und verbrannten Aſſignaten betrug am 1. November 318 Millionen Livres.

Der Genfer Claviere, der eigentliche Urheber des Aſſignatenplans, welcher für ſich und für ſeine Freunde ungeheure Summen mit dieſer Speculation bereits gewonnen hatte, ſtrebte darnach, Finanzminiſter zu werden. Er hielt zu dieſem Zwecke am 3ten November eine weitläufige Rede vor der Verſammlung, deren Gegenſtand der Zuſtand der Finanzen war. Er ſchlug vor, daß die Verſammlung die Rückzahlung aller Schulden des Staates ſuſpendiren, und folglich einen verdeckten Staatsbankerott machen ſollte.

Das Deficit vom Monate October 1791 betrug 79,730,187 Livres; das Deficit vom Monate November 31,700,000 Livres. Im Jahre 1789, als der König die Reichsſtände zuſammen berief, betrug das

Deficit im ganzen Jahre nicht mehr als 56 Millionen Liv.; im Jahre 1791 belief sich dasselbe auf 400 Millionen Livres.

Am 8. December wurde abermals die Verfertigung von 200 Millionen Assignaten beschlossen.

Am 17. December beschloß die Versammlung: „1) daß die Summe der in Umlauf zu setzenden Assignaten, welche am 1. November auf 1400 Millionen festgesetzt worden war, nunmehr auf 1600 Millionen erhöht werden sollte. 2) Um den Cassen den Belauf dieser Summe zu liefern, und die verbrannten Assignaten zu ersetzen, beschließt die Versammlung eine neue Ausgabe von 300 Millionen Assignaten, welche von den, vermöge der Gesetze vom 1. November und 8. Decembers verfertigten Assignaten genommen werden sollen."

Am 17. December waren demzufolge für 2300 Millionen Livres Assignaten verfertigt.

Am 4. Januar ward wieder die Verfertigung von 300 Millionen Livres Assignaten beschlossen, wodurch die ganze Anzahl der verfertigten Assignaten auf 2600 Millionen Livres stieg.

Das Deficit vom Monat December 1791 betrug 35,957,141 Livres; das Deficit vom Monate Januar 1792 betrug 42,205,611 Livres. Dabei ist aber zu bemerken, daß der Versammlung keine genaue Rechnung darüber abgelegt ward, und daß jeden Monat 12 bis 14 Millionen für besondere Ausgaben

angesezt wurden, von denen, außer dem Finanzausschusse, Niemand wußte, worin sie bestunden.

Das Deficit vom Monate Februar 1792 betrug 40,402,877 Livres; das Deficit vom Monat März 1792 belief sich auf 47,270,545 Livres; das Deficit des Monats April betrug 47,207,401 Livres.

Da der König, wie oben erzählt worden ist, das von der Versammlung gegebene Gesetz gegen die Ausgewanderten nicht genehmigt hatte, so suchten die Jacobiner durch andere Mittel denselben Zweck zu erreichen.

Am 13. Dec. erschien Pethion an der Spitze des Bürgerraths von Paris vor den Schranken der Versammlung, und verlangte eine Erklärung des Gesetzes vom 24. Junius, vermöge welches verordnet worden war, daß keinem Franzosen ein Gehalt, eine Pension, oder eine Schuldforderung bezahlt werden sollte, wenn er sich nicht in Person stellen oder einen Bevollmächtigten senden würde, nebst einem Attestate von dem Bürgerrathe seines Wohnorts, um zu beweisen, daß er sich innerhalb des Reiches aufhalte.

Die Versammlung beschloß, wie folgt:

„Die Nationalversammlung hat erwogen, daß ausgewanderte Franzosen nach Frankreich zurück kommen, um Attestate ihrer gegenwärtigen Anwesenheit zu erhalten, in der Absicht, dem Gesetze vom 24. Jun. auszuweichen.“

„Die Nationalversammlung hat, nachdem die Sache für dringend erklärt worden, in Erwägung gezogen, daß es nöthig sey, dem Gesetze vom 24. des verflossenen Junius mehr Ausdehnung, und, in Rücksicht auf die Formalitäten, welche für die Zahlung in den verschiedenen Cassen der Nation zu beobachten sind, eine genauere Bestimmung zu geben; sie beschließt, wie folgt:"

„1) Kein Franzose, der von dem öffentlichen Schatze einen Gehalt, Pension, Schuld oder Leibrente zu fordern hat, von welcher Art dieselben auch seyn mögen, kann die Bezahlung aus den Cassen der Nation erhalten, er mag sich in Person darstellen, oder einen Bevollmächtigten senden; es wäre dann, daß er nebst der Quittung ein Attestat vorlegte, welches bezeugte, daß die Person, die sich darstellt, oder die die Vollmacht ausgefertigt hat, um diese Zeit in dem Reiche oder in den französischen Colonien und Besitzungen wohnt, und während sechs Monaten ununterbrochen daselbst gewohnt hat."

„2) Das Attestat soll von Niemand anders, als von dem Bürgerrathe des wirklichen Wohnorts, ausgefertigt, und von den Aufsehern des Bezirks beglaubigt werden. Sowohl der Bürgerrath, als die Aufseher des Bezirkes, sollen dafür verantwortlich seyn."

„3) Die Attestate sollen von dem Tage an, an welchem sie von den Aufsehern des Bezirks beglaubigt werden, nur einen Monat lang gültig seyn."

„4) Die Kaufleute sind von den obigen Verfügungen ausgenommen, unter der Bedingung, daß sie ein, von den Aufsehern des Bezirkes beglaubigtes Attestat ihres Bürgerrathes vorlegen, wie sie diese Profession treiben, und daß sie vor Bekanntmachung des gegenwärtigen Beschlusses Patente gekauft haben."

„5) Wenn von einem öffentlichen Beamten die Rede ist, so soll das Attestat ferner bescheinigen, daß er sich auf seinem Posten befindet, und denselben vorher innerhalb sechs Monaten nicht verlassen hat."

„6) Uebrigens ist durch diesen Beschluß in den Verfügungen des Beschlusses vom leztverwichenen 24. Junius nichts geändert."

„7) Es sollen auch keine Anweisungen auf Gelder dieser Art, kein Verkauf derselben gültig seyn, wofern nicht die nemlichen Formalitäten dabei beobachtet worden sind."

Am 1. Januar 1792 beschloß die Versammlung, „daß eine Anklage Statt finde gegen Ludwig Stanislaus Xaver (den Grafen von Provence), gegen Carl Philipp (Grafen von Artois), gegen Ludwig Joseph (Prinzen von Condé), französische Prinzen; gegen Herrn Calonne, ehemals Finanzminister; gegen Herrn Laqueuille (Marquis), und Gregorius Riquetti (Vicomte von Mira-

beau), als welche feindlicher Angriffe und Verschwörungen gegen die allgemeine Sicherheit des Staats und gegen die Constitution verdächtig seyen."

Am 16. Januar beschloß die Versammlung einstimmig, daß der Graf von Provence seines Rechtes an die Regentschaft verlustig sey, und am 18. Januar wurde dieser Beschluß auf folgende Weise abgegeben:

„Die Nationalversammlung hat erwogen, daß Ludwig Stanislaus Xaver, französischer Prinz, der den nächsten Anspruch auf die Regentschaft hatte, zufolge der Aufforderung des gesetzgebenden Körpers, welche den 7. November 1791 proclamirt wurde, nicht in das Reich zurückgekehrt, und daß die Frist von zwei Monaten, welche ihm die Proclamation vorgeschrieben hatte, verflossen ist; sie erklärt deßwegen, zufolge der Vorschrift der Constitution Cap. II. Abschn. III. Art. 2., daß Ludwig Stanislaus Xaver, französischer Prinz, als seinen Rechten auf die Regentschaft entsagt zu haben angesehen werde, und derselben verlustig sey. Die vollziehende Gewalt wird die zur Bekanntmachung des gegenwärtigen Beschlusses des gesetzgebenden Körpers nöthigen Befehle ertheilen. Sie wird denselben proclamiren lassen, und, von der Zeit an gerechnet, da ihr solcher vorgelegt werden wird, innerhalb drei Tagen der Nationalversammlung von den zu diesem Zwecke ergriffenen Maßregeln Rechenschaft geben."

Am 27. Januar schlug Herr Cobet der Versammlung ein Gesetz über die Pässe der in und aus Frankreich reisenden Personen vor. Dieses Gesetz unterwarf alle Bürger des Staats, selbst den König nicht ausgenommen, der Nothwendigkeit, auf Reisen mit einem Passe versehen zu seyn. Dieser Paß sollte eine genaue Beschreibung der Person des Reisenden enthalten, und an jedem Orte vorgezeigt werden.

Am 9. Februar wurde beschlossen, daß die Güter der Ausgewanderten unter die Hand der Nation und unter die Oberaufsicht der verwaltenden Körperschaften genommen werden sollten.

Am 11. März kamen auf Veranstaltung der Jakobiner einige Pariser Bürger vor die Schranken der Versammlung, und verlangten, daß die vollziehende Gewalt in Beziehung auf die Civilliste der Bezahlung der öffentlichen Abgaben unterworfen werde. Sie wurden angehört und erhielten die Ehre der Sitzung. Mailhe stand auf und sagte, es werde überflüssig und inconsequent seyn, einen Beschluß über diesen Gegenstand fassen zu wollen, da vermöge des Gesetzes alle öffentlichen Beamten dem Abzuge der Summen, welche sie nach Verhältniß ihrer Besoldung der Nation zu bezahlen haben, bereits unterworfen seyen. Es verstehe sich von selbst, daß der König als öffentlicher Beamter von Bezahlung der Abgaben nicht ausgenommen seyn könne. Auf diesen Vortrag beschloß die Versammlung, zu der Tagesordnung überzugehen,

weil die Sache bereits durch ein Gesetz entschieden sey. Hierdurch wurde also Ludwig XVI. von der Versammlung als ein Besoldeter der ersten Auflage unterworfen, die er in seinem Leben bezahlt hatte, und verlor vier bis fünf Millionen jährlich von seiner Civilliste. Auch dieses geschah aus keinem andern Grunde, als um den Monarchen recht tief zu kränken.

Den 20. März setzte die Nationalversammlung als die einzige Art von Todesstrafe, welche künftig in Frankreich Statt haben sollte, das Enthaupten durch eine von dem Arzte Guillotin erfundene, und nach ihm Guillotine genannte Maschine fest, nachdem ein anderer berühmter Wundarzt, Louis, sein Gutachten darüber bei der Versammlung eingegeben hatte.

Alle Parteien wollen Krieg, dem sich Robespierre allein widersetzt.

Alle Parteien wollten den Krieg, alle Parteien hofften, bei dem Kriege zu gewinnen; alle Parteien bemühten sich, einen Bruch mit dem Hause Oesterreich zu bewerkstelligen. Die Royalisten nebst den Ausgewanderten versprachen sich vorzüglich viel von einem auswärtigen Kriege. Sie hofften, über das Gesindel der Bürgermiliz (wie sie sich ausdrückten) bald zu triumphiren, und dann das Ansehen des Thrones, der Kirche und des Adels mit bewaffneter Hand wieder herzustellen und alle Neuerungssüchtigen

zu vertilgen. Die ächten Patrioten, nebst den eifrigen Anhängern der Constitution, wollten den Krieg, weil sie denselben für das einzige Mittel hielten, alle Parteien zu vereinigen, die noch schwache Constitution fest zu gründen, den auswärtigen Mächten zu beweisen, daß der Franzose unter dem Einflusse seiner Constitution nicht weniger tapfer fechte, als unter der unumschränkten Regierung seiner Monarchen, und endlich um den ausgewanderten Adel, der sich an den Gränzen versammelt hatte, zu demüthigen. Ein Nebengrund dieser Partei, den Krieg zu wünschen, war auch der, durch Einführung der französischen Constitution in allen Ländern Europa's ganz Europa zu erobern.

Die republikanische Partei hatte ihre Gewalt über die Versammlung hinlänglich erprobt, und eilte mit geflügelten Schritten ihrem Ziele entgegen; auch sie wollte den Krieg. Ein einziger Mann hielt lange Zeit ihre Projecte auf, und dieser Mann war Robespierre. Er wählte seine Freunde immer unter Denjenigen, die am meisten Popularität besaßen. Der Drang, Nebenbuhler zu bekämpfen, die ihn zu verdunkeln drohten, veranlaßte ihn, sich dem Krieg, und folglich ihnen zu widersetzen, obgleich demselben die Hoffnungen seiner Parthei und seine eigenen ehrgeizigen Absichten günstig waren. Im Jakobinerklubb wurde zwischen Robespierre und

Brissot Europas Schicksal verhandelt. Der Erste sagte zu den Jakobinern: Ihr, die ihr die beständigsten und muthigsten Gegner des treulosesten aller Höfe seyd, hütet euch, heute das Werkzeug seiner Absichten zu werden. Brissot schlägt euch den Krieg vor; ich frage ihn, wo unsere Armeen sind? — wo unsere Kriegsvorräthe, wo die Generale, die sie befehligen sollen? Wie es möglich war, daß mitten unter einem großen Volke voll Begeisterung und Liebe für seine Freiheit, der Hof ungestraft tausend Verräthereien anzetteln konnte! Und können wir glauben, daß er sich deren enthalten würde, wenn er allein unsere Armeen anführen wird? Und gegen wen? — Gegen diejenigen, welche ihn rächen wollten, gegen seine Freunde, seine Verwandten, seine Mitschuldige! Ich sehe nicht nur bei Denjenigen Treulosigkeiten voraus, welche den Krieg leiten werden, sondern selbst bei Denjenigen, die ihn vorschlagen. Man will die französische Revolution durch Unglücksfälle demüthigen, die schon in den Cabinetten von Wien und Paris verabredet und beschlossen worden sind. Man urtheilt mit Recht, daß alle Anstrengungen der Ausgewanderten für sich allein kraftlos sind. Man will, daß wir selbst alle ängstlichen und unentschlossenen Könige zu entscheidenden Schritten auffordern sollen, damit Europa mit seinem ganzen Gewichte auf uns laste. Ja, ich fürchte nicht, es zu sagen, das Blut unserer Soldaten ist schon im Voraus verkauft. Man

wird die Patrioten aus dem Lande schicken, um sie dem sichern Tode zu weihen. Je mehr ich hierüber nachdenke, desto mehr füllt sich meine Seele mit traurigen Ahnungen. Ich sehe, wie diejenigen, welche feiger und meuchelmörderischer Weise das Blut unserer Brüder auf dem Marsfeld vergossen haben, sich des Oberbefehls bemächtigen. Welche Garantie bietet man meiner nur zu gerechten Bekümmerniß dar? Den Patriotismus der Herren Brissot und Condorcet? — Ich weiß nicht, ob er thätig, ich weiß nicht, ob er sehr aufrichtig ist; aber ich weiß wenigstens, daß er sehr saumselig ist. Ich habe sie als Verehrer des Herrn Lafayette gesehen; sie waren einige Augenblicke seine Gegner, wenigstens schienen sie es; indessen sah ich, daß nur sie allein, nach dem verabscheuungswürdigen Erfolg, den sie ihm vielleicht vorbereitet hatten, verschont blieben. Schon erblicke ich Herrn Lafayette an der Spitze der Generale, die unsere Armeen commandiren sollen. Brennt er etwa vor Begierde, sich in dem Blute der Feinde von jenem der großmüthigsten Vertheidiger des Vaterlandes, welches durch ihn auf dem Marsfeld vergossen wurde, zu reinigen? — Glaubt es nicht! Dieser Mensch, mit Unwillen von den Patrioten zurückgewiesen, sucht ihnen Feinde von innen und außen zu erwecken, Feinde, welche unter denselben Fahnen marschiren werden. Indessen billigen die Herren

Brissot und Condorcet diesen Vorschlag. Ich sehe alle die Verräther, welche in den lezten Tagen die verfassende Versammlung feigerweise verlassen hatten, Befehlshaberstellen bekleiden. Alles verschwört sich, unsere Soldaten zu verführen. Wenn aber, wie ich glaube, ihre Vaterlandsliebe unerschütterlich ist, so wird man sich durch Verrath rächen, weil man sie nicht bestechen konnte. Dieß ist, ich erkläre es, alles was ich von den Herrn Lameth und Narbonne erwarte, welche in den knechtischen und treulosen Intriguen des Hofes erzogen worden sind, welche nur in der Verführung der Weiber, und selbst derer ihrer Männer sich auszeichnen. Wenn ich sehe, wie Condorcet und Brissot ihren Götzen aus dem jungen Günstling (Narbonne) der alten Töchter Ludwigs XV. machen, so glaube ich, daß ihr Patriotismus entweder sehr seicht, oder sehr lau seyn muß. Bevor du tugendhaftes Volk, und ihr großmüthigen Jakobiner, die Knoten aller dieser Intriguen zerhauen habt, hütet euch, glaubt mir, einen Krieg anzufachen, der gegen euch geführt werden wird. Die Patrioten haben die großen Anstrengungen ohne ihre Hülfe gemacht; sie müssen auf der Hut gegen ihre Einflüsterungen seyn."

Diese Rede zeigt, wie uneinig die Gegner des Königs unter sich selbst waren; aber der Hof, statt hieraus den Vortheil zu ziehen, der seinen Absichten

so günstig gewesen wäre, überließ sich selbst, wie immer, kleinlichen, ärmlichen Zwistigkeiten, und Delessart und Narbonne hatten entgegengesetzte Systeme. Unterdessen nahmen Anarchie und Unordnung täglich mehr zu; die vollziehende Gewalt, sammt allen ihren Helfern, war meistens durch ihre eigene Schuld, durch ihr immer zweideutiges und schwankendes Benehmen, ohne alle Kraft, verachtet und verspottet. An vielen Orten wurden die Kirchen geschlossen, und mit der grösten Strenge gegen die widerspenstigen Geistlichen, dem Veto des Königs zum Trotze, verfahren. Die Abgaben gingen fast gar nicht mehr ein; und ihre Entrichtung wurde meistens unter dem Vorwande verweigert, daß man sein Erworbenes nicht für Müssiggänger und Tagdiebe herzugeben nöthig habe. Die Assignaten verloren schon 69 %. Die Bedürfnisse des Lebens stiegen täglich höher im Preise, an klingender Münze fehlte es überall, und das Volk war arm und elend. Dagegen standen jetzt alle Aemter des Staates ohne Unterschied einem Jeden offen, der durch Geist, Talent, Kenntnisse oder Intriguen sie zu erlangen vermochte, da aller Unterschied der Geburt nnd des Ranges verschwunden war. Man gab oft absichtlich die bedeutendsten Stellen Menschen aus der untersten Classe des Volkes, theils um den Eradel zu kränken, theils

der

um den Bürgern zu zeigen, welchen Vortheil sie von der neuen Verfassung hätten; daher die große Menge von Anhängern, welche die französische Revolution in ganz Europa erhielt.

Unruhen und revolutionäre Auftritte in verschiedenen Theilen Frankreichs.

Zu Perpignan waren Unruhen wegen eines Streites der Officiere mit ihren Soldaten. Die Versammlung befahl, den Generallieutenant Chollet und den Commandanten du Saillant, nebst neun und dreißig andern Officieren gefangen zu nehmen, und nach Orleans vor den höchsten Nationalgerichtshof zu führen.

In der Stadt Arles in der Provence waren heftige Unruhen, die sich endlich in einen bürgerlichen Krieg verwandelten. Der Urheber derselben war Herr Antonelle, Maire der Stadt, Mitglied der zweiten Nationalversammlung, und ein vertrauter Freund des Kopfabhauers Jourdan, den er sehr oft zu Avignon besuchte. Er machte sogar in Jourdans Armee als Freiwilliger einige Züge mit, und befand sich bei der Belagerung der Stadt Carpentras. Dieser Antonelle war Präsident des Jacobinerklubbs zu Arles, und stand mit den Pariser Jakobinern in dem genauesten

Briefwechsel. Im Januar 1792 wurde er zum Präsidenten des Jakobinerklubbs zu Paris gewählt.

Die Jakobiner machten sich zu Arles, so wie in allen übrigen Städten des Königreichs, einen zahlreichen Anhang unter dem Volk. Dadurch entstanden zu Arles zwei Partheien; die Parthei der Vornehmen und Reichen und die der Jakobiner. Die erste Parthei erhielt den Namen Chiffonniers; die andern hießen Jakobiner, auch Monoidiers. Die Erbitterung zwischen beiden Partheien war außerordentlich groß. Es kam zu einem Gefechte, in welchem die Chiffonniers die Oberhand behielten. Die Aufseher der Abtheilung, in welcher Arles liegt, befahlen den Chiffonniers, die Waffen auszuliefern. Sie weigerten sich. Und da ihnen der Maire Antonelle drohte, daß er Jourdan gegen sie würde marschiren lassen, so setzten sie sich in Vertheidigungsstand, mauerten einige Thore der Stadt zu, und legten neue Festungswerke an. Auch bemächtigten sie sich eines nach Marseille bestimmten Schiffes, welches Kanonen, Flinten und andere Kriegsbedürfnisse am Bord hatte. Diese Waffen nahmen sie weg, und drohten, daß sie sich derselben gegen eine jede Gewalt, die sich ihnen entgegen setzen möchte, bedienen wollten. Hierauf wurde die Stadt Arles bei der Nationalversammlung angeklagt, und diese beschloß am 13. März 1792, daß der König bevollmächtigt

seyn sollte, Truppen dahin zu senden, um die Ruhe wieder herzustellen.

Bald nachher zog die Marseiller Bande, welche, wie oben erzählt worden ist, zu Aix das Schweizerregiment Ernst entwaffnet und aus der Stadt vertrieben hatte, nach Arles. Sie vertrieb von da die Linientruppen, und plünderte nach ihrem Einzuge mehrere Häuser der reichsten und angesehensten Einwohner. Ein großer Theil der Einwohner, welcher unter der Herrschaft der Spießgesellen Jourdans nicht leben wollte, wanderte aus. Sie verließen traurig ihr Vaterland, in welchem sie weder Sicherheit noch Schutz fanden.

Als die Armee der Marseiller vor der Stadt ankam, wurden derselben ohne allen Widerstand sogleich die Thore geöffnet. Allein da man sich nun einmal vorgenommen hatte, Heldenthaten zu verrichten, so schoß man mit den Kanonen Bresche, und kam durch dieselbe, und nicht durch die Thore, in die Stadt. Bald nachher zogen die zu Avignon auf Befehl der National-Versammlung losgelassenen Mörder im Triumphe in die Stadt ein, und vereinigten sich mit ihren Brüdern von Marseille. Diese gaben Jourdan und seinen Freunden zu Ehren ein öffentliches Freudenfest und feierten zwei Nächte hindurch ein lärmendes Bacchanal. Auf Befehl dieser Horde

mußten Alle zu Arles zurückgebliebenen Einwohner ihre Häuser erleuchten und an dem Freudenfeste Theil nehmen.

Zu St. Omer war ein großer Auflauf. Der Pöbel wollte einige mit Getreide beladene Wagen plündern. Die Linientruppen stellten die Ruhe wieder her, nachdem vorher einige Menschen in dem Auflauf umgekommen waren.

Zu Noyon war ein Aufruhr wegen des hohen Preises des Getreides, der nur mit vieler Mühe durch die dahin gesandten Truppen gestillt werden konnte. Die von der Nationalversammlung dahin gesandten Commissarien sowohl, als Herr Gouy Darcy, Mitglied der ersten Nationalversammlung, waren in Gefahr, von dem Pöbel gehängt zu werden.

Zu Dünkirchen ward während eines Auflaufs das große Magazin des Seewesens, nebst neun der angesehensten Handlungshäuser, im Angesichte der Truppen, die sich nicht widersetzen durften, geplündert; es wurden mehrere Personen ermordet, und achtzehn in dem Hafen liegende beladene Schiffe von dem Pöbel ausgeladen.

Zu Marmande in der Abtheilung des Lot und Garonne wurden die nicht beeidigten Priester durch die von den Jakobinern aufgewiegelten Bauern verfolgt und gemißhandelt.

Auch zu Montlery (Abtheilung der Seine und Oise) war ein Aufstand wegen des hohen Preises des Getreides. Ein Kornhändler wurde von dem Volk umgebracht.

Zu Marseille entstanden gefährliche Unruhen über die Theurung und die schlechte Beschaffenheit des Brodes.

Zu Caen widersetzte sich das Volk der Einsetzung des Criminalgerichtes und nannte die Geschwornen Aristokraten. Die Bürgerräthe versuchten es, den Tumult zu stillen, allein sie wurden beschimpft und gemißhandelt. Die Bürgermiliz sah dem Aufruhr ruhig zu, ohne denselben zu verhindern.

Am zweiten März kamen sechshundert Bauern mit Piken, Prügeln, Mistgabeln, zum Theil auch mit Flinten bewaffnet, nach Etampes, trieben die Besatzung und die Bürgermiliz zurück, bemeisterten sich des Kornmarktes, brachten den Maire der Stadt, Simonneau, um, welcher sie im Namen des Gesetzes zur Ordnung und zur Ruhe ermahnte; verwundeten noch einige andere Mitglieder des Bürgerrathes, welche zu demselben Zwecke herbeigeeilt waren, und plünderten den Marktplatz. Die Zahl der aufrührerischen Bauern vermehrte sich sehr schnell und stieg bald auf einige Tausend, welche die Lebensmittel nach Gefallen taxirten und sich dieselben um den von ihnen selbst gesetzten Preis zueigneten.

Zu Epernon rottete sich der Pöbel zusammen, besetzte den Kornmarkt und bemächtigte sich des zum Verkaufe ausgestellten Getreides. Der Maire der Stadt, welcher herbeikam und ihnen im Namen des Gesetzes befahl, auseinander zu gehen, wurde von ihnen beschimpft, gemißhandelt und geprügelt.

In der Abtheilung des Cantal vereinigten sich die Bauern dreier Dörfer, plünderten, raubten und ermordeten auf eine unmenschliche Weise einen angesehenen Mann als des Aristokratismus verdächtig.

Zu Anfange des Jahres 1792 waren die Einwohner von mehr als zwanzig Abtheilungen Frankreichs aufrührerisch; sie raubten, plünderten und mordeten ungestraft. Die Anarchie war so groß und nahm so schnell überhand, daß selbst die eifrigsten Patrioten der Meinung waren, es gebe kein anderes Mittel mehr, den Unordnungen Einhalt zu thun und der zunehmenden Verwirrung Schranken zu setzen, als einen Krieg mit dem Hause Oesterreich, welcher, wie man hoffte, alle Parteien gegen den auswärtigen Feind vereinigen werde.

Viele verwaltende Körperschaften schlossen eigenmächtig die Kirchen zu, und vollzogen mit größter Strenge den Beschluß gegen die nicht beeidigten Priester, ungeachtet des Veto des Königs; andere verwaltende Körperschaften fanden sich außer Stande, die Priester gegen die Verfolgungen der Jakobiner

zu beschützen; die Abgaben wurden nicht bezahlt, und keine Macht war vorhanden, um das Volk zu Bezahlung derselben zu zwingen; das Volk war arm, elend, und durch die ungeheure Menge Papiergeld, durch den Mangel an klingender Münze und durch den hohen Preis der dringendsten Lebensbedürfnisse zur Verzweiflung gebracht; die reichen Eigenthümer flohen erschrocken ein Land, in welchem sie weder Schutz noch Sicherheit fanden; die Minister sahen sich täglich angeklagt; Jeder, der eine gemäßigte Meinung vortrug, hieß ein Aristokrat, ein Verräther; der König, die Königinn und die königliche Familie waren das Ziel der gröbsten und frechsten Lasterungen, Sicherheit des Eigenthums, des Lebens, Freiheit des Gewissens, Unterwürfigkeit, Polizei und bürgerliche Ordnung waren nirgends in Frankreich mehr vorhanden; dagegen fand man überall die schrecklichsten Gewaltthätigkeiten, Verachtung der Gesetze, Tyrannei der Jakobiner und der unter den Befehlen derselben stehenden bewaffneten Horden; die Assignaten verloren, wie oben schon bemerkt wurde, bereits 69 Procent, der Wechsel mit dem Auslande fiel täglich tiefer, Mordthaten wurden täglich häufiger und blieben ungestraft; fast Niemand schlief ruhig in ganz Frankreich.

Die ungeheure Menge von Ernennungen, von Wahlen, von Stellenbesetzungen und von Aemtern reizte die Herrschsucht, spannte die Eigenliebe und

nährte die Hoffnung aller Menschen. Das Gesetz bewilligte den Zutritt zu den öffentlichen Aemtern einem Jeden, der dazu fähig war; daraus schloß das Volk, zu den öffentlichen Aemtern sey Jedermann fähig. Jeder zeichnete nun seinem Ehrgeize eine Bahn vor. Der Soldat suchte Officier zu werden, der Officier General, der Schreiber Beamter, der Advocat Justizminister, der Pfarrer Bischof und der Zeitungsschreiber machte Anspruch auf eine Stelle unter den Gesetzgebern Frankreichs. Als man sah, daß die unbedeutendsten Menschen aus dem Nichts hervorgezogen und zu öffentlichen Beamten gewählt wurden, da gab es keinen Abschreiber mehr, in dessen Geist nicht Ehrgeiz und Nacheiferung zu glimmen angefangen hätten.

Unglaublich groß war der Stoß, welchen der Character der Nation hiedurch erhielt, bei der sich alles nach der Mode richtete. Alle sprachen von Moral; Weiber von Patriotismus; Alles declamirte über die Würde der menschlichen Natur und prahlte mit dem Beinamen eines Brutus und Scävola; der Schneider war stolz darauf, daß er nun auf seinen eigenen Rock die Achselbänder heften durfte, welche er vorher für Generale verfertigt hatte; der Schuster wurde zum Maire, der Fleischer zum Gesetzgeber, der Bierbrauer zum Generalcommandanten ernannt, und die leichtsinnigen Franzosen freuten sich über dieses

zum Theil lächerliche Possenspiel, unbekümmert, was die Entwicklung und der Ausgang desselben seyn würde.

Bertrand de Molleville entgeht dem Anklagedecret.

Ein heftiges Ungewitter thürmte sich damals in der Versammlung gegen die Minister Deleßart und Bertrand de Molleville auf; dieser Leztere schlug häufig seine Ankläger durch seine bestimmte Sprache und seine Geistesgegenwart zu Boden. Man war darüber aufgebracht, einen Mann nicht schuldig zu finden, von dem man wußte, daß er es nicht aufrichtig meine. Man kannte seine Abneigung gegen die Grundsäze der Revolution, man wußte, daß er gerade nicht ihr heftigster, allein eben darum ein um so gefährlicherer Feind war. Er besaß das Vertrauen des Königs und der Königinn, und sollte nächstens aus dem Ministerium des Seewesens in jenes der Justiz treten. Er hatte das, was man die revolutionäre Tactik nennt, so ziemlich studirt; er wußte, wie man eine Bewegung, ein Decret vorbereitete und erläuterte, und glaubte seinen Feinden dieselben Mittel entgegenstellen zu müssen. Er hatte versucht, die Tribünen, die Redner der Clubbs zu besolden, und selbst die vorzüglichsten Volkshäupter zu bestechen,

wobei er aber keine sehr große Geschicklichkeit an den Tag legte, wie wir bereits durch ein aus seinen Memoiren entlehntes Beispiel, welches er mit einer gewissen Selbstgefälligkeit erzählt, gesehen haben. — Der ewigen Contreminen müde, welche Bertrand fortwährend gegen die Feinde des Hofes spielen ließ, ergriffen diese einen ziemlich unbedeutenden Vorwand, um ein Anklagedecret gegen ihn zu verlangen; der Antrag wurde aber mit einer beträchtlichen Stimmenmehrheit verworfen. Die ministerielle Parthei war selbst über ihren Sieg erstaunt, und statt denselben zu benützen, zog sie es vor, von ihren Strapatzen auszuruhen, und blieb unthätig. Die Versammlung aber nicht; sie verlas ein Decret, in welchem sie den Minister der Marine des Vertrauens der Nation verlustig erklärte. Der König aber behielt ihn bis zu Delessarts Sturz noch in seinem Staatsrath. Die Versammlung ließ die Ausgewanderten und die diplomatischen Verhältnisse mit dem Auslande keinen Augenblick außer Augen. Die Deputirten K o ch und R ü h l (Elsäßer) hatten schon im November über die Zusammenrottungen der Ausgewanderten zu Ettenheim, Worms und Coblenz in der Versammlung Anträge und Vorstellungen gemacht und verlangt, daß man die deutschen Fürsten, welche alles Völkerrecht verletzten, derb zurechtweisen sollte, und daß man, wofern dieß nichts fruchte, sich an

den Kaiser und an den Reichstag nach Regensburg wenden müsse. Rühl begehrte noch, man sollte dem Magistrat in Worms bedeuten lassen, daß, wenn er die ausgewanderten Franzosen binnen 3 Tagen nicht aus der Stadt jage, dieß als eine Feindseligkeit gegen Frankreich angesehen, und als solche durch die Gewalt der Waffen gerächt werden würde; eben so sollte man den Churfürsten von Mainz und Trier, so wie dem ober = und niederrheinischen und schwäbischen Kreise, bedeuten, daß, wenn sie in 14 Tagen die Werbungen in ihren Ländern nicht einstellten, Frankreich sie als Feinde betrachten würde. Mit den Ministern war man immer unzufriedener, weil, nachdem die Beschlüsse, welche die französische Revolution befestigen und vertheidigen sollten, von dem Könige nicht bestätigt worden waren, die Regierung dennoch keine kräftigen Maßregeln ergriff, wodurch sie ersetzt worden wären; was des Ministeriums bösen Willen oder augenscheinliche Fahrlosigkeit zeigte. Die Girondisten gaben dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten Schuld, daß er durch seine träge Saumseligkeit und den Ton, der in seinen Unterhandlungen herrschte, die Ehre und Sicherheit der Nation bei den fremden Mächten compromittire; eben so verfolgten sie den Kriegsminister und jenen der Marine, weil sie die Gränzen und Küsten des Reichs nicht in gehörigen Vertheidigungsstand setzten. Die

Minister verantworteten sich ziemlich schlecht und unbeholfen. Delessart meinte, daß man den Erfolg der Vorstellungen, welche der König bei dem Kaiser und den angränzenden Churfürsten gemacht habe, erst abwarten müsse, bevor man etwas unternähme. — Rühl gab hierauf geradezu der vollziehenden Gewalt Schuld, daß sie durch ihre Schläfrigkeit die Zusammenrottungen selbst befördert habe, so wie daß die von der Nation so theuer bezahlten französischen Gesandten an den auswärtigen Höfen ihre Schuldigkeit nicht thäten. Der diplomatische Ausschuß schlug vor, dem König zu erklären, daß es die Nation gerne sehen würde, wenn er den Gränzfürsten bedeuten ließe, daß sie innerhalb drei Wochen alle Zusammenrottungen zu zerstreuen hätten, und daß er die nöthige Macht zusammenziehen wolle, um sie zu zwingen, das Völkerrecht zu achten. Diesen wichtigen Schritt wollte man auch Ludwig XVI. thun lassen, um dem zu Regensburg versammelten Reichstag, so wie allen Höfen Europa's, Frankreichs festen Entschluß zu zeigen. Isnard sprach bei dieser Gelegenheit:

„Sprechen wir zu den Ministern, zu dem Könige, zu ganz Europa, mit der Standhaftigkeit, die uns zukommt. Sagen wir unsern Ministern, die Nation wäre bis jetzt mit ihrem Betragen nicht sehr zufrieden; künftig hätten sie nur zwischen der öffentlichen Dankbarkeit und der Rache der Gesetze zu wählen,

und unter dem Worte Verantwortlichkeit verstünden wir den Tod. Sagen wir dem Könige, sein eigener Vortheil erfordere, daß er die Constitution vertheidige, seine Krone hänge von diesem Heiligthum ab, er regiere bloß durch das Volk und um des Volkes willen, die Nation sey sein Oberherr, und er sey ein Unterthan des Gesetzes. Sagen wir Europa, wenn das französische Volk den Degen ziehe, so werfe es die Scheide weg und nehme dieselbe nicht anders, als mit den Lorbeeren des Sieges gekrönt, wieder auf; und wenn, ungeachtet seiner Macht und seines Muthes, es in der Vertheidigung der Freiheit unterliegen sollte, so würden dann seine Feinde nur über Leichname herrschen. Sagen wir Europa, daß, wofern die Cabinette die Könige zu einem Kriege gegen die Völker verleiten sollten, wir dann die Völker zu einem Kriege gegen die Könige verleiten werden." Hier wurde er durch außerordentlichen Beifall unterbrochen, worauf er ausrief: „Keinen Beifall! keinen Beifall! Ehrt meinen Enthusiasmus; er ist der der Freiheit! Sagen wir Europa, daß alle Schlachten, welche die Völker auf Befehl der Despoten sich liefern, den Streichen gleichen, die zwei Freunde, durch einen treulosen Aufwiegler angefeuert, sich im Finstern versetzen. Sobald die Klarheit des Tages erscheint, werfen sie ihre Waffen weg, umarmen sich, und bestrafen Denjenigen, der sie betrog.

Eben so werde auch den feindlichen Armeen, wenn sie mit den unsrigen kämpfen sollten, das Licht der Philosophie in die Augen fallen, und die Völker werden sich im Angesichte der entthronten Tyrannen, des getrösteten Erdbodens und des zufriedenen Himmels um den Hals fallen."

Die Versammlung beschloß hierauf einstimmig und mit Begeisterung die Annahme der vorgeschlagenen Maßregeln, und man ging mit Riesenschritten der furchtbarsten, blutigsten und grausamsten Revolution entgegen, die noch jemals gewesen.

An die resp. Herren Subscribenten.

Da der Verfasser des Werkes „Unsere Zeit" einen Monat lang an einer gefährlichen Krankheit darniederlag, so hat man, um die Geschichte nicht zu unterbrechen, beim dreizehnten Hefte mehrere deutsche Werke (namentlich Girtanner's zuverlässige historische Nachrichten über die französische Revolution) benützt. Da der Verfasser aber jetzt wieder vollkommen hergestellt ist, so wird das vierzehnte Heft gleich den frühern bearbeitet, und wie bisher nur die wichtigsten Beweis- und Actenstücke aus deutschen Schriften wörtlich entnommen werden.

Das nächste außerordentliche Heft wird die, von dem mit Recht so berühmten und fruchtbaren Schriftsteller und ehemaligen Erzbischof de Pradt so eben erschienene Broschüre: „Europa, in Rücksicht auf Griechenland und auf die Reformation der Türkei," enthalten.

Im Laufe der Geschichte „Unsere Zeit" werden wir „Napoleon's Leben," nach den zuverläs-

ligsten und besten Schriftstellern (auch Walter Scott) bearbeitet, so vollständig liefern, als dies bis jetzt in keinem andern Werke geschehen ist, so daß unsere resp. Herren Subscribenten die authentischste und vollständigste Biographie dieses außerordentlichen Mannes erhalten werden.

Dumouriez.

Unsere Zeit,

oder

geschichtliche Uebersicht

der

merkwürdigsten Ereignisse

von 1789 — 1830.

nach den

vorzüglichsten französischen, englischen und deutschen Werken bearbeitet

von einem

ehemaligen Officiere der kaiserlich französischen Armee.

Vierzehntes Heft.

Stuttgart,
gedruckt bei C. F. Wolters.
1827.

Die französische

Staats-Umwälzung.

Zweite Periode.

Geschichte

der

gesetzgebenden oder zweiten

National-Versammlung.

Die Nationalversammlung fordert den König auf, entscheidende Maßregeln gegen die fremden Mächte und Ausgewanderten zu nehmen.

Die Nationalversammlung sandte wegen der letzten Verhandlungen eine Deputation an den König ab, deren Wortführer, Herr Vaublanc, zu ihm sagte:

„Sire! Kaum hatte die Nationalversammlung ihre Blicke auf die Lage des Königreiches gerichtet, als sie auch schon bemerkte, daß die Unruhen, welche dasselbe noch zerrütten, ihren Grund in den sträflichen Zurüstungen der ausgewanderten Franzosen haben. Diese feindseligen Zubereitungen, diese Drohungen eines Einfalls machen Anstalten nöthig, welche ungeheuere Summen erfordern, die von der Nation mit Vergnügen an ihre Gläubiger bezahlt worden wären. Sie, Sire, müssen diesem ein Ende machen. Sie müssen mit den auswärtigen Mächten in der Sprache sprechen, die dem König der Franzosen geziemt. Sagen Sie denselben: „Ueberall, wo man Zurüstungen gegen Frankreich dulde, werde dasselbe nichts als Feinde sehen. Wir werden heilig den Eid halten, keine Eroberungen zu machen; wir bieten ihnen die gute

Nachbarschaft, die unverletzbare Freundschaft eines freien und mächtigen Volkes an; wir werden ihre Gesetze, ihre Gebräuche und ihre Staatsverfassungen in Achtung halten; wir verlangen aber, daß auch die unsrigen geachtet werden." Sagen Sie denselben überhaupt: „daß, wofern die deutschen Reichsfürsten fortführen, Anstalten, die gegen die Franzosen gerichtet sind, zu begünstigen, wir zu ihnen nicht Feuer und Flammen, sondern die Freiheit bringen würden. Sie möchten selbst berechnen, was das Aufwachen der Völker für Folgen haben könnte!" — Welcher Gesandte, Sire, hat seit zwei Jahren, seit denen die patriotischen Franzosen an den Gränzen verfolgt werden, während man daselbst die Rebellen unterstützt, in Ihrem Namen so gesprochen, wie er hätte sprechen müssen? — Keiner! — Wenn die durch die Aufhebung des Edicts von Nantes aus ihrem Vaterlande vertriebenen Franzosen sich bewaffnet an den Gränzen versammelt hätten; wenn sie von den Fürsten des deutschen Reiches unterstützt worden wären, was würde, wir fragen Sie Selbst, Sire, was würde Ludwig XIV. gethan haben? Hätte er wohl diese Zusammenrottungen geduldet? Hätte er die Unterstützung jener Fürsten geduldet, die unter dem Namen unserer Bundesverwandten sich wie unsere Feinde betragen? Was er gethan haben würde, um sein Ansehen im Respect zu erhalten, das thue nun Ew. Maj. für

das Wohl des Staates, für die Aufrechthaltung der Constitution. Sire, Ihr eigener Vortheil, Ihre Würde, die Größe der beleidigten Nation, Alles schreibt Ihnen eine, von der diplomatischen Sprache verschiedene Sprache vor. Die Nation erwartet von Ihnen kräftige Erklärungen bei dem ober = und niederrheinischen Kreise, bei den Churfürsten von Trier und von Mainz, und bei dem Fürstbischofe von Speyer. So müssen diese Erklärungen abgefaßt seyn, daß jene Horden von Ausgewanderten sogleich sich zerstreuen. Schreiben Sie einen nahen Termin vor, nach welchem keine verzögernde Antwort mehr angenommen werden soll. Unterstützen Sie Ihre Erklärung durch den Marsch der Truppen, die Ihnen anvertraut sind, damit die Nation endlich wisse, wer ihre Freunde oder ihre Feinde seyen. An diesem auffallenden Schritte werden wir den Vertheidiger der Constitution erkennen. Auf diese Weise, Sire, werden Sie die Ruhe des Reichs sicher stellen, die mit Ihrer Ruhe innig verbunden ist. Sie werden desto früher die Zeit der öffentlichen Wohlfahrt herbeiführen, in welcher aus dem Frieden Ordnung und das Reich der Gesetze entspringen wird; in welcher Ihr Glück mit dem Glücke aller Franzosen nur Eins ausmachen wird."

Der König versprach, die Sache sogleich in Erwägung zu ziehen. Einige Tage darauf begab sich Ludwig, von allen seinen Ministern begleitet, in die

Nationalversammlung, und hielt, dem Präsidenten zur Linken stehend, folgende Rede:

„Meine Herren! Ich habe Ihre Botschaft in ernstliche Ueberlegung genommen. Bei Umständen, welche die Ehre des französischen Volkes und die Sicherheit des Reiches betreffen, habe ich es für nothwendig gehalten, Ihnen die Antwort selbst zu überbringen. Die Nation kann eine solche Verbindung zwischen ihren erwählten und ihrem erblichen Stellvertreter nicht anders als mit Beifall bemerken. Sie haben mich ersucht, entscheidende Maßregeln zu ergreifen, um jenen auswärtigen Zusammenrottungen ein Ende zu machen, welche innerhalb Frankreichs eine schädliche Besorgniß und Gährung unterhalten, eine erschöpfende Vermehrung der Ausgaben erfordern, und weit mehr als ein offenbarer und erklärter Krieg der Freiheit gefährlich sind. Sie wünschen, daß ich den benachbarten Fürsten, welche diese den Gesetzen einer guten Nachbarschaft und den Grundsätzen des Völkerrechts so widersprechenden Zusammenrottungen beschützen, erklären solle, daß die französische Nation nicht länger einen solchen Mangel an Achtung und heimliche Feindseligkeiten dulden könne. Endlich haben Sie mir zu verstehen gegeben, daß ein allgemeiner Wunsch die Nation hinreiße, und daß alle Franzosen ausrufen: „Lieber den Krieg, als eine verderbliche und schmähliche Geduld!“ Meine Her-

ren, ich habe lange Zeit geglaubt, daß die Zeitumstände eine große Vorsicht in den zu nehmenden Maßregeln erfordern; daß, da wir kaum den Stürmen und Unruhen einer Revolution entgangen sind, und eine erst entstandene Constitution versuchen, wir alle Mittel anwenden müssen, um von Frankreich die nicht zu berechnenden Uebel des Krieges abzuwenden. Diese Mittel habe ich angewandt. Einerseits habe ich Alles gethan, um die ausgewanderten Franzosen in den Schooß ihres Vaterlandes zurückzurufen, und sie zu vermögen, sich den neuen Gesetzen, welche die große Mehrheit der Nation angenommen hat, zu unterwerfen; andererseits habe ich mich freundschaftlicher Zuredungen bedient; ich habe förmliche und bestimmte Aufforderungen ergehen lassen, um die benachbarten Fürsten davon abzuhalten, denselben eine Unterstützung zu gewähren, die ihren Hoffnungen schmeicheln, und sie in ihren frechen Entwürfen bestärken könnte. Der Kaiser hat erfüllt, was man von einem getreuen Bundesgenossen erwarten konnte, indem er in seinen Staaten eine jede Zusammenrottung verboten und zerstreut hat. Allein meine Verwendungen hatten bei einigen andern Fürsten nicht gleichen Erfolg. Antworten, die nicht sehr gemäßigt waren, erfolgten auf meine Aufforderung, und diese ungerechten Weigerungen zwingen zu Entschlüssen von anderer Art. Die Nation hat ihren Wunsch geäußert; Sie haben denjel-

ben bestätigt; Sie haben die Folgen desselben abgewogen, Sie haben mir denselben durch eine Gesandtschaft übersandt. Meine Herren, Sie sind mir nicht zuvorgekommen. Als Stellvertreter des Volks habe ich die demselben angethane Beleidigung empfunden, und ich mache Ihnen jetzt den Entschluß bekannt, den ich gefaßt habe, um Genugthuung dafür zu erhalten. Ich lasse dem Churfürsten von Trier erklären, daß, wenn er vor dem 15. Januar nicht allen Zusammenrottungen und andern feindseligen Zurüstungen der in seine Staaten geflüchteten Franzosen ein Ende macht, ich ihn als einen Feind Frankreichs ansehen werde. Eine ähnliche Erklärung will ich an alle Diejenigen gelangen lassen, die auf ähnliche Weise Zusammenrottungen, welche der Ruhe des Königreichs entgegen sind, begünstigen möchten. Da ich den Ausländern allen Schuß, den sie von unsern Gesetzen erwarten können, zusichere, so muß ich wohl das Recht haben, wegen aller Beleidigungen, welche Franzosen widerfahren seyn möchten, schnelle und hinlängliche Genugthuung zu fordern. Ich schreibe dem Kaiser, um ihn zu ersuchen, seine guten Verwendungen ferner fortzusetzen, und, wenn es nöthig ist, sein Ansehen als Oberhaupt des Reiches geltend zu machen, um dem Unglücke vorzubeugen, welches eine längere Hartnäckigkeit einiger Glieder des deutschen Reiches nothwendig nach sich ziehen würde. Unstreitig darf man von seiner Vermittlung viel er-

warten, da dieselbe von dem mächtigen Gewichte seines Beispiels unterstützt wird. Doch nehme ich zu gleicher Zeit schickliche militärische Maßregeln, um den Erklärungen Achtung zu verschaffen. Machen diese keinen Eindruck, dann, meine Herren, bleibt mir nichts weiter übrig, als den Krieg zu erklären: den Krieg, welchen ein Volk, das feierlich auf alle Eroberungen Verzicht gethan hat, niemals unnöthiger Weise unternimmt; welchen aber eine großmüthige und freie Nation zu führen versteht, sobald ihre eigene Sicherheit und ihre Ehre es erfordern. Allein indem wir mit vollem Muthe diesen Entschluß fassen, müssen wir auch ohne Verzug diejenigen Mittel anwenden, welche allein demselben einen guten Erfolg zusichern können. Wenden Sie Ihre Aufmerksamkeit, meine Herren, auf den Zustand der Finanzen; befestigen Sie den Credit der Nation; wachen Sie über den öffentlichen Schatz; lassen Sie Ihre Berathschlagungen jederzeit durch die Grundsätze der Constitution geleitet werden, und dieselben einen ernsthaften, Eindruck machenden Gang annehmen, so wie es den Gesetzgebern eines großen Reiches geziemt. Die constitutionsmäßigen Gewalten müssen sich gegenseitige Achtung bezeigen, um sich in Achtung zu erhalten; sie müssen sich gegenseitig beistehen, statt sich einander Hindernisse in den Weg zu legen, damit man endlich einsehe, daß sie zwar abgesondert, aber nicht Feinde sind. Es ist Zeit,

den auswärtigen Nationen zu beweisen, daß das französische Volk, seine Stellvertreter und sein König Eins sind. Von dieser Eintracht, und (vergessen wir es niemals) der Achtung, welche wir den Regierungsformen anderer Staaten bezeigen werden, hängt die Sicherheit, das Ansehen und der Ruhm des Reiches ab. Was mich angeht, meine Herren, so würde man vergeblich die Ausübung der mir anvertrauten Macht mit Unannehmlichkeiten zu umringen suchen. Ich erkläre vor ganz Frankreich, daß nichts meine Standhaftigkeit ermüden, nichts meine Bemühungen lässiger machen kann. Wenn es nur von mir abhinge, so würde das Gesetz die Stütze der Staatsbürger und der Schrecken der Ruhestörer werden. Ich werde die mir anvertraute Constitution treulich bewahren, und keine Rücksicht wird mich zu dem Entschlusse bringen, zuzugeben, daß in dieselbe ein Eingriff geschehe. Wenn Männer, welche nichts als Unordnung und Unruhe verlangen, von dieser Standhaftigkeit Veranlassung nehmen sollten, meine Gesinnungen zu verläumden, so werde ich mich nicht so weit herablassen, auf das schimpfliche Mißtrauen, das sie etwa zu verbreiten versuchen möchten, zu antworten. Diejenigen, die mit aufmerksamem Auge den Gang der Regierung beobachten, und dabei ohne Uebelwollen sind, werden einsehen, daß ich mich niemals von der Laufbahn der Constitution entferne, und daß

ich tief fühle, wie schön es ist, der König eines freien Volkes zu seyn."

Diese Rede des Königs wurde mehr als einmal von dem lautesten Beifallklatschen unterbrochen. Der größte Theil der Mitglieder der Versammlung war im Enthusiasmus; und als die Rede geendigt war, da erschallte von allen Seiten des Saales ein lautes Geschrei: „Hoch lebe der König!"

Der Präsident antwortete: „Sire! Die Versammlung wird die Vorschläge, welche Sie derselben so eben gethan haben, in reifliche Erwägung ziehen. Sie wird Ihnen durch eine Gesandtschaft von den Beschlüssen, welche sie fassen wird, Nachricht geben lassen."

Händeklatschen und Vivatrufen erschallten nun abermals. Der König verließ mit seiner Begleitung den Saal der Versammlung.

Mehrere Mitglieder verlangten, daß die Rede des Monarchen, nebst der Antwort des Präsidenten, gedruckt und versandt werden solle. Das Erstere ward bewilligt; gegen das Zweite machte Daverhoult den sehr richtigen Einwurf, daß die Antwort auf die Rede gar nicht passe, weil der König gar keine Vorschläge gethan habe.

Der Kriegsminister Narbonne erklärte nun in einer Rede, daß ihm der König aufgetragen habe, in einem Monat 150,000 Mann an den Gränzen aufzustellen, um den bei den Fürsten gemachten Schrit-

ten Nachdruck zu geben. Er reiste auch in der That sogleich nach den Gränzen ab, um diese Truppenmasse aufzustellen, und die Versammlung bewilligte 20 Millionen Livres außerordentliche Gelder; man bildete drei Armeen unter den Befehlen Rochambeau's, Luckners und Lafayette's; man erklärte die beiden Brüder des Königs, Monsieur und den Grafen Artois, so wie den Prinzen Condé, in Anklagezustand, als einer Verschwörung gegen die allgemeine Sicherheit des Staates und der Verfassung schuldig. Ihre Güter wurden sequestrirt, und da die bestimmte Zeit, in welcher Monsieur nach Frankreich zurückkehren sollte, verflossen war, so wurde er, wie oben schon näher angezeigt worden, seines Rechts auf die Regentschaft für verlustig erklärt.

Der feste Wille und die Thätigkeit der Nationalversammlung, mit welcher sie sich den Umtrieben und den zum Theil sehr lächerlichen Drohungen der Ausgewanderten widersetzte, und besonders die auffallenden Schritte und die Rede des Königs, welche er in der Versammlung gehalten hatte, machten in Deutschland, und namentlich in den an Frankreich gränzenden Ländern, einen großen Eindruck, so daß manche von denjenigen, welche noch kurz vorher eine sehr anmaßende und drohende Sprache geführt hatten, jetzt mit einemmale sehr herabgestimmt und nachgiebig wurden. Einige dieser kleineren Staaten hatten zwar schon früher es der Klugheit gemäß gefun-

den, sich ganz neutral zu verhalten, wie z. B. der Senat der freien Reichsstadt Frankfurt am Main, der alle Lieferungen an die Ausgewanderten verbot, sich auch weigerte, die Kanonen der Stadt Frankfurt an die französischen Prinzen zu verkaufen. Auch der Magistrat in Worms machte Vorstellungen an den Churfürsten von Mainz, als Bischof zu Worms, indem er seine Bedenklichkeiten wegen des Aufenthalts des Prinzen Condé und dessen Zurüstungen aussprach, worauf ihm aber der Churfürst antworten ließ, er möchte nur auf alle von dem Magistrate deßhalb ergehenden Drohungen und Ermahnungen antworten, daß dieß Alles mit Bewilligung des Churfürsten geschehe. Noch kategorischer hatte der Churfürst von Trier dem Grafen Vergennes, französischen Gesandten an seinem Hofe, auf die wegen der Ausgewanderten und wegen der bewaffneten Zusammenrottungen im Namen seines Königs gemachten Vorstellungen geantwortet, und dabei die gemachten Beschuldigungen für ungegründet und ungereimt, so wie den König von Frankreich für nicht frei erklärt. Zu gleicher Zeit hatte er den Prinzen zu Coblenz, oder vielmehr dem sogenannten Staatsrathe daselbst, eine Note übergeben lassen, in welcher er seine unveränderten, wohlwollenden Gesinnungen gegen dieselben aussprach. Die französischen Ausgewanderten hatten zu Coblenz sogar ihre eigene, bloß von ihnen abhängige Policei errichtet, bildeten daselbst

einen Staat im Staate, betrugen sich nicht mehr wie Fremde, die man nur aus Mitleiden und Gefälligkeit duldete, sondern als wenn sie die Herren und Herrscher dieses Landes wären, und ließen sogar deutsche Reisende auf das Empörendste durch ihre Policei und Angestellten mißhandeln und belästigen.

Als aber die Zurüstungen Frankreichs und der in der Nationalversammlung ausgesprochene Wille des Königs bekannt wurde, wandte sich auf einmal das Blatt. Der Churfürst von Mainz ließ dem französischen Geschäftsträger an seinem Hofe sogleich eine Note übergeben, worin er versicherte, daß ihm von französischer Seite nie etwas über den Aufenthalt des Prinzen Condé und der französischen Ausgewanderten zu Worms zugekommen sey, und daß, da er keine an Frankreich gränzende Länder besäße, er auch nie habe vermuthen können, daß die den Ausgewanderten erzeigte Gastfreundschaft der französischen Regierung auf irgend eine Art hätte mißfällig seyn können. Der französische Geschäftsträger, Barthelemy, wurde dringend ersucht, dies seiner Regierung baldmöglichst anzuzeigen. Der Magistrat und die Bürgerschaft der Stadt Worms ließen nun einstimmig den Prinzen Condé und seine Umgebungen wissen, daß sie die Stadt baldigst zu verlassen hätten; der Churfürst unterstützte dies Verlangen, sich dabei

auf

auf einen von Wien erhaltenen Brief berufend, welcher denselben Wunsch ausspreche; versicherte aber zugleich dem Prinzen Condé, daß er dieses höchst ungern thue, aber um vielleicht innere Unruhen zu vermeiden, gewissermaßen dazu gezwungen sey. — In Worms hatte man bereits eine solche Furcht vor der französischen constitutionellen Regierung, daß man das Archiv der Stadt und jeder Einwohner seine besten Habseligkeiten einpacken ließ. Die Ausgewanderten verließen nun endlich höchst niedergeschlagen und bekümmert die Stadt, und der Magistrat erließ ein Entschuldigungsschreiben an den König von Frankreich, und ein anderes an den Gemeinderath zu Straßburg, worin er alle Schuld auf den Churfürsten schob, der seine eigene bischöfliche Wohnung dem Prinzen Condé eingeräumt habe. Die Reichsstadt Speyer benahm sich ebenso wie Worms, und der Churfürst von Pfalzbaiern ließ durch seinen Residenten zu Paris erklären, daß es ihm nie in den Sinn gekommen sey, irgend einen Antheil an einer Gegenrevolution zu nehmen. Am größten aber war die Bestürzung im Trierischen; die Stände dieses Churfürstenthums ersuchten den Churfürsten auf das Nachdrücklichste, den französischen Ausgewanderten den freien Aufenthalt in seinen Staaten zu untersagen. Noch kurz vorher hatten diese den zu Coblenz neuangekommenen französischen Gesandten, Bigot de

Sainte-Croix, welchen Vergennes ablöste, auf eine sehr unschickliche und gemeine Art behandelt, und wollten ihn durchaus unter ihre daselbst eingeführte Gerichtsbarkeit und Policei der Ausgewanderten stellen, wogegen er aber förmlich und sehr ernst protestirte, und die Ausgewanderten als Flüchtlinge behandelte, die froh seyn müßten, daß man sie nur dulde. Diese Standhaftigkeit des Gesandten war nicht ohne Wirkung, und der Churfürst selbst nahm sich nun seiner an, das Empörende und Anmaßende des französischen Adels höchst mißbilligend. Auch der Graf Artois war in dieser Hinsicht ungehalten, und erließ deßhalb Befehle. Sainte-Croix machte nun dem Churfürsten sehr dringende Vorstellungen im Namen seiner Regierung, worauf dieser eine entschuldigende und versöhnende Antwort an die französische Regierung ergehen ließ, und sich zugleich zu folgenden Maßregeln verpflichtete:

„1. Innerhalb acht Tagen sollen alle Diejenigen, die den Namen eines militärischen Corps führen, aus dem Churfürstenthum verwiesen, oder auseinandergetrieben werden.“

„2. Eine jede Art von Kriegsübung soll wiederholt verboten werden, und Diejenigen, die gegen den Befehl handeln werden, sollen gehalten seyn, das Churfürstenthum innerhalb drei Tagen zu verlassen.“

„3. Alle ausländischen Werber, ausgenommen die Werber Sr. Majestät des Kaisers, alle Helfer und Theilnehmer der ausländischen Werbungen sollen angehalten und zufolge einer seit zwei Monaten erschienenen Verordnung zu zweijährigem Festungsbau oder andern öffentlichen Arbeiten verurtheilt werden. Die Unterthanen Sr. Churfürstl. Durchlaucht, welche sich anwerben lassen, sollen dieselbe Strafe erleiden.“

„4. Man wird die Einführung der für die Cavallerie oder Artillerie der französischen Ausgewanderten bestimmten Remontepferde in das Churfürstenthum nicht gestatten.“

„5. Zufolge einer Verordnung, die mehrmals schon bekannt gemacht ist, wird bei Strafe zweijährigen Festungsbaues oder anderer öffentlichen Arbeiten verboten, Kanonen, Flinten, Schießpulver, Munitionswagen und andere Dinge, die mit Recht unter die Kriegsbedürfnisse gerechnet werden können, zu liefern. Diejenigen, welche Lieferungen dieser Art heimlich machen oder dazu behülflich seyn werden, sollen eben so bestraft werden.“

„6. Man wird in der Stadt Trier blos Particularpersonen aufnehmen, und man wird keine Zusammenrottung erlauben, die im Mindesten Besorgnisse erregen könnte.“

„7. Um noch mehr alle Besorgnisse zu benehmen, sollen die Ausgewanderten, die um Trier cantonnirt sind, ihre Cantonnirungen innerhalb acht Tagen ver-

lassen, und sich in das Innere des Landes zurückziehen. Auf vier Stunden rund um Trier sollen alle Cantonnirungen verboten seyn."

„8. Endlich sollen die in dem Churfürstenthume sich aufhaltenden Ausgewanderten ganz nach den Grundsätzen und den Vorschriften behandelt werden, die der Kaiser in den österreichischen Niederlanden eingeführt hat. Zu diesem Zwecke haben Se. Churfürstliche Durchlaucht jene Vorschriften von der österreichischen Regierung in den Niederlanden verlangt. Man hofft, dieselben binnen drei Tagen zu erhalten; dann sollen sie sogleich bekannt gemacht werden."

„9. Se. Churfürstl. Durchlaucht werden Ihrer Churfürstl. Regierung, dem Commandanten, dem General Ihrer Truppen, dem Gouverneur der Stadt Trier, den Commandanten der Besatzungen, den Beamten und den Magistraten der Städte auftragen, über die Beobachtung der oben angeführten Puncte, so wie derjenigen, welche in den österreichischen Niederlanden eingeführt sind, strenge zu wachen und sie für deren Vollziehung verantwortlich machen."

„Se. Churfürstl. Durchlaucht hoffen, daß Se. Allerchristlichste Majestät durch diese Erklärung von Ihren Gesinnungen der Ehrfurcht und der Zuneigung, so wie von Ihrem Wunsche, die gute Eintracht zwischen Frankreich und dem Churfürstenthum zu unterhalten, überzeugt seyn werden, und Sie schmei-

cheln Sich, dem Wunsche Sr. Allerchristlichsten Majestät vollkommen Genüge geleistet zu haben."

„Coblenz, am 31. December 1791."

Bald darauf ließ der Churfürst dem französischen Gesandten noch eine zweite Note, welche noch weit strengere Verfügungen gegen die Ausgewanderten enthielt, übergeben.

Das Corps des Vicomte von Mirabeau (des sehr alltäglichen Bruders des talentvollen Redners), welches zu Ettenheim lag, hatte eiligst die Flucht den Rhein herunter genommen, weil es die Nationalgarden Frankreichs schon vor den Thoren glaubte. Auch hatte der Churfürst von Trier sämmtliche deutsche Fürsten und besonders den Kaiser wegen der ihm drohenden Gefahr um Hülfe und Abwendung gebeten. Oesterreich schien noch immer friedliche Gesinnungen zu hegen, und der Kaiser hatte sogar auf ein von den französischen Prinzen an ihn ergangenes Schreiben, in welchem sie ihn gewissermaßen aufforderten, den Pillnitzer Vertrag zu vollziehen, ablehnend geantwortet und darin gesagt, daß die zu Pillnitz gegebenen Versprechungen unter Bedingungen gegeben worden seyen, welche jetzt nicht mehr Statt fänden, und hatte es abgeschlagen, ihnen den verlangten Beistand zu bewilligen.

Indessen versicherte er die deutschen Fürsten, und namentlich den Churfürsten von Trier, daß er sie im Fall eines feindlichen Angriffs schützen würde;

er verlangte jedoch zugleich, daß jener hinsichtlich der Ausgewanderten dieselben Maßregeln ergreifen solle, welche die österreichische Regierung in den Niederlanden angewendet habe. Unterdessen wurden auf Veranlassung des Ministers Delessart zwischen dem österreichischen Staatskanzler von Kaunitz-Rittberg und dem französischen Gesandten in Wien fortwährend Noten über diese Gegenstände und besonders wegen des Churfürstenthums Trier gewechselt, wobei Oesterreich sich nicht ohne Grund über die an den Gränzen zusammengezogene französische Armee von 150,000 Mann beschwerte, so wie über die Ernennung der commandirenden Generale derselben, und über die feindselige, verächtliche und beschimpfende Sprache, welche die französischen Zeitungen und Clubbs gegen die fremden Regierungen führten.

Man rüstet sich zum Krieg.

Die Nationalversammlung warf fortwährend neugierige und unruhige Blicke auf diese diplomatischen Verhandlungen. Besonders war es der Plan von einem zu haltenden Congresse, von welchem man behauptete, daß er Veränderungen in der französischen Verfassung machen solle, der die Versammlung sehr in Bewegung brachte, und Guadet donnerte deßhalb von der Rednerbühne herab und sagte unter anderem: „Wenn es wirklich an dem ist, daß gewisse Personen so schändliche Intriguen weben, nur um sich wieder eine politische Wichtigkeit zu verschaffen,

und wenn es wahr ist, daß mehrere Minister eine so ruchlose Verschwörung unterstützen, und man uns durch langes Hinhalten entmuthigen und zu erniedrigenden Handlungen nöthigen will, so muß die Nationalversammlung alle Gefahren bei Seite sezen, und schwören, lieber zu sterben, als —" Hier unterbrach man mit Ungestüm den Redner, und fast alle Deputirten riefen wie begeistert aus: „Ja, wir schwören es!" und die große Mehrheit erklärte einstimmig Denjenigen für einen ehrlosen Verräther, der nur den geringsten Theil an einem Congresse nehmen würde, welcher Abänderung der Constitution bezweckte. Dieser Beschluß war hauptsächlich gegen Delessart gerichtet, den man deßwegen im Verdacht hatte. Der Minister Delessart glaubte die Versammlung nicht besser beruhigen zu können, als wenn er ihr die Antworten sämmtlicher Höfe Europa's auf Ludwig's Schreiben, worin ihnen derselbe die Annahme der Verfassung bekannt gemacht hatte, mittheilte. Einige dieser Antworten drückten, wie wir gesehen haben, Mitleiden für Ludwig XVI. und Abscheu gegen sein Volk aus. Oesterreichs Antwort war sehr gemäßigt; aber die Versammlung wünschte, daß sie bestimmter seyn möchte; indessen hatten jedoch die Verordnungen, welche von Leopold in den Niederlanden hinsichtlich der Ausgewanderten ergangen waren, einen guten Eindruck gemacht, und man würde sich wohl beruhigt haben, wenn die Girondisten nicht auf's Neue Unruhe und Verdacht zu

erregen gesucht hätten. Vergniaud hielt deßhalb eine sehr heftige Rede, in welcher er die gegenwärtige Lage der Franzosen mit jener der Athenienser zu Philipps Zeiten verglich; er brachte dabei mit vieler Geschicklichkeit alle Vorwürfe an, welche Demosthenes seinen entarteten und sorglosen Landsleuten gemacht hatte. Die Versammlung wollte nun Kühnheit und Stolz zeigen, und bestand fest darauf, eine bestimmte Antwort hinsichtlich der im Trierischen sich aufhaltenden Ausgewanderten zu erhalten.

Die von dem Fürsten Kaunitz zu Wien auf dieses dringende Begehren erlassene Antwort war eben kein Meisterstück der Politik. Er affectirte, die französische Revolution zu verachten, und hatte sich auch keine große Mühe gegeben, den Character und Geist derselben näher kennen zu lernen. Man hegte auch fast allgemein den Verdacht, daß die von ihm an Delessart gesandte vertrauliche Note mit dem französischen Hofe verabredet und auf dessen Verlangen erlassen worden sey.

Die Jakobiner stimmten endlich mit Robespierre ebenfalls für den Krieg, jedoch mit dem Vorbehalte, daß man nun die strengste Aufsicht über den König, die Minister und die Generale führen müsse.

Lafayette ging nun zum Heere ab, nachdem er förmlichen Abschied von der Nationalversammlung genommen und noch eine lange Unterredung mit dem

Könige gehabt hatte. Am Tage seiner Abreise begleiteten ihn die Nationalgarden im Triumphe durch die Straßen von Paris; alle Fenster waren mit Menschen angefüllt, und die Bürgerschaft brachte ihm ein unaufhörliches Lebehoch. Die reitende Nationalgarde gab ihm noch das Geleite bis nach Gonesse, 4 Stunden von Paris.

Alles gewöhnte sich von jezt an immer mehr an den Gedanken eines Kriegs und rüstete sich freudig dazu. Condorcet las in der Nationalversammlung noch folgende Erklärung ab, welche im Namen des französischen Volkes in ganz Europa bekanntgemacht werden sollte:

„In dem Zeitpuncte, da die französische Nation zum erstenmale seit dem Tage ihrer Freiheit sich in die Nothwendigkeit gesezt sehen kann, das schreckliche Recht des Krieges auszuüben, sind ihre Stellvertreter dem Volke über die Gründe Rechenschaft schuldig, durch welche sie bewogen worden sind, Maßregeln zu billigen, die ihres Muthes würdig waren, und ganz Europa sind sie die Auseinandersezung der Grundsäze mitzutheilen verbunden, welche das Betragen Frankreichs leiten werden. „„Die französische Nation entsagt einem jeden Kriege, welcher in der Absicht unternommen würde, Eroberungen zu machen, und es wird dieselbe niemals ihre Kräfte gegen die Freiheit irgend eines Volkes anwenden.““ So lautet der Text der Constitution; dieß ist der

heilige Wunsch, durch welchen wir unser Glück mit dem Glücke aller Völker verbunden haben, und wir werden demselben getreu bleiben. Allein wer könnte dasjenige Gebiet noch für ein befreundetes halten, auf welchem sich eine Armee befindet, die, um uns anzugreifen, nur den Augenblick abwartet, wo sie auf einen guten Erfolg hoffen darf? Heißt das nicht, uns bereits den Krieg erklärt haben, wenn man freiwillig seine festen Plätze Feinden leihet, die denselben schon erklärt haben; Verschwornen, die denselben schon seit langer Zeit angefangen haben. Alles legt daher den durch die Constitution zu Erhaltung des Friedens und der Sicherheit festgesetzten Gewalten die dringende Pflicht auf, Gewalt gegen die Rebellen zu gebrauchen, welche mitten aus einem fremden Lande ihr Vaterland zu zerreißen drohen."

„Die beleidigten Rechte der Völker, die beleidigte Würde des französischen Volkes; der strafbare Mißbrauch des Namens des Königs, dessen sich Betrüger zum Deckmantel ihrer gefährlichen Plane bedienen, das Mißtrauen, welches diese schlimmen Gerüchte in allen Theilen des Königreiches unterhalten, die Hindernisse, welche dieses Mißtrauen der Vollziehung der Gesetze sowohl, als der Herstellung des Credits entgegensetzt; die Bestechungsmittel, deren man sich bedient, um die Staatsbürger irre zu leiten oder zu verführen; die Besorgnisse, welche die Bewohner der Gränzen beunruhigen; die Gefahren,

welchen die feindseligen Versuche dieselben aussetzen könnten; die immer noch unbestraften Beleidigungen, welche sie auf dem Gebiete erlitten haben, auf dem die rebellischen Franzosen eine Zuflucht finden; die Nothwendigkeit, den Rebellen keine Zeit zu lassen, ihre Zurüstungen zu vollenden, und ihrem Vaterlande noch gefährlichere Feinde zu erwecken: dieß sind unsere Beweggründe. Niemals hat es gerechtere, dringendere gegeben, und in der Schilderung, die wir hier aufstellen, haben wir die uns zugefügten Beleidigungen eher gemildert, als übertrieben. Es war nicht nöthig, den Unwillen der Staatsbürger rege zu machen, um ihren Muth anzufeuern."

„Indessen wird die französische Nation nicht aufhören, die Bewohner der von den Rebellen besetzten, und von den Fürsten, welche ihnen Schutz gewähren, beherrschten Länder als Freunde anzusehen. Die ruhigen Staatsbürger, deren Länder ihre Armeen besetzen werden, wird sie nicht als ihre Feinde, nicht einmal als ihre Unterthanen ansehen. Die öffentliche Macht, deren sich die französische Nation auf eine kurze Zeit bedienen wird, soll zu nichts anderem gebraucht werden, als um ihnen die Ruhe zu sichern, und um ihre Gesetze aufrecht zu erhalten. Stolz darauf, die Rechte der Natur wieder erobert zu haben, wird sie dieselben nicht in andern Menschen verletzen. Besorgt um ihre Unabhängigkeit, fest nt=

schloſſen, ſich eher unter ihren Trümmern zu begraben, als zuzugeben, daß man ſich erdreiſte, ihr Geſetze vorzuſchreiben, oder auch nur ihr Geſetze garantiren zu wollen, wird ſie der Unabhängigkeit anderer Völker keinen Eintrag thun. Ihre Soldaten werden ſich auf einem fremden Gebiete ſo betragen, wie ſie ſich auf dem franzöſiſchen Gebiete betragen würden, wofern ſie genöthigt wären, auf demſelben zu fechten. Die unwillkührlichen Uebel, welche ihre Truppen den Einwohnern zufügen möchten, ſollen erſetzt werden. Der Zufluchtsort, welchen Frankreich den Ausländern darbietet, ſoll den Bewohnern derjenigen Länder nicht verſchloſſen werden, deren Fürſten es genöthigt haben möchten, ſie anzugreifen, und ſie werden in ſeinem Schooße eine ſichere Zuflucht finden. Frankreich wird Europa das Schauſpiel einer wirklich freien, den Geſetzen der Gerechtigkeit mitten unter den Stürmen des Krieges getreuen Nation geben, die überall, zu allen Zeiten, und gegen alle Menſchen diejenigen Rechte achten wird, welche für alle dieſelben ſind. Der durch Lügen, Intriguen und Verräthereien entfernte Friede wird ohne Aufhören unſer vorzüglichſter Wunſch bleiben. Frankreich wird ungerne die Waffen um ſeiner Sicherheit, um ſeiner inneren Ruhe willen ergreifen. Man wird ſehen, wie es dieſelben mit Freuden aus den Händen legt, an eben dem Tage, an welchem es ſicher ſeyn wird, für dieſe

Freiheit und Gleichheit, die heutzutage das einzige Element geworden sind, in welchem Franzosen leben können, nichts mehr zu befürchten zu haben. Frankreich fürchtet sich nicht vor dem Kriege, allein es liebt den Frieden; es weiß, daß es desselben bedarf; aber es fühlt seine Kräfte zu sehr, um Bedenken zu tragen, dieses zu gestehen."

„Als es von den Völkern Achtung für seine Ruhe verlangte, als es zugleich auf ewig sich verpflichtete, niemals die ihrige zu stören, da hätte es vielleicht verdient, von den Völkern gehört zu werden. Vielleicht hätte diese feierliche Erklärung, dieses Pfand der Ruhe und des Glücks der benachbarten Völker, ihm die Liebe der Fürsten, welche über dieselben herrschen, erwerben sollen. Allein diejenigen unter diesen Fürsten, welche befürchten mochten, daß die französische Nation auch in andern Ländern innere Unruhen zu erregen suchen würde, sollen erfahren, daß das grausame Recht der Repressalien, gerechtfertigt durch den Gebrauch, aber verworfen von der Natur, von Frankreich nicht angewendet werden, und daß Frankreich nicht zu denselben Mitteln seine Zuflucht nehmen wird, die man gegen seine eigene Ruhe anwendet; sie sollen erfahren, daß es sogar gegen Diejenigen gerecht seyn wird, die gegen Frankreich ungerecht gehandelt haben, und daß es überall Achtung für die Ruhe und für die Freiheit haben wird."

„Die französische Nation ist frei, und, was noch mehr heißt als frei seyn, sie hat das Gefühl ihrer Freiheit. Sie ist frei, sie ist bewaffnet; sie kann also nicht unterjocht werden. Vergeblich würde man auf innere Unruhen rechnen; sie hat den gefährlichen Zeitpunkt der Verbesserung ihrer politischen Gesetze überstanden, und, zu weise, um den Lehren der Zeit vorgreifen zu wollen, kann sie nichts thun, als die Constitution aufrecht erhalten und dieselbe vertheidigen. Die Zwietracht zwischen zweien Gewalten, die aus einer gemeinschaftlichen Quelle entsprungen sind, die denselben Zweck vor Augen haben, — diese letzte Hoffnung unserer Feinde ist bei dem Rufe des sich in Gefahr befindenden Vaterlandes verschwunden, und der König beweist durch die Feierlichkeit seiner Schritte und durch die Freimüthigkeit seiner Maßregeln ganz Europa, daß sich die französische Nation im Besitze aller Mittel zu ihrer Vertheidigung und zu ihrer Wohlfahrt befinde. Erwartend das Uebel, welches die gegen sie vereinigten Feinde des menschlichen Geschlechts ihr zufügen können, wird sie durch ihren Muth und durch ihre Geduld über dasselbe triumphiren. Wenn sie siegt, so wird sie weder sich zu entschädigen, noch sich zu rächen suchen.“

„Von solcher Art sind die Gesinnungen eines großmüthigen Volkes, dessen Stellvertreter es sich zur Ehre rechnen, hier die Dollmetscher derselben zu

seyn; dies sind die Grundsätze der neuen Politik, welche es angenommen hat. Die Gewalt zurückstoßen, der Unterdrückung widerstehen, Alles vergessen, sobald es nichts mehr zu befürchten hat, und in überwundenen, versöhnten oder entwaffneten Feinden nur noch Brüder erblicken, — dies sind die Grundsätze der Franzosen, und von solcher Art ist der Krieg, den sie ihren Feinden erklären werden."

Mit dem größten Beifalle nahm die Versammlung diese Erklärung auf, und beschloß, daß dieselbe dem Könige durch vierundzwanzig Mitglieder überbracht, jedoch auch zugleich in großer Anzahl in die dreiundachtzig Departemente übersandt und in alle europäischen Sprachen übersetzt werden solle. Der König nahm die Abgeordneten sehr gut auf, und schrieb bald darauf folgenden Brief an die Versammlung, der er zugleich die oben erwähnte Note des Fürsten Kaunitz durch Delessart mittheilen ließ:

„Paris, am 31. December 1791."

„Meine Herren! Ich habe dem Minister der auswärtigen Geschäfte aufgetragen, Ihnen die Note mitzutheilen, welche der Kaiser dem französischen Gesandten zu Wien hat übergeben lassen. Diese Note hat mich, ich muß es sagen, in die größte Verwunderung gesetzt. Ich hatte ein Recht, mich auf die Gesinnungen des Kaisers zu verlassen, so wie auf seinen Wunsch die gute Eintracht mit Frank-

reich und alle die Verhältnisse, welche zwischen zwei Bundesverwandten Statt finden müssen, zu unterhalten. Ich kann noch jetzt nicht glauben, daß er seine Gesinnungen geändert haben sollte; lieber will ich mich zu überreden suchen, daß ihm die Thatsachen falsch vorgestellt worden seyen, — daß er dafür gehalten habe, der Churfürst von Trier habe den Pflichten der Gerechtigkeit und der guten Nachbarschaft Genüge geleistet, und dieser Fürst müsse dessen ungeachtet befürchten, seine Staaten Gewaltthätigkeiten und feindlichen Einfällen ausgesetzt zu sehen."

„In der Antwort, die ich dem Kaiser gegeben habe, wiederhole ich ihm, ich habe nichts, als was gerecht sey, von dem Churfürsten von Trier verlangt, — nichts, wovon nicht der Kaiser selbst das Beispiel gegeben habe. Ich erinnere ihn an die Sorgfalt, mit welcher die französische Nation auf der Stelle den Zusammenrottungen von Brabantern, die sich in der Nähe der österreichischen Niederlande versammeln zu wollen schienen, zuvorgekommen ist: endlich wiederhole ich ihm den Wunsch Frankreichs für die Erhaltung des Friedens. Zu gleicher Zeit erkläre ich ihm aber, daß, wenn der Churfürst von Trier zu der festgesetzten Zeit nicht wirklich die Zusammenrottungen, die in seinen Staaten vorhanden sind, zerstreut haben werde, nichts mich abhalten solle, so wie ich es angekündigt habe, der

Na=

Nationalversammlung vorzuschlagen, die Gewalt der Waffen anzuwenden, um ihn dazu zu nöthigen."

„Bringt diese Erklärung die Wirkung nicht hervor, die ich erwarten darf, und ist es das Schicksal Frankreichs, daß es seine Kinder, seine Bundesverwandten bekriegen soll, so will ich ganz Europa die Gerechtigkeit unserer Sache darlegen. Das französische Volk wird dieselbe durch seinen Muth unterstützen, und die Nation wird erfahren, daß ich kein anderes Interesse habe, als das ihrige, und daß ich die Erhaltung ihrer Würde und ihrer Sicherheit jederzeit als die wesentlichste meiner Pflichten betrachten werde."

„Ludwig."

„Delessart."

Indessen erließ der König doch eine Proclamation, in welcher er dem Oberbefehlshaber der Armee und den Behörden befahl, streng darüber zu wachen, daß kein auswärtiges Gebiet verletzt würde. Narbonne kam nun auch von seiner Reise zurück, und versicherte die Versammlung, daß sich die Gränzen im besten Vertheidigungszustand befänden. Der unglückliche Delessart hatte sich einstweilen gewissermaßen selbst in die Hände seiner furchtbaren Feinde geliefert, indem er die Correspondenz mit Oesterreich der Versammlung mittheilte. Zuerst hatte er einen vertraulichen Brief vorgelesen, den er an Noailles, den fran-

zösischen Gesandten zu Wien, geschrieben hatte, welchem, da er mehrere die Jakobiner beleidigende Stellen enthielt, von der constitutionellen Partei vollen Beifall erhielt. Das österreichische Ministerium hatte des Kaisers Verwendung versprochen, um die Zusammenrottungen in dem Churtrierischen auseinander zu jagen, jedoch unter der Bedingung, daß die Gewalt, welche die Verfassung dem König von Frankreich verleihe, respectirt würde, und daß das französische Volk und dessen Stellvertreter sich endlich von der Herrschaft der Clubbs befreiten, welche eine Landplage für Frankreich und der Schrecken für ganz Europa seyen. Auf den Fall, daß dennoch ihr Einfluß fortdauern sollte, so kündigte das österreichische Ministerium an, daß sein Herr sowohl für seine eigene Sicherheit, als auch für die von Deutschland Sorge trage, und den König, seinen intimen Alliirten, rächen werde.

Delessart glaubte alle Wünsche der Constitutionellen erfüllt zu haben, indem er diesen Erfolg seiner diplomatischen Verhandlungen bekannt machte. Die Jakobiner verbargen ihren Unwillen zwar bei der Vorlesung dieser Noten, da Leopolds weise Mäßigung alle Erwartungen übertroffen hatte, indem er mit Achtung von der Verfassung, und das französische Volk von allen Unordnungen der Revolution freisprach, während er diese den Jakobinern allein zur Last legte. Sobald sie aber unter den Hallen ihres Klosters versammelt waren, jubelten sie laut und ihre

Gesichter strahlten von Freude, indem sie sagten: „Leopold selbst hat uns groß und furchtbar gemacht, wir allein sind noch der Wall der Freiheit, da die Despoten nur uns noch angreifen.“

Die Girondisten ergriffen diese Gelegenheit, um den Jakobinern zu schmeicheln. Brissot fragte: ob es denn noch nicht Zeit sey, das Kriegscartel anzunehmen, welches ihnen Leopold gesandt habe. Einstimmig antwortete man ihm mit Ja, und träumte nur noch von Rache und Siegen; Robespierre gab nun völlig nach, und machte sich die Herzen aller Jakobiner eigen. Von diesem Augenblick an war Delessart's Verderben beschlossen, und man stritt sich um den Vorzug, wer ihm die ersten Streiche beibringen sollte. Brissot behielt sich diese Ehre vor; er war das Oberhaupt des diplomatischen Ausschusses, welchen die gesetzgebende Versammlung niedergesetzt hatte; er verlangte und erhielt es, daß dieses Comité mit der Untersuchung über das Benehmen des Ministers beauftragt wurde; er behauptete, daß die durch das französische und österreichische Ministerium den Jakobinern zugefügten Beleidigungen als eine Beschimpfung, welche man sich gegen die Majestät der Nation erlaubt habe, zu betrachten seyen. —

Statt Maßregeln zu ergreifen, dieses Ungewitter abzuleiten, beförderten vielmehr die Constitutionellen dessen Ausbruch noch durch ihre Unklugheit. Diese Parthei war so eben auf eine grausame

Art gedemüthigt worden. Der Clubb der Feuillants nämlich war mit Gewalt durch seine Gegner aufgelöst worden, und hatte sein kurzes und kraftloses Daseyn auf eine schimpfliche Weise geendigt. Merlin und Legendre hatten eines Abends den Jakobinern vorgeschlagen, ihre Sitzung einstweilen aufzuheben, um die bei den Feuillants versammelten Verschwörer auseinander zu jagen. Man versah sich nun mit Säbeln, Aexten, Stöcken ꝛc., setzte sich in Marsch und der Zug wuchs, sich fortwälzend, furchtbar an. In dem Clubb der Feuillants befanden sich viele alte Militärs, welche, als sie so unvermuthet angegriffen wurden, darauf antrugen, eine Belagerung auszuhalten; allein die Jakobiner waren bald Herren aller Ausgänge. Unter niedrigen Beschimpfungen und Schmähungen mußten jene sich nun zurückziehen. Hiebe und Stockschläge wurden wohl im Finstern, jedoch ohne alles Blutvergießen ausgetheilt: die Jakobiner wollten den so leicht errungenen Sieg nicht durch Mord bezeichnen. Der Maire Pethion hatte sich zwar an den Ort des Scandals begeben, that aber nichts zur Verhinderung desselben, sondern antwortete den Feuillants, die seine Vermittlung ansprachen: „Das Gesetz beschützt euch zwar, allein das Volk hat sich gegen euch ausgesprochen: und meine Pflicht ist, auf die Stimme des Volks zu hören.“

Merkwürdige Debatten über den zu erklärenden Krieg.

In der Nationalversammlung arbeitete und stimmte man unaufhörlich für den Krieg. Der Deputirte Gensonné hielt eine heftige Rede wegen der Zurüstungen Oesterreichs, und behauptete sogar, daß durch das Bündniß, welches Oesterreich mit Preußen ohne Frankreichs Vorwissen geschlossen habe, der Vertrag von 1756 gebrochen sey. Er verlangte, daß der König im Namen der französischen Nation von dem Kaiser eine bestimmte Erklärung verlangen solle, ob er, im Falle Frankreich angegriffen werden sollte, die, vermöge des neunten Artikels des im Monat Mai 1756 geschlossenen Vertrages stipulirte Hülfe zu leisten bereit sey? Die Erklärung auf diese Fragen müßte vor dem zehnten Februar gegeben, und es müßte dem Kaiser erklärt werden, daß eine nicht gänzlich befriedigende Antwort oder eine Weigerung von der Nation als ein Bruch des Vertrages von 1756 und als eine Feindseligkeit angesehen werden würde. Ferner müßte der König ersucht werden, die nöthigen Befehle zu geben, damit die Kriegsrüstungen so sehr als möglich beschleunigt und die Truppen an den Gränzen versammelt würden.

Dieser Vorschlag wurde von der Versammlung mit dem lautesten Beifallklatschen aufgenommen. Dann beschloß die Versammlung, zufolge eines Vorschlags des Abgeordneten Guadet, daß ein jeder Franzose, welcher mittelbar oder unmittelbar an einem Congresse Theil

nehmen würde, dessen Zweck es wäre, die französische Constitution umzuändern, oder zwischen der französischen Nation und den Rebellen zu vermitteln, als ein infamer Mensch, als ein Verräther des Vaterlandes, als ein Hochverräther angesehen werden sollte. — Dieser Beschluß wurde auf Befehl der Versammlung dem Könige durch eine Gesandtschaft überbracht, mit der Bitte, daß er denselben allen auswärtigen Mächten bekannt machen möchte. Der König antwortete: „Sie kennen meine Liebe zur Constitution. Versichern Sie die Nationalversammlung, daß ich nichts versäumen werde, was beitragen kann, dieselbe zu befestigen.“ Noch an demselben Tage wurde der gefaßte Beschluß von dem Könige genehmigt.

Unterdessen kam die Nachricht an, daß die angränzenden Reichsfürsten die Ausgewanderten nicht mehr in ihren Staaten dulden wollten; diejenigen, welche sich im Churtrierischen aufgehalten hatten, mußten, zum Theil bei dem schlechtesten Wetter und in der strengsten Kälte, aus dem Lande fliehen, und begaben sich in die Besitzungen des Cardinals Rohan, die sie aber gleichfalls und zwar auf Antrieb des Kaisers selbst, so wie des Herzogs von Würtemberg, bald wieder verlassen mußten. Auch das sich daselbst gesammelte Truppencorps der Flüchtlinge wurde gezwungen, auseinander zu gehen, so daß der Deputirte Koch offen bekannte, man könne an dem guten

Willen des Churfürsten von Trier, der Nation Genugthuung zu geben, nicht zweifeln. Ganz anders aber sprach Brissot, der sich in einer zwei Stunden langen Rede eifrig bemühte, den Kaiser als den Hauptfeind der französischen Verfassung darzustellen. Er sagte in derselben unter Anderem: „Die Maske ist endlich gefallen, wir kennen unsern wahren Feind, es ist der Kaiser. Die Churfürsten hatten ihm nur ihren Namen geliehen, und die Ausgewanderten waren ein bloßes Werkzeug in seiner Hand. — Die Churfürsten verdienen euern Zorn nicht; die Furcht hat sie alle vor euch auf die Kniee geworfen, und ein freies Volk tritt nicht auf den Feind, der sich gedemüthigt hat. — Der Kaiser ist unser eigentlicher Feind. Mit ihm, mit ihm müssen wir es aufnehmen. Er thue Verzicht auf das Bündniß, welches er gegen uns geschmiedet hat, oder er werde besiegt! Er ist unser Feind. Er will uns angreifen oder schrecken. Ein offenbarer Krieg ist weniger gefährlich, als dieser heimliche. Wir müssen also eine Genugthuung verlangen, und dieser kostspieligen Unruhe ein Ende machen; denn sollen wir angegriffen werden, so ist es weit besser, daß wir selbst angreifen. — Nicht den französischen Adel will Leopold wieder einsetzen; nicht die Prärogative eines politischen Schattenbildes will er beschützen: um seinen eigenen Thron ist er besorgt. — Der Kaiser hat das Reichsgutachten bestätigt, in welchem man erklärt, daß die

Fürsten, welche in dem ehemaligen Elsaß Besitzungen haben, auf ihre Feudalrechte nicht Verzicht thun können; das heißt, der französischen Constitution den Krieg erklären. Er hat überdieß die Kreise aufgefordert, sich zu bewaffnen, um diese Forderungen zu behaupten. Endlich hat der Kaiser die vornehmsten Mächte von Europa eingeladen, ein bewaffnetes Bündniß zu schließen, um andere Bewegungen und Unternehmungen, welche dem Ansehen des Königs der Franzosen nachtheilig seyn möchten, zu verhindern, und um die Ehre der Kronen zu erhalten. — Die beiden ersten Thatsachen sind eine offenbare Verletzung des Völkerrechts und des Vertrags von 1756; die dritte ist eine wirkliche Feindseligkeit; die vierte aber ist eine weit strafbarere Verletzung sowohl des Völkerrechts, als der Verträge, — ein Verbrechen gegen die Unabhängigkeit jeder Nation, eine Verschwörung der gekrönten Häupter gegen die französische Freiheit, eine Verschwörung, welche der Kaiser angezettelt und unterstützt hat. — Vernichtet muß sie werden, diese Verschwörung, oder die französische Freiheit wird vernichtet. Zwei Mittel gibt es, um den Kaiser zu diesem Punkte zu führen: plötzlicher Krieg, oder eine Erklärung vor dem Kriege. Euer Ausschuß schlägt das letztere Mittel vor. Allein, meine Herren, wenn der Kaiser feindlich gegen uns gesinnt ist, oder wenn seine Plane noch nicht zur Reife gekommen sind, was wird er thun? Aufhalten wird er

uns durch zweideutige Antworten, worauf man wieder wird antworten müssen; so ist der Federkrieg eröffnet. Nun folgen Eilboten auf Eilboten, Staffetten auf Staffetten, Antworten auf Gegenerklärungen: die Zeit verfließt und die Kriegsrüstungen gehen fort. — Im Kriege unterhandelt die Nation, und die Nation läßt sich nicht betrügen; im Kriege geschieht Alles öffentlich; in den Cabinetten herrscht nichts als Dunkel und Trug. Es ist daher besser für ein freies Volk, welches seine Unabhängigkeit sichern will, dieselbe von dem Erfolge seiner Waffen, als von den Feinheiten der Diplomatie zu erwarten. — Ich sage also nicht, wie der diplomatische Ausschuß, zum Kaiser: „Wollen Sie den Vertrag von 1756 vollziehen?" sondern ich sage ihm: „Sie haben den Vertrag von 1756 verletzt, folglich sehen wir denselben als gebrochen an." Ich sage ihm nicht, wie euer Ausschuß: „Wollen Sie sich anheischig machen, weder Frankreich noch seine Unabhängigkeit anzugreifen?" sondern ich sage: „Sie haben ein Bündniß gegen Frankreich geschlossen; ich muß Sie folglich angreifen, und dieser Angriff ist gerecht und nothwendig." — Die Genugthuung des Kaisers muß in einer förmlichen Verzichtleistung auf das Bündniß gegen Frankreich bestehen. Ich will Krieg den 10. Februar, wofern diese Verzichtleistung nicht angenommen wird. (Lautes Beifallklatschen.) — Der Kaiser, sey es Politik, sey es Reue, scheint keinen

Gedanken mehr an den Krieg zu haben. Wenigstens sollte man dieß aus den Befehlen schließen, die er den Churfürsten überschickt hat. — Es bleibt mir noch übrig, zu beweisen, daß, weit entfernt, den Kaiser zu fragen, ob er den Vertrag von 1756 vollziehen wolle, wir im Gegentheile diesen Vertrag als gebrochen ansehen müssen. Vermöge dieses Vertrages hatten sich die beiden Mächte versprochen, sich und ihren Erben ihre Staaten gegen die Angriffe einer andern Macht zu garantiren, und sich mit 24,000 Mann, oder acht bis neun Millionen Franken, beizustehen, im Falle eine oder die andere der contrahirenden Mächte angegriffen werden sollte. Diesem Vertrage getreu, hat Frankreich unendliche Schätze verschwendet, und das Blut von tausenden seiner Bürger verspritzt, um den Wiener Hof in dem siebenjährigen Kriege zu unterstützen, welcher, ohne irgend einen nützlichen Gegenstand zum Zwecke zu haben, unternommen worden ist, Frankreich alle seine Besitzungen in Amerika gekostet, und es mit Schande bedeckt hat. Durch diesen Vertrag war Frankreich in den zweiten Rang der europäischen Mächte herabgesetzt; es wurde der blinde Vollzieher der Beschlüsse des Wiener Cabinets, und mußte ruhig sowohl die Theilung von Polen, als die Besitznehmung von Baiern ansehen. Seit der Revolution hat der Wiener Hof, statt sich für diese Dienste dankbar zu erweisen, statt seine Vermittlung und seine

Truppen anzuwenden, um die Zusammenrottungen der Ausgewanderten und die Verschwörungen gegen unsere Freiheit zu zerstreuen, im Gegentheile sowohl diese Zusammenrottungen, als diese Complotte beschützt. Folglich hat der Wiener Hof seit der Revolution den Vertrag von 1756 gebrochen. Wäre es nicht Thorheit von unserer Seite, einem Vertrage folgen und ihn aufrecht halten zu wollen, welcher in jeder Rücksicht Frankreich nachtheilig ist? — einen Vertrag, in welchem sein Interesse durch einen Minister aufgeopfert worden ist, der an Oesterreich verkauft war, — einen Vertrag, vermöge welches Frankreich unendliche Aufopferungen macht, ohne etwas dagegen zu erhalten, und in welchem es sich zu einem gegenseitigen Schutze verpflichtet, da die Natur doch einen Angriff auf seine Staaten beinahe unmöglich, und ihre Vertheidigung sehr leicht macht, wogegen ein Angriff auf die österreichischen Staaten leicht, und die Vertheidigung derselben sehr schwer ist. — Die Vernichtung dieses Vertrages sichert uns die Neutralität von Preußen zu; sie verschafft Preußen seinen natürlichen Bundesgenossen, Frankreich, wieder. — Es ist nicht zu zweifeln, daß, wenn nur unsere Gesandten Patrioten und aufgeklärte Männer wären, es, im Falle eines Krieges, sehr leicht seyn würde, alle Churfürsten zur Neutralität zu bewegen."

Herr Brissot endigte seine lange Rede mit dem Vorschlage zu einem Beschlusse, daß der König er-

sucht werden sollte, dem Kaiser im Namen der französischen Nation anzukündigen, daß sie den Vertrag vom 1. Mai 1756 als aufgehoben ansehe, weil der Kaiser denselben verletzt habe, und weil sich derselbe mit der französischen Constitution nicht vertrage; ihm ferner anzukündigen, daß die französische Nation sich erbiete, im Falle er in Ansehung der weiter unten anzuführenden Beschwerden Genugthuung verschaffen würde, gegen ihn das gute Einverständniß, die Freundschaft und Bruderliebe zu erhalten, welche sie allen Völkern geschworen habe. Ferner schlug Brissot vor, daß der König ersucht werden sollte, dem Kaiser im Namen der französischen Nation anzukündigen: „daß sie die Weigerung, seine Dienste zu verwenden und seine Macht zu gebrauchen, um den Zusammenrottungen in den Churfürstenthümern ein Ende zu machen, — daß sie den Schutz und die Unterstützung, welche er den Churfürsten angedeihen ließe, und seinen Beitritt zu der zwischen verschiedenen Mächten geschlossenen Verbindung gegen die französische Nation, als feindselige Handlungen ansähe, und daß man dem zu Folge kriegerische Maßregeln ergreifen würde, um im Stande zu seyn, am 10. Februar ihn anzugreifen, wenn er nicht vor diesem Zeitpunkte Frankreich eine Genugthuung geben würde, die aller Ungewißheit ein Ende machen könnte.“

Vergniaud hielt unter donnerndem Beifall eine noch weit heftigere Rede; er verlangte, daß man,

da der Vertrag von 1756 für die Nation höchst nachtheilig und vom Kaiser auch bereits gebrochen seq, den Krieg ohne Verzug beginnen müsse. — Isnard stimmte ganz Brissot und Vergniaud bei, hinzufügend, die Reichsarmee bestehe nur aus 40,000 Mann erbärmlicher Truppen der kleineren Fürsten und Soldaten der Städte, die Friedrich der Große immer mit einer Handvoll Leute geschlagen habe. Ein Deputirter rief ihm aber zu: „Allerdings; nur war Friedrich dabei!"

Condorcet wollte, daß man ein Bündniß mit Polen und England schließen solle.

Nach vielen Debatten wurde endlich folgender Beschluß von der Nationalversammlung angenommen:

„Die Nationalversammlung hat erwogen, daß der Kaiser durch sein Rundschreiben an die Fürsten Europa's vom 25. November 1791, durch sein letztes Bündniß mit dem Könige von Preußen vom 25. Juli 1791, welches am 6. December beim Reichstage zu Regensburg bekannt gemacht worden ist, durch seine Antwort an den König von Frankreich wegen der Bekanntmachung der Constitutionsurkunde, und durch das officielle Schreiben seines Hof- und Staatskanzlers vom 21. December 1791, den Vertrag vom 1. Mai 1756 gebrochen hat, indem er gesucht, die auswärtigen Mächte zu einem Kriege gegen Frankreich zu bewegen. Sie hat erwogen, daß die französische Nation, welche geschworen hat, nie die Regierungs-

form anderer Staaten verändern zu wollen, berechtigt ist, eine gegenseitige Gerechtigkeit zu erwarten; und indem die Versammlung der Standhaftigkeit, mit welcher der König von Frankreich auf das letzte Schreiben des Kaisers geantwortet hat, ihren vollen Beifall giebt, beschließt sie:

„1. Der König soll durch eine Gesandtschaft ersucht werden, dem Kaiser zu erklären, daß er mit den auswärtigen Mächten nicht anders unterhandeln könne, als im Namen der französischen Nation und vermöge der Gewalt, die ihm durch die Constitution übertragen worden ist."

„2. Der König soll ersucht werden, den Kaiser zu fragen, ob er als Haupt des Hauses Oesterreich gesonnen sey, in Friede und guter Eintracht mit der französischen Nation zu leben, und ob er auf alle Verträge und Uebereinkünfte Verzicht leisten wolle, welche der Souverainetät, Unabhängigkeit und Sicherheit der französischen Nation zuwider sind."

„3. Der König soll ersucht werden, dem Kaiser zu erklären, daß, wofern er nicht der französischen Nation vor dem 1. März wegen der oben angeführten Punkte völlige Genugthuung giebt, sein Stillschweigen, oder auch jede zögernde Antwort oder Ausflucht, als eine Kriegserklärung angesehen werden solle."

„4. Der König soll ersucht werden, überdieß die schnellsten Maßregeln zu ergreifen, damit die Armee

im Stande sey, auf den ersten Befehl, den sie erhalten wird, den Feldzug zu eröffnen."

Dieser Beschluß wurde noch an demselben Tage Sr. Majestät überbracht. Der König antwortete, er werde den Gegenstand in ernsthafte Ueberlegung nehmen.

Der König ließ durch den Minister Deleffart den 1. März 1792 der Versammlung ein Schreiben übergeben, in welchem er äußerte, daß, so sehr er zum Frieden geneigt sey, er dennoch die Zurüstungen zum Kriege nicht minder betreibe, als die Unterhandlungen, welche die Erhaltung des Friedens bezweckten, und zwar so, daß man noch vor sechs Wochen im Stande seyn werde, einen Feldzug mit Nachdruck zu beginnen. Indem er so seine Pflichten vereinige, gebe er den größten Beweis seiner Anhänglichkeit für die Verfassung. Zugleich mit diesem Schreiben ließ er der Versammlung noch eine Note an den französischen Gesandten zu Wien mittheilen, worin demselben aufgetragen war, eine Erklärung sowohl über den vom Kaiser dem Marschall Bender plötzlich ertheilten Befehl, dem Churfürsten von Trier zu Hülfe zu eilen, als auch über die Einmischung des Kaisers in die innern Angelegenheiten Frankreichs, zu verlangen, und zugleich zu fragen, was er unter den zur Erhaltung und Sicherheit der Kronen unter sich verbundenen Souveränen verstehe? Auch die Antwort des Staatskanzlers Kaunitz vom 19.

Februar 1792 auf diese Note theilte der Minister der Versammlung mit. In derselben versicherte der Wiener Hof wiederholt seine friedlichen Absichten, und schob abermals die Schuld aller feindseligen Gesinnungen auf die Jakobiner. In der beigelegten Abschrift einer Depesche des Fürsten Kaunitz an den Gesandten von Blumendorf zu Paris hieß es, daß der Befehl, dem Churfürsten zu Hülfe zu eilen, dem Marschall von Bender nur unter der ausdrücklichen Bedingung gegeben worden sey, wenn der Churfürst, trotz dem, daß er alle Schwierigkeiten hinsichtlich der Ausgewanderten nach dem Beispiele, wie man mit ihnen in den Niederlanden verfahren sey, gehoben habe, dennoch feindlichen Angriffen ausgesetzt seyn würde. — Was die Verbindung der Mächte anbetreffe, so sey es damals, als sich der König mitten in Frankreich in Gefangenschaft befunden habe, dem Kaiser, als nahem Verwandten und Verbündeten desselben, zugekommen, die Souveräne Europa's aufzufordern, sich mit ihm zu vereinigen und für die Sicherheit und Befreiung des Königs wirksame Maßregeln zu ergreifen, der durch abscheuliche Gewaltthätigkeiten sich zur Flucht gezwungen gesehen, gegen die ihm abgenöthigten Bewilligungen protestirt habe und bald nachher gefangen und von seinem Volke nebst seiner Familie im Gefängnisse gehalten worden sey. Jene Verbindung habe auch eben in Wirksamkeit gesetzt werden sollen,

als der König aus seiner schmählichen Gefangenschaft wieder freigelassen, sein Ansehen wieder hergestellt worden sey, und er selbst durch die Annahme der Verfassung sich an die Spitze der neuen Regierungsform gestellt gehabt habe. Nun habe Se. Kaiserliche Majestät ein Rundschreiben an die Mächte erlassen, aus welchem abermals zu ersehen, wie nach der königl. Genehmigung der Constitution der Kaiser selbst die Fürsten zu freundlichen Gesinnungen aufgefordert habe, indem er zugleich die früher vorhandenen Ursachen eines solchen Bündnisses vor der Hand als gehoben dargestellt habe. Dieses merkwürdige Schreiben lautete folgendermaßen:

Circular-Depesche des Herrn Hof- und Staatskanzlers, Fürsten von Kaunitz-Rittberg, an die Gesandten und Minister Sr. Kaiserl. Majestät an mehreren auswärtigen Höfen.

„Wien, am 12. November 1791."

„Da der Zustand der Gefangenhaltung, in welchem der König und die königliche Familie von Frankreich sich befanden, aufgehört hat, so hat der Kaiser keine Schwierigkeit gemacht, dem französischen Gesandten an diesem Hofe die Audienz zu bewilligen, welche derselbe von ihm bei seiner Rückkunft von Prag verlangte. Er erhielt aus dessen Hand den beiliegenden Brief, in welchem ihm der König seine Genehmigung der neuen französischen Constitution bekannt macht."

„Se. Kaiserl. Majestät befiehlt Ihnen, mein Herr, dem Hofe, an welchem Sie sich aufhalten, davon, so wie von der Antwort auf diesen Brief, die ebenfalls angeschlossen ist, Meldung zu thun, und da der Kaiser dafür hält, er müsse Sr. Majestät ohne Rückhalt bekannt machen, was er von dem neuen Zustande der Dinge und von den Verhältnissen halte, welche jetzt die Lage Frankreichs und die Entschließungen Sr. Allerchristlichsten Majestät darbieten, so trägt er Ihnen auf, diese Mittheilungen mit folgenden Eröffnungen zu begleiten:

„Als der Kaiser eine Erklärung und gemeinsame Maßregeln vorschlug, um die unangenehmen Folgen der französischen Revolution zu verhindern, da bedrohten dringende Gefahren die Freiheit, die Ehre und die Sicherheit des Königs und der königlichen Familie, so wie auch die Erhaltung der monarchischen Regierung in Frankreich, welche durch die Fortschritte einer Volksanarchie, die für alle europäischen Regierungen gefährlich wurde, in ihren Hauptgrundsätzen angegriffen war."

„Diese Gefahren sind nicht mehr dringend. Die letzten Vorfälle geben Hoffnung für die Zukunft. Es scheint, daß der größere Theil der französischen Nation, selbst durch die Uebel gedrückt, die sie sich bereitet hat, zu gemäßigtern Grundsätzen zurückkehrt, die Nothwendigkeit einsieht, die einzige Regierungsform zu erhalten, welche für einen großen Staat

passend ist, und dahin zielt, dem Throne diejenige Würde und denjenigen Einfluß wieder zu verschaffen, die zu dem Wesen einer monarchischen Regierungsform gehören. Es scheint endlich, daß sich der König mit Zutrauen dieser Aussicht überläßt, und daß seine auf dieses Zutrauen gegründete Genehmigung freiwillig gewesen ist.“

„Von der andern Seite kann man nicht läugnen, daß so neue und in mehrerer Rücksicht noch unvollkommene Aussichten noch nicht hinlänglich über die Festigkeit und die Dauer der Gesinnungen, welche sie ankündigen, beruhigen, und die Besorgnisse, welche die Gewaltthätigkeit und die Außerordentlichkeit der vorhergegangenen Begebenheiten nur zu sehr rechtfertigen, nicht gänzlich vernichten könne.“

„Der Kaiser kann nicht verhehlen, daß er in der Ungewißheit, welche aus dieser entgegengesetzten Hoffnung und Furcht entsteht, noch keine bestimmte Meinung über die Frage zu fassen im Stande ist: ob die Lage des Königs von Frankreich und seines Staates ferner der Gegenstand einer gemeinsamen Sache für alle andern Mächte seyn soll, oder nicht?“

„Allein, was Sr. Kaiserl. Majestät selbst aus dieser Ungewißheit offenbar hervorzugehen scheint, ist, daß, so lange sie vorhanden seyn wird, alle Mächte ein bleibendes, gemeinschaftliches Interesse dabei haben werden, daß der gegenwärtige gute Anschein,

dessen Nichtfortdauer sogleich die Nothwendigkeit und die Rechte einer gemeinschaftlichen Dazwischenkunft nöthig machen würde, fortdaure und Bestand gewinne."

„Der Kaiser hat es für nützlich gehalten, diese Denkungsart in seiner Antwort an Se. Allerchristlichste Majestät nicht zu verhehlen; und da er überzeugt ist, daß, wenn die andern Mächte ähnliche Gesinnungen zeigen würden, dies nothwendig zu der Aufmunterung und dem Siege der gemäßigten Parthei, welche gegenwärtig in Frankreich die Oberhand hat, auf eine vortheilhafte Weise beitragen müßte, so schlägt Se. Kaiserl. Majestät Sr. Majestät vor, ihre Minister zu gelegentlichen Aeußerungen von ähnlicher Art zu bevollmächtigen."

Dem österreichischen Gesandten wurde zugleich aufgetragen, zu erklären, daß, nachdem die Ausgewanderten selbst zerstreut seyen, und, zur Ruhe verwiesen, von keiner Macht Unterstützung erhielten, kleine Geldhülfen zu nothdürftigem Unterhalte abgerechnet, dennoch die Bewaffnung Frankreichs ohne irgend einen Grund fortdaure. Mit Recht äußerte Oesterreich ferner, daß die republikanische Parthei (die Jakobiner) Allem aufbiete, um den Kaiser zu einem Bruche mit Frankreich zu reizen, und daß diese Parthei deßhalb vorsätzlich alle inneren Unruhen und Gährungen in diesem Reiche unterhalte, und der Nation, um sie fortwährend in einem aufgeregten Zustande zu erhalten, die Gesinnungen des Kaisers

und der auswärtigen Mächte so verdächtig als möglich zu machen strebe. Unter dem Vorwande eines bloßen Widerstandes gegen einige Tausend zerstreute Flüchtlinge haben jene eine Armee von 150,000 Mann versammelt. Ihre drohende und gebieterische Sprache nehme die Nationalversammlung mit einem unbegränzten Beifall auf; ihre Reden voll Beleidigungen, die Völker zum Aufstande gegen die Regierungen auffordernd, werden des Drucks würdig erklärt und überallhin zu verbreiten gesucht. Durch dieses Alles suche man den Kaiser gewissermaßen zu gewaltsamen Maßregeln zu zwingen, indem man sowohl seine Würde angreife, als auch sogar Aufruhr und Verschwörung gegen ihn begünstige und selbst beschütze, was ein so eben in den Niederlanden entdecktes Complott, dessen Mittelpunkt, wie man sich die Ueberzeugung verschafft habe, zu Douay sey, noch besonders belege. — Diese Depesche endigte mit den Worten:

„Endlich kann auch nur dem schädlichen Einflusse derselben Parthei und dem Zwecke, den Krieg mit Sr. Kaiserl. Maj. zu beschleunigen, das ungesetzmäßige Decret vom 25. Januar zugeschrieben werden, durch welches man in das, dem Könige vermöge der Constitution zugehörige Recht, den Vorschlag zu thun, einen Eingriff gethan, und sich erlaubt hat, dem Kaiser vorzuwerfen, daß er den Freundschafts- und Bundesvertrag von 1756 verletzt hätte, weil er dem ge-

fangenen Könige von Frankreich und der zur Zeit des 21. Junius 1791 zerstörten französischen Monarchie zu Hülfe kommen wollte, und weil er seit der Zeit des 13. Septembers sich bemüht hat, in den andern Souverainen die Entschlüsse und Hoffnungen des allerchristlichen Königs zu erwecken; durch welches man den König ersucht, im Namen Frankreichs, welches sich zum Kriege bewaffnet, über die feindseligen Absichten des Kaisers, der sich nicht bewaffnet, der den Bewaffnungen Anderer ein Ende gemacht hat, den diese Partei jetzt nöthigt, sich zu seiner Vertheidigung zu bewaffnen, Rechenschaft zu fordern; durch welches man zu der Ungerechtigkeit noch die Beleidigung hinzu thut, und sich anmaßt, wegen unbewiesener Vorwürfe einem achtungswürdigen Souverain, einem Bundesverwandten Frankreichs, einen peremtorischen Termin der Genugthuung vorzuschreiben, gleichsam als wenn die durch das Staatsrecht der Völker geheiligte Achtung und Grundsätze dem Richterstuhle einer französischen Nationalversammlung unterworfen wären."

„Ungeachtet eines so beleidigenden Verfahrens will dennoch der Kaiser Frankreich den deutlichsten Beweis von der fortdauernden Aufrichtigkeit seiner Zuneigung geben, indem er seiner Seits diejenige Ruhe und Mäßigung beibehält, welche sein freundschaftlicher Antheil an der Lage des Königreichs ihm einflößt. Er läßt den persönlichen Gesinnungen des Königs, seines Schwagers, Gerechtigkeit widerfahren. Er ist

weit entfernt, ein Verfahren solcher Art dem größeren Theile der Nation zuzuschreiben, welche theils selbst über die Uebel seufzt, die sie von einer rasenden Parthei erdulden muß, theils unwillkührlich an den Irrthümern und Vorurtheilen Theil nimmt, in welchen man sie über das Betragen Sr. Kais. Mai. zu unterhalten sich bestrebt."

„Das ganze Detail und den ganzen Plan seines Betragens gegen Frankreich ohne Vorbehalt und ohne Verstellung den Augen des Königs und der ganzen Nation vorzulegen, dieß ist die einzige Waffe, zu welcher der Kaiser glaubt seine Zuflucht nehmen zu müssen, um die Kunstgriffe einer Cabale zu vernichten, welche einen Staat im Staate ausmacht, ihr durch das Gesetz gemißbilligtes Uebergewicht auf Unruhe und Verwirrung gründet, und kein anderes Hülfsmittel hat, um dem Vorwurfe zu entgehen, die Nation in eine Verlegenheit gebracht zu haben, aus welcher sich dieselbe nicht zu retten weiß, als dieselbe in noch größere Verlegenheiten und in noch größeres Unglück zu stürzen, damit es ihr durch Hülfe desselben gelinge, ihren Plan auszuführen, und die vermöge der Constitution bestätigte monarchische Regierung umzustoßen."

„In einer so freundschaftlichen und heilsamen Absicht hat der Kaiser zu eben der Zeit, da er nicht mit Worten, sondern durch Thatsachen, die Besorgnisse zu vernichten suchte, welche die Ausgewanderten

Frankreich gaben, geglaubt, es an das Daseyn einer Verbindung der Mächte erinnern, und ihm erklären zu müssen, daß es seine Absicht sey, die Reichsstände im Falle eines Anfalls zu beschützen; damit Diejenigen, welche Feindseligkeiten veranlassen möchten, dem Könige und der Nation verantwortlich würden. Unstreitig wird das französische Ministerium Ihnen eine, Wort für Wort ähnliche, Erklärung bekannt gemacht haben, die demselben von dem Gesandten Sr. Königl. Preuß. Maj. zu gleichem Zwecke officiell mitgetheilt worden ist."

„Ueberhaupt geschieht es in derselben Absicht, daß der Kaiser jetzt die Sprache der Wahrheit den Ausfällen der Bosheit entgegensetzt. Er ist überzeugt, daß Se. allerchristlichste Maj. sowohl, als der vernünftige und größere Theil der Nation darin den Character und die Pflichten einer aufrichtigen Freundschaft erkennen, und es ihm Dank wissen werden, daß er ohne Schonung Irrthümer, zu deren Opfer man sie machen will, aufgedeckt hat."

„Sie werden zu diesem Zwecke, mein Herr, eine Abschrift dieser Depesche dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten zustellen, ihn bitten, dieselbe dem Könige vorzulegen, und ihr überhaupt die genaueste und ausgedehnteste Publicität zu verschaffen."

Mit diesen Papieren wurde der Versammlung von

Deleſſart noch folgende Note des preußiſchen Geſandten vorgelegt.

Officielle Note des Herrn Grafen von Goltz, außerordentlichen Geſandten und bevollmächtigten Miniſters Sr. Preuß. Maj.

„Paris am 28. Februar 1792."

„Der unterzeichnete außerordentliche Geſandte und bevollmächtigte Miniſter Sr. Maj. des Königs von Preußen bei Sr. allerchriſtlichſten Maj. hat die Ehre, Sr. Excellenz, dem Herrn Deleſſart, in Erinnerung zu bringen, daß er ihm zu wiederholten Malen zu erkennen gegeben hat, wie ein Einfall von franzöſiſchen Truppen auf das Gebiet des Reichs von dem deutſchen Reiche nicht anders als eine Kriegserklärung angeſehen werden könnte; und wie demzufolge Se. Preuß. Maj. nicht umhin könnten, in Verbindung mit Sr. Kaiſerl. Maj. ſich demſelben aus allen Kräften zu widerſetzen. Er hat vorzüglich dieſe Eröffnung dem franzöſiſchen Miniſterium bei Gelegenheit der Note gemacht, welche der Kaiſerl. Hof dem Geſandten von Frankreich am 5. Januar zuſtellen ließ. Er wiederholt dieſelbe heute bei Gelegenheit einer Depeſche des Herrn Hof- und Staatskanzlers, Fürſten von Kaunitz, vom 17. des laufenden Monats, an Herrn von Blumendorf, Geſchäftsträger Sr. Maj. des Kaiſers, und von dieſem dem Miniſterium Sr. Allerchriſtl. Maj. übergeben. Dieſe Depeſche

enthält die Grundsätze, über welche die Höfe von Berlin und Wien vollkommen einig sind."

„Graf von Golz."

Alle diese Mittheilungen brachten die Wuth der Jakobiner auf das höchste, welche während der Verlesung derselben laut murrten, lachten, spotteten, auf den Kaiser und seine Minister schimpften, und sich niedrige Ausfälle erlaubten.

Ueber diese Mittheilungen gab es nun wieder heftige Debatten. Der Abgeordnete Brüat sagte: Der Kaiser war so gnädig, dem König über sein bisheriges Betragen einige Erklärungen zu geben; allein von dem, was er für die Zukunft im Sinne hat, schweigt er sehr weislich, und sagt gar nichts, als daß er mit unserer Regierungsform unzufrieden ist, und sich vorbehält, Gericht zu halten über Frankreich, wofern dieses nach seiner Ansicht dem Ansehen des Königs zu nahe treten und die Jakobiner es wagen sollten, ferner die Verbrechen der Despoten anzuklagen, und über die Tyrannen zu wachen. Er endigte mit Schmähungen gegen den Kaiser, und mit dem Begehren, daß man ihn nicht länger schonen, so wie daß man binnen acht Tagen sich bestimmt über die Depeschen und den Vertrag von 1756 erklären solle.

Rouyer wollte nur drei Tage gestatten, und verlangte, daß man alle Minister geradezu fortjagen solle. Solche Reden fanden Beifall, wer aber gegen den Krieg sprach, wurde ausgezischt.

Narbonne's Entlassung.

Für die gemäßigtgesinnten Constitutionellen war folgendes Ereigniß sehr beklagenswerth, und mehrere unter ihnen trugen unbedachtsam zu dem Triumph ihrer Gegner bei. — Narbonne hielt unter der Leitung und dem Beistand der Frau von Stael Rath mit den Freunden des abwesenden Lafayette; einstimmig verwarf man in demselben Delessarts Plane. Man entschied, daß der Hof sich nicht zu früh dieses Ministers entledigen könne, daß dessen Absezung das einzige Mittel sey, ihn zu retten, daß man dem König einige Gewalt anthun, und ihn wegen der Folgen der zugleich aufschiebenden und drohenden Politik Delessarts zu erschrecken suchen müsse. Es wurde nun beschlossen, daß Narbonne gegen die Majorität des Ministeriums an die öffentliche Meinung appeliren solle. Man zweifelte gar nicht, daß der erschrockene König dann Narbonne seine vollkommene Zufriedenheit bezeugen, und Delessart verabschieden würde. Das Geheimniß der neuen Uneinigkeit im Ministerrath Sr. Maj. wurde nun in einem Briefe niedergelegt, den Narbonne an die drei commandirenden Generale Lafayette, Luckner und Rochambeau, welche durch ihn ihre Ernennung erhalten hatten, richtete. In der bemerkten Absicht veranstaltete man es, daß dieser Brief in den öffentlichen Blättern abgedruckt wurde. Narbonne hatte darin die Absicht

ausgesprochen, sich von dem Ministerium zurückzuziehen, wegen der wenigen Einigkeit, die zwischen ihm und seinen Collegen herrschte, deren persönlichen Character er zwar schätze, ihr Benehmen als Minister aber nicht billigen könne, und weil es durchaus nöthig sey, daß bei der constitutionellen Regierung keine schädliche Zwietracht statt finde. — Die drei Generale antworteten in einem, wie man behauptete, verabredeten Schreiben, in welchem sie Herrn Narbonne beschworen, seine Stelle nicht niederzulegen, und sich dem Vaterlande zu erhalten, während sie zu gleicher Zeit Delessarts Benehmen und Plane zu mißbilligen schienen. Narbonne gab dagegen ihren Wünschen nach, und erklärte, so lange das Portefeuille behalten zu wollen, als Frankreich mit Krieg bedroht seyn würde.

Als der König diese Correspondenz zu lesen bekam, wurde er äusserst aufgebracht; er bebte vor den Folgen zurück, welche sie für seinen unglücklichen Freund und Minister Delessart haben konnte. Hier zeigte er für den Augenblick ein festes Benehmen und entsetzte Narbonne seiner Stelle.

Deleſſart wird in Anklagezuſtand verſetzt.

Narbonne's Entlaſſung, an welcher beſonders die Frau von Stael nebſt ihrem Anhange außerordentlichen Antheil nahmen, brachte eine gewaltige Gährung ſowohl in den Clubbs als in der Nationalverſammlung ſelbſt hervor; beſonders aber waren es Bertrand de Molleville und Deleſſart, gegen welche man alle zu Gebote ſtehenden Waffen in Bewegung ſetzte. Der König machte nun auch die Entlaſſung des Erſtern bekannt, um den Eindruck zu vermindern, den jene von Narbonne hervorgebracht hatte. Es nützte aber nichts, und das Ungewitter zog ſich über Deleſſart nur deſto drohender zuſammen. Dieſer bereitete ſich vor, einem doppelten Angriffe zu widerſtehen; dem ſeiner eigenen und perſönlichen Feinde, und dem jener Deputirten, die man bis jetzt als die Vertheidiger des Miniſteriums betrachtet hatte.

Alles vereinigte ſich, um ihn zu verderben. Die Verſammlung hatt mit der Nachricht von Narbonne's Entlaſſung zu gleicher Zeit auch die von dem Tode des Kaiſers Leopold erhalten, deſſen friedfertige und weiſe Geſinnungen mit denen von Ludwig und Deleſſart ſehr übereingeſtimmt hatten.

Den 10. Mä zeigte bei der Eröffnung der Sitzung ein drohendes Murren den Ausbruch eines furcht-

baren Ungewitters an. Die Girondisten hielten indessen noch an sich, weil sie Narbonne's Freunden das Vergnügen lassen wollten, Delessart den ersten Stoß zu versetzen. Der Abgeordnete Ramond fing damit an, zu verlangen, daß man nun dem Könige ohne weitere Umstände erklären müsse, daß sein ganzes Ministerium mit der Befestigung der Verfassung ein- für allemal unverträglich sey, nachdem man noch den einzigen Mann, der seine Pflichten gegen die Nation treu und redlich erfüllt habe, aus demselben gestoßen, was er (Ramond) als ein öffentliches Unglück beklage. Er begehrte, daß man hinsichtlich Narbonne's dieselbe Erklärung erlassen solle, welche man am 14. Juli, als Necker in Ungnade gefallen war, dahin gegeben habe: „daß der abgesetzte Minister das Vertrauen der Nation mit sich nehme," und man solle noch beifügen: „welches die andern Minister verloren haben." — Die Girondisten schienen den Vorschlag eines Abgeordneten, der bis jezt ihr entschiedenster Gegner gewesen war, mit Enthusiasmus aufzunehmen; indessen beeilten sie sich nicht, einen Beschluß zu fassen, welcher einen Minister, der ein Freund der constitutionellen Monarchie war, in der Meinung der Republikaner zu hoch hätte stellen können. Die meisten Redner unterließen es, seinen Namen zu nennen, und begnügten sich damit, den Namen Delessart's mit tausend Verwünschungen und Schmähungen zu begleiten.

Die Hauptvorwürfe, die man Deleſſart machte, waren, daß er in den diplomatiſchen Verhandlungen mit Oeſterreich die Ehre der Nation hintangeſetzt und derſelben viel zu viel vergeben habe, ſo wie daß er im Einverſtändniſſe mit Kaunitz jene abſichtlich in die Länge gezogen habe. Briſſot ergriff begierig dieſe Gelegenheit, den ihm ſo verhaßten Miniſter zu ſtürzen, und machte einen langen Bericht über das Benehmen deſſelben, worin er ihm Schuld gab, den Deſpotismus gegen die Verfaſſung bewaffnet zu haben. Einen Hauptpunkt ſeiner Anklage ſtützte er auf die Aeußerung Deleſſart's: daß die Mehrheit der Nation der Verfaſſung zugethan ſey. „Abſcheuliche Treuloſigkeit!“ rief Briſſot aus. „Dieſer unwürdige Miniſter hat damit ſagen wollen, daß ihr die Minderzahl entgegen ſey.“ Die Verſammlung ſchenkte dieſem Wortſpiele großen Beifall, und dem Beobachter entging es nicht, daß Deleſſart im Voraus ſchon verurtheilt ſey. Briſſot fuhr nun fort, und brachte dreizehn Klagepunkte gegen ihn an:

„Der König,“ ſprach er, „ſagte in ſeiner Antwort am 28. Januar, daß er ſeit mehr als vierzehn Tagen bereits vom Kaiſer eine Antwort im Sinne unſers Anſuchens verlangt habe. Es iſt doch ſonderbar, daß man dem Könige eine dreifache Lüge in den Mund legt. Erſtlich hat der König dem Kaiſer nicht geſchrieben, denn man hat uns bloß einen Brief

des Herrn Deleſſart vorgelegt. Zweitens iſt der Brief des Herrn Deleſſart vom 20. Januar, folglich nur um ſieben Tage älter, als die Antwort des Königs. Drittens iſt der Brief an Kaunitz nicht im Sinne unſers Anſuchens. — Da es offenbar iſt, daß das Einverſtändniß zwiſchen dem Kaiſer und den andern Mächten immer noch vorhanden iſt, und daß daſſelbe keinen andern Zweck hat, als die franzöſiſche Conſtitution zu bedrohen, wie könnte man die Antwort des Herrn Deleſſart billigen? Er nimmt auf Alles das keine Rückſicht, was Herr von Kaunitz, ſein Mitbruder, über dieſes Einverſtändniß ſagt, und hält ſich bei einem einzigen Worte auf, welches ſich in der Note des öſterreichiſchen Miniſters befindet. Er überſieht alle Drohungen und Beleidigungen, und verweilt bei den Friedens- und Freundſchaftsverſicherungen. — Da demzufolge die Antwort der vollziehenden Gewalt auf die kaiſerliche Depeſche nicht von der Art iſt, daß eine Erklärung darauf erfolgen muß, welche uns berechtigte, die Waffen niederzulegen oder zu ergreifen, ſo muß die Nationalverſammlung das Anſuchen vom 24. Januar wiederholen, dem Könige die Nothwendigkeit vorſtellen, eine beſtimmte Erklärung zu verlangen, einen Termin feſtzuſetzen und die Kriegsrüſtungen zu beſchleunigen. — Nun komme ich auf meine Anklage gegen Herrn Deleſſart. — Hat der Miniſter der auswärtigen Geſchäfte das Intereſſe der Nation verrathen, oder nicht?

nicht? Auf diese Frage lassen sich die übrigen alle zurückführen. — Herr Delessart hat weder der Nationalversammlung, noch dem diplomatischen Ausschusse, die Circularbriefe vom Monate Juli, den Vertrag des Kaisers mit Preußen, die Uebereinkunft von Pillnitz und die Erklärung vom Monate November mitgetheilt. Er hat demzufolge der Nationalversammlung wichtige Papiere verborgen, welche ihr die Gefahren gezeigt haben würden, die ihr von Außen drohten. — Nicht nur verbarg uns Herr Delessart dieses Alles, sondern er wollte uns auch noch überreden, daß der Kaiser friedfertig gegen uns gesinnt sey." — Nachher beschwerte sich Brissot darüber, daß der Minister und nicht der König an den Kaiser geschrieben habe. Die Entschuldigung, daß es in Geschäften so gewöhnlich sey, wollte er nicht gelten lassen. Auch fand er es sonderbar, daß Delessart nicht geradezu an den Fürsten von Kaunitz, sondern an den französischen Gesandten geschrieben habe. Dann ging er zu der Untersuchung des Schreibens Delessart's über, und beschuldigte den Minister, daß derselbe nicht kräftig genug gegen das Bündniß der Höfe gesprochen habe; daß er den innern Zustand Frankreichs auf eine unrichtige und treulose Weise geschildert, und daß er auf eine niederträchtige Weise den Kaiser um Frieden gebeten habe. Statt dem Kaiser zu schreiben, daß die Versammlung den Vertrag von 1756 als gebrochen ansehe,

habe er geschrieben, daß man diesen Vertrag zu halten wünsche. „Ich weiß nicht," rief Brissot aus, „ob ich mich irre; aber ein Gedanke ist in mir aufgestiegen, nachdem ich dieses Schreiben durchgelesen hatte. Das Interesse Frankreichs ist in demselben aufgeopfert, Frankreich wird in demselben so sehr herabgesetzt, daß man sich nicht enthalten kann, zu sagen: Kein französischer Minister hat diesen Brief geschrieben, er fließt aus der Feder des österreichischen Gesandten! Und eben so geräth man in Versuchung, die Antwort des Kaisers dem französischen Ministerium zuzuschreiben. Es giebt ein Dilemma, aus welchem sich Herr Delessart nicht ziehen kann. Entweder er glaubte an die feindseligen Absichten des Kaisers und der Verbindung; in diesem Falle ist er schuldig, weil er nicht schon im Monate December denselben zuvorgekommen ist. Oder er glaubte, daß der Kaiser friedfertige Gesinnungen hege; in diesem Falle ist er schuldig, weil er durch seine Kriegsrüstungen den Kaiser zum Kriege gereizt hat. — Wer hat unsern Assignaten einen tödtlichen Streich versetzt? Wer hat den Credit vernichtet? Wer hat den Wechselcurs fallen gemacht? Wer hat die innere Unordnung unterhalten? — Das schlechte Betragen des Ministers!" — Brissot verlangte, daß dem Kaiser ein Termin zu seiner endlichen Erklärung vorgeschrieben, und gegen Delessart ein Anklagedecret von der Versammlung abgegeben werden solle.

Viele der gemäßigten Deputirten, welche zuerst gegen den Minister aufgetreten waren, bereueten dies nun, da sie dessen unvermeidlichen Untergang sahen, und mußten darüber die Vorwürfe ihrer Freunde und den bittern Spott der Partei, welcher sie die Waffen in die Hände gegeben hatten, anhören. Man sah nun, wie sie sich Mühe gaben, die Anklage der heftigsten Gegner zu widerlegen, die sie möglichst zu besänftigen suchten, indem sie sagten: „Laßt ihn aus dem Ministerium stoßen, aber schont seines Lebens! Keine Grausamkeit mehr!" Allein es war zu spät. Die durch Delessart beleidigten Jakobiner wollten ihren Raub nicht mehr fahren lassen, sondern schrieen laut: „Man stimme ab, — zur Anklage!" — ohne sich an die Opposition der rechten Seite, besonders Vaublanc's, Jaucourt's, Quatremères, Beugnot's und Anderer, die sich gegen solche große Eile sehr eifrig und laut erklärten, zu kehren. Isuard schrie laut: „Laßt uns mit dem Anklagedecrete gegen Delessart eilen, der vielleicht in diesem Augenblicke flieht!" Einige Tage früher hatte er, von der Verantwortlichkeit der Minister redend, gesagt: „Daß sie sich ja nicht irren; diese Verantwortlichkeit ist der Tod!" Diese Worte hatte er mit einer Bewegung begleitet, welche das fatale Beil schon auf Delessart's Nacken fallen zu lassen schien. Guadet setzte die Versammlung in ein allgemeines Staunen, als er das Wort für den Minister ver-

langte. Die Jakobiner schienen versteinert, und die rechte Seite schöpfte Hoffnung. Aber ironisch sprach er die Worte: „Es ist zur Ehre und im Interesse des Herrn Delessart selbst, wenn ich begehre, daß er in Anklagestand versetzt werde. Alle Vorurtheile sind gegen ihn; ganz Frankreich hat ihn im Verdachte; nur eine Untersuchung und ein Urtheilspruch kann ihn rechtfertigen und seine Unschuld an den Tag bringen.“

Vergniaud trat in Brissot's Fußstapfen, mit welchem er sich gegen den Minister verbunden hatte, und fügte zu den von jenem anhängig gemachten Klagepunkten noch neue hinzu, die ganz dazu gemacht waren, die Gemüther noch mehr zu erbittern. Er sagte unter Andern: „Stellvertreter des französischen Volkes! Es ist nicht mehr meine Stimme, die zu euch spricht; es ist die wehmüthig klagende, welche aus der Eisgrube von Avignon zu euch stöhnt. Sie ruft euch zu: Das Decret der Vereinigung der Grafschaft mit Frankreich war schon im Monat September erlassen; hätte man es uns sogleich zurückgesandt, so würde es wahrscheinlich den Frieden gebracht, den unseligen Zwistigkeiten ein Ende gemacht, jenes abscheuliche Gemetzel verhindert haben, und unser Boden würde nicht durch solche Missethaten besudelt worden seyn. Allein Herr Delessart, damals Minister des Innern, hat es für gut gefunden, das Decret zwei Monate in seinem Portefeuille zu behalten, und während dieser Zeit

haben die Uneinigkeiten fortbestanden und neue Verbrechen unser Vaterland entehrt. Es ist unser Blut, es sind unsere verstümmelten Leichname, welche Rache von diesem Minister fordern.“ — In dem übrigen Theile seiner Rede ging Vergniaud weiter, und suchte seine Streiche höher anzubringen. Der König selbst war es, an den er wollte. Man wußte, daß dieser nicht ohne Bedenklichkeit wegen der Rechtmäßigkeit der Vereinigung Avignons mit Frankreich gewesen. Vergniaud gab daher dem Hofe die Schuld der Anklage, die er zuerst gegen die Minister vorgebracht hatte, und, Mirabeau's Beispiel nachahmend, sagte er:

„Ich sehe von dieser Rednerbühne die Fenster des Pallastes (er wies nach den Tuillerien), wo verrätherische Rathgeber den König, welchen die Constitution uns gegeben hat, verführen und betrügen, — wo verrätherische Rathgeber die Ketten schmieden, mit welchen sie die Nation fesseln wollen, — wo verrätherische Rathgeber die Cabalen zubereiten, welche uns in die Gewalt des Hauses Oesterreich liefern sollen! Ich sehe die Fenster des Pallastes, hinter welchen man an der Gegenrevolution arbeitet, — wo man die Mittel verabredet, welche uns in die Sklaverei stürzen sollen, wenn wir alle Unordnungen der Anarchie und alle Gräuel eines Bürgerkrieges werden erduldet haben! Der Tag ist angebrochen, an welchem ihr dieser Verwegenheit und diesem

Uebermuthe Gränzen seßen und die Verschwörer zertrümmern könnt. Schrecken und Entsetzen sind zu den Zeiten des Despotismus oft aus diesem Pallaste gekommen; heute mögen sie nun im Namen des Gesetzes dahin zurückkehren und bis in alle Herzen dringen! Alle Bewohner desselben sollen erfahren, daß die Constitution Niemand als den König für unverletzlich erklärt hat; sie sollen erfahren, daß das Schwert des Gesetzes alle Häupter der Schuldigen ohne Unterschied treffen und abschlagen wird. Man stimme ab über das Anklagedecret."

Kaum hatte Vergniaud seine Rede beendigt, so forderten mehr als 400 Stimmen auf das Dringendste das Anklagedecret, welches nun auch sogleich, wie folgt, abgefaßt wurde:

„Die Nationalversammlung beschließt, zufolge einer mit Gründen begleiteten Anklage eines ihrer Mitglieder, daß gegen Herrn Delessart, Minister der auswärtigen Geschäfte, Anklage Statt finde. Sie trägt der vollziehenden Gewalt auf, die nöthigen Befehle zu seiner Verhaftnehmung zu ertheilen, und auf alle Papiere, die ihm persönlich zugehören und sich in seinem Wohnhause befinden, das Siegel legen zu lassen. Gegenwärtiges Decret soll sogleich der vollziehenden Gewalt überbracht werden, welche morgen von den zur Vollziehung desselben genommenen Maßregeln Rechenschaft ablegen wird."

Die Gründe, welche dieses Decret bewirkten, waren in folgenden Ausdrücken abgefaßt. „Die Nationalversammlung zieht in Erwägung, daß der Minister der auswärtigen Geschäfte die Sicherheit der Nation in Gefahr gesetzt, indem er diejenigen Schriften nicht mitgetheilt hat, welche das Daseyn einer Verbündung der Mächte bezeugten; daß er dem Wiener Hofe nicht angelegen hat, diese Verbindung aufzugeben; daß er die Depesche vom 5. Januar geheim zu halten gesucht hat; daß er in einem vertrauten Briefe an Herrn de Noailles dem Wiener Hofe unrichtige oder übertriebene Nachrichten über den innern Zustand des Königreichs gegeben und in dem genannten Briefe über den Zeitpunkt, welcher vor der Genehmigung der Constitution herging, eine constitutionswidrige Lehre vorgebracht hat; daß er auf eine niederträchtige Weise Frieden verlangt; daß er das Decret vom 25. Januar verachtet hat, — ein Decret, welches er selbst veranlaßte, indem er die kaiserlichen Depeschen mittheilte und den Berathschlagungen des diplomatischen Ausschusses selbst beiwohnte; daß er Feigherzigkeit und Schwäche gezeigt hat; daß er das Interesse der Nation vernachlässigt oder verrathen, und daß er sich geweigert hat, dem Decrete zu gehorchen, welches ihm befahl, die Originale seiner Correspondenz vorzulegen."

Die rechte Seite schien vom Donner gerührt. Brissot triumphirte, seinen Feind vernichtet zu haben, und nannte sich von diesem Tage an den Mann des 10. März. Die Girondisten freuten sich, ein königlich gesinntes Ministerium gestürzt zu haben, und ein republikanisch gesinntes, von dem Geiste der Frau Roland beseelt, an dessen Stelle setzen zu können. Eben so die Jakobiner.

Narbonne, von Schmerz durchdrungen, seine ehemaligen Collegen am Rande des Verderbens zu sehen, wollte sich nun der Vertheidigung des Königs weihen. Madame Stael war außer sich, gewissermaßen der Spielball einer Partei gewesen zu seyn, die mehr ihre eigene Rachsucht, als die Beredtsamkeit einer geistreichen Frau beachtete; sie verlor allen Credit, allen Einfluß, und gab dennoch die ehrgeizige Sucht nicht auf, Minister schaffen und bilden zu wollen.

Unterdessen hatte der Gegenstand so großen Hasses und Mitleidens, Delessart, die letzte Unterredung mit dem Könige. Bei der Eröffnung der Sitzung hatte er sehr deutlich wahrgenommen, daß sein Verderben beschlossen sey. Man rieth ihm, die Flucht zu ergreifen; der König selbst ermahnte ihn auf das Dringendste dazu. „Meine Flucht," erwiederte der Minister, „würde ein Triumph für die Feinde Eurer Majestät seyn; man würde an verbrecherische Intriguen glauben, die man Ihnen, Sire, gleich dem

hauptsächlichsten Urheber, zur Last legen würde; Brissot würde nicht ermangeln, zu sagen: Delessart hat durch seine Flucht die Complotte des Hofes, das Vaterland der österreichischen Herrschaft zu unterwerfen, enthüllt. Dieß Alles befiehlt mir, mich ohne Verzug in die Gefängnisse von Orleans zu begeben, und vor die Richter dieses Obergerichts zu stellen. Was sie aus mir machen werden, weiß ich nicht; ich kenne nur die Gefahr, die meinem Könige durch meine Flucht drohen würde." — Der König antwortete ihm seufzend: „Ach! kann ich denn nichts für einen treuen Minister, für einen Freund thun, der sich für mich aufopfert? Ihre Flucht würde mich minder beunruhigen." — Sollte man nicht glauben, die Unterredung des unglücklichen Strafford mit Carl I. zu hören? — Delessart ging in die Gefängnisse nach Orleans ab, nachdem er noch vorher nachstehendes Schreiben an die Aufseher der Abtheilungen von Paris, und das folgende an den Präsidenten der Nationalversammlung geschrieben hatte:

„Paris am 11. März, um zwei Uhr des Morgens."

„Meine Herren! In dem Augenblick, wo ich erfahren, daß man gegen mich ein Anklagedecret abgegeben habe, habe ich geglaubt, daß ich mich gewaltsamem und ungesetzmäßigem Zwange entziehen müsse, den eine irregeführte Menge gegen mich

habe ausüben wollen. Da ich aber weiß, daß die Aufseher versammelt sind, und sich mit meiner Angelegenheit beschäftigen, so eile ich, Ihnen bekannt zu machen, daß ich bereit bin, mich dem Gesetze zu unterwerfen, und daß Sie dem zufolge die nöthigen Befehle zu der Vollziehung desselben geben können. Ich werde nach Orleans die Gesinnungen mitnehmen, welche mich während des ganzen Laufes meines öffentlichen Amtes geleitet haben, und welche, so wie sie mir jederzeit gedient haben, meinen Pflichten treu zu bleiben, mir auch, wie ich hoffe, dienen werden, meiner Unschuld den Sieg zu verschaffen." —

„Herr Präsident! In dem Augenblicke, da ich nach Orleans abreisen soll, ist es mir erlaubt, mich darüber zu beklagen, daß die Nationalversammlung gegen mich das schrecklichste Decret abgegeben habe, ohne mich zu hören, ohne irgend eine Erläuterung von mir erhalten zu haben; und daß, da es ihr so leicht war, sich von meiner Unschuld zu überzeugen, sie dennoch lieber mich Frankreich und ganz Europa als einen des Verbrechens der Verrätherei Verdächtigen hat darstellen wollen. Mein Gewissen gibt mir Stärke, und darum fürchte ich den Urtheilsspruch nicht, dem ich mich jetzt unterwerfen werde. Ich will beweisen, daß mein ganzes Betragen sich auf Achtung der Gesetze, Anhänglichkeit an die Constitution, und einen brennenden Eifer für das gemeine Beste gründete; ich will Lügen und Verläumdung

zu Schanden machen: allein als öffentlicher Beamter und Staatsbürger werde ich jederzeit bedauern, daß die Nationalversammlung mich nicht in den Fall gesetzt hat, von ihr selbst diejenige Gerechtigkeit erhalten zu können, die ich von dem Gerichtshofe erwarte, welchem sie mich zusendet."

Die Ruhe eines reinen Gewissens, welche aus diesem Briefe so deutlich hervorscheint, machte selbst die heftigsten Feinde des Ministers in der Versammlung verstummen, als dieser Brief vorgelesen wurde. Ueberhaupt erwarb die Art, wie sich Herr Deleßart in seinem Unglücke betrug, diesem Minister die Hochachtung aller Rechtschaffenen.

Mit der Absetzung und Anklage des Ministers hatte Pethion als Maire von Paris zwar nichts zu thun; allein seine Freude über die Kränkung, die dadurch dem Hofe widerfahren war, war so groß, daß er dieselbe unmöglich verbergen konnte. An der Spitze der Municipalität erschien er gleich am folgenden Tage, am 11. März, vor den Schranken der Nationalversammlung. Mit lautem Händeklatschen wurde er empfangen; dann sprach er: „Die Municipalität von Paris kommt, in diesem wichtigen Zeitpunkte, um Ihnen das Opfer ihres Patriotismus und ihrer Bewunderung darzubringen. Wann die Atmosphäre mit bösartigen Dünsten angefüllt ist, dann reinigt sie sich durch die Gewalt des Blitzes. Was uns umgab, war Alles verpestet; nun hat ein

wohlthätiger Schlag die Luft gereinigt. — Es ist also wahr, daß die Verantwortlichkeit der Minister kein leerer Schall mehr ist! Es ist also wahr, daß das Schwert der Gerechtigkeit alle Köpfe ohne Unterschied trifft!"

Die Tageblätter ließen nun gleichfalls ihren Zorn unter den heftigsten Ausdrücken über Delessarts Verrath aus. Hier nur ein Beispiel aus dem von Marat redigirten Volksfreunde, welches einen Begriff von dem Tone geben mag, der damals in den Zeitschriften herrschte.

„Ach! was wird das Ende aller dieser Verschwörungen seyn! Wird das Volk siegen oder nicht? Wird Ludwig XVI. nebst seinem Weibe, seinen Ministern und allen vornehmen Verschwörern auf dem Greveplatze hingerichtet werden, oder nicht? Mir scheint es, die am allgemeinsten angenommene Meinung, selbst in der Nationalversammlung, wo diese Cannibalen des Hochverraths überwiesen worden sind, sey, daß in vierzehn Tagen spätestens das Volk ihre Köpfe fordern werde. — Wir müssen der Anarchie durch den Schrecken der Hinrichtung ein Ende machen. Fort, ihr Herren Stellvertreter, zeichnet euch aus! Um einiger einzelnen Personen willen darf nicht die ganze Nation zu Grunde gehen! Der Brief ihres Anführers wird euch überzeugt haben, wie sehr dieser unwürdige Monarch die Spitzbuben beschützt. Ihr habt decretirt, daß die Herren Narbonne, Du-

portail, Montmorin, und alle, die das Ministerium verlassen werden, Paris nicht verlassen könnten, ohne ihre Rechnung abgelegt zu haben. Das war gar nicht, was geschehen sollte. Da sie ganz ausgemacht strafbar sind, so mußte man in Rücksicht ihrer die Maßregeln befolgen, welche Herr Vergniaud gegen den Böswicht Delessart vorgeschlagen hat. Sie taugen alle mit einander nichts. Es sind wahre Diebe, die sich unter einander vortrefflich verstehen: und hat dieser ein Anklagedecret verdient, so könntet ihr eben so gut alle übrigen Minister unter das Schwert des Gesetzes bringen."

Das Blatt, welches diesen Aufsatz enthielt, war den Tag, nach welchem man Delessart's Anklagezustand decretirt hatte, erschienen. Den folgenden Tag klagte Guadet und noch andere Mitglieder der Versammlung auch den Justizminister Düport du Tertre an, dessen festem Benehmen es gelang, 24 Stunden Aufschub zu seiner Vertheidigung zu erhalten, um sich über die gegen ihn erhobenen Klagen verantworten zu können, welches er dann auch mit so vielem Erfolg that, daß seine Ankläger verstummten.

Veränderung des Ministeriums.

Durch alle diese Begebenheiten ward der ohnehin so schwankende Hof außer aller Fassung gebracht, und

die Girondisten suchten den Schrecken desselben bestmöglichst zu benützen. Brissot, welchen man als einen der gewandtesten und thätigsten Unterhändler kannte, versprach die Wuth seiner Parthei zu besänftigen, wenn man die Minister aus den Gegnern des Hofes, nach dem Beispiel des Königs von England, wähle, der durch dieses politische Spiel sehr oft aus den gefährlichsten Gegnern des königlichen Ansehens die besten Vertheidiger desselben schaffte. Diese Sache war aber in dem schon zu sehr bewegten Frankreich, wo Niemand sich schmeicheln durfte, die revolutionäre Parthei lange nach Willkühr zu leiten, durchaus nicht anwendbar; dennoch ging der Hof in seiner betäubenden Furcht in die ihm gelegte Falle. Düport, Bertrand de Molleville, Cahier de Gerville und Tarbe nahmen ihre Entlassung, und der unglückliche König ernannte an Narbonne's und an Delessart's Stelle Dumouriez für die auswärtigen Angelegenheiten, Roland für das Innere, Lacoste für die Marine, Clavière für die Finanzen, Durantun für die Justiz, und de Grave, der aber bald durch Servan ersetzt wurde, zum Kriegsminister.

Dumouriez.

Unter allen diesen Männern verdienten nur zwei die öffentliche Aufmerksamkeit: Roland, eigentlich dessen Gattin, und der General Dumouriez. Der

leztere war 47 Jahre alt, als die Revolution begann. Er hatte in den polnischen Angelegenheiten nicht ohne Auszeichnung gedient, und befehligte damals ein kleines Corps Franzosen, welches von einer grö=ßern Masse verbündeter Pohlen unterstüzt wurde. Sein erstes Gefecht war gegen den General Sou=warow, der gleichfalls seinen ersten Feldzug machte. Die Pohlen wurden bald geschlagen, aber die Fran=zosen machten unter Dumouriez Anführung einen ehrenvollen und Achtung erregenden Rückzug. Man machte damals Aufsehen von den kleinsten Waffen=thaten, welche die militärische Ehre Frankreichs auf=recht hielten, die in den lezten 20 Jahren der Regierung Ludwigs XV. so schrecklich verunglimpft worden war. Dumouriez war zu derselben Zeit mit einem Theil der geheimen Correspondenz beauftragt, welche Ludwig XV. mehr unterhielt, um seine eige=nen Minister auszuforschen, als um die fremden Ca=binette zu beobachten. Diese diplomatische Mission von so zweideutiger Natur hatte die öffentliche Ach=tung für ihn sehr geschwächt. Ludwig XVI. hatte ihm keine seinen Talenten entsprechende Anstellung gegeben. Indessen hatte er dennoch seine Dienste dem unglücklichen Monarchen, während jener drohen=den Tage, welche dem 14. Juli vorausgingen, ange=boten. Der von ihm vorgeschlagene Plan, demjeni=gen ganz entgegengesezt, welchen man unglücklicher=weise befolgte, war voll Kraft und Kühnheit; aber

man hatte kein Zutrauen zu dem, der ihn entworfen hatte. Während der leztern Zeit der ersten Nationalversammlung hatte die Vendée, die damals die ersten Zeichen ihres spätern Benehmens gab, die widerspenstigen Priester in Schuz genommen. Um diesen Schürheerd des Fanatismus, wie man sich ausdrückte, zu löschen, ernannte man Dumouriez und Gensonné, die noch nicht Deputirte waren, zu Commissarien. Nichts verschiedener als diese zwei Menschen! Dumouriez aber, mit seinem lebhaften und glänzenden Verstand, schmeichelte seinem Collegen, dem er später seine Ernennung ins Ministerium verdankte. Höfling 1789, constitutionell während der ersten Versammlung, Girondist während der zweiten, und Jakobiner unter der Republik, hatte er allerdings die ausgezeichnetste Stellung. Er besaß alle Mittel eines seltenen Genies: einen unternehmenden Character, eine unermüdliche Thätigkeit, einen sehr richtigen Ueberblick, und ein außerordentliches Zutrauen in den Erfolg seiner Unternehmungen; außerdem war er freimüthig, umgänglich, geistreich, kühn, wußte sich leicht in alle Lagen zu finden, und jeden dabei erscheinenden Vortheil auf das beste und schnellste zu benüzen. Wahr ist es, daß diese großen Eigenschaften durch mehrere Fehler verdunkelt und geschmälert wurden. Er war ein Wagehals, leichtsinnig, von großem Unbestand hinsichtlich seiner Entwürfe

und

der Wahl der Ausführungsmittel, am meisten dieß wohl wegen der ihm zum Bedürfniß gewordenen unaufhörlichen Thätigkeit. Ein Hauptfehler von Dumouriez war sein gänzlicher Mangel an klarer Einsicht überwiegender Politik. Zur Zeit einer Revolution bewirkt man nichts, wenn man nicht der Mann einer Partei, und wenn man nicht ehrgeizig genug ist, um nicht weiter als das Ziel zu sehen, welches man sich vorgesteckt hat. So haben es Cromwell und Napoleon gemacht, während Dumouriez, nachdem er das Werkzeug der Parteien gewesen, glaubte, sie alle durch seine Intriguen besiegen zu können. Es fehlte ihm die Leidenschaft seiner Zeit, welche allein zum Herrschen erheben kann. Im Grunde seines Herzens haßte er die Anarchie. — Vollenden wir das Bild eines Mannes, der während seines Erscheinens auf der revolutionären Scene, sich unter den verschiedensten Gestalten zeigte, und den Pichegru's, Moreau's und Napoleon's so zu sagen den Weg bahnte. Seine Gestalt war klein, sein Gang leicht und stolz. Im fünfzigsten Jahr zeigte er noch die Unbesonnenheit und Kühnheit eines jungen Menschen. Er erhielt in seiner lebhaften und geistreichen Physiognomie eine gewisse Heiterkeit, welche die Revolution aus beinahe allen Gesichtern verbannt hatte. Er sprach mit Leichtigkeit und Feuer, zeigte aber eher einen gewandten Intrikanten, als großen Redner. Welche

Materie er auch zur Aufgabe erhalten oder sich selbst gegeben hatte, immer war sein Styl deutlich und klar, natürlich und dennoch anziehend. Da er fest überzeugt war, sich aus der schwierigsten Lage wieder retten zu können, so stand er auch keinen Augenblick an, sich in dieselbe zu versetzen, sobald sie ihm Bewegung und Ruhm versprach, und verband sich ohne Bedenken mit Bösewichtern und Gaunern, sobald er dieß für seinen Zweck zuträglich fand, während er sich jedoch das Vergnügen vorbehielt, sie zu hintergehen. Roland, voll republikanischer Strenge, schien ihm unbequem und lächerlich.

Dumouriez gab sich große Mühe, sich die Jakobiner geneigt zu machen. Am 19. März erschien er in der Jakobinergesellschaft mit der rothen Mütze auf dem Kopfe, betrat die Rednerbühne und sprach: „Brüder und Freunde! Alle Augenblicke meines Lebens werden dem Willen der Nation und den Geschäften des constitutionsmäßigen Königs gewidmet seyn. Alle Kraft eines freien Volkes will ich in die Unterhandlungen bringen, und diese müssen entweder einen dauerhaften Frieden, oder einen entscheidenden Krieg zur Folge haben. Im zweiten Falle will ich meine politische Feder wegwerfen, und selbst zur Armee gehen, um mit meinen Brüdern entweder zu siegen, oder mit ihnen frei zu sterben. Brüder! ich habe eine große Last zu tragen. Ich bedarf guten Rathes, den ihr mir nicht versagen müßt. Ich bitte

euch, sagt mir die Wahrheit, die härteste Wahrheit; verachtet aber die Verläumdung, und stoßet nicht einen Mann von euch, den ihr von jeher als einen eifrigen Bürger des Staates gekannt habt."

Roland.

Völlig verschieden von Dumouriez hatte dieser sehr einfache Manieren, strenge Sitten, erprobte Meinungen, er liebte die Freiheit enthusiastisch, und war fähig, ihr sein ganzes Leben ohne alle selbstige Absichten zu widmen, und sich für sie ohne Scheu und Furcht dem Tode zu weihen. Die Revolution fand diesen Character ganz für eine Republik geschaffen und gebildet. Ein Mann, würdig in den sittlich strengen Zeiten der alt-römischen Republik zu leben, war er während der französischen Revolution durchaus nicht an seiner Stelle, und nicht geeignet, Parteikämpfe zu besänftigen oder beizulegen. Bei mittelmäßigen Geistesanlagen war sein Wesen etwas unbeugsam; bei nicht unbedeutender Arbeitsamkeit, Thätigkeit und Aufklärung würde er doch ohne seine Frau wenig bemerkt worden seyn. Diese besaß alles, was ihm fehlte, Kraft, Gewandtheit, Geistesgröße, Urtheilskraft, sie war die Seele der Gironde, und um sie her versammelten sich jene muthvollen Männer mit den glänzendsten Talenten, um sich von den Bedürfnissen und Gefahren des Vaterlandes zu unter-

halten; sie war es, welche die einen zum Handeln anfeuerte, bei welchen sie die Kraft dazu verspürte, und die andern die Rednerbühne zu besteigen antrieb, bei denen sie Beredtsamkeit wußte. Mehrere der neuen Minister würden sich von der natürlichen Gutmüthigkeit Ludwigs XVI. haben einnehmen und hinreißen lassen, wenn sie dieselbe nicht beständig daran erinnert hätte, daß sie noch gewaltige Neulinge bei Hof seyen, und sich durch die dort herrschende große Verstellungskunst und glatte Worte nicht dürften irre machen lassen. Der Hof nannte das neue Ministerium spottweise die Ohnehosen (Sansculottes). Als Roland das erstemal sich mit Schleifen an den Schuhen, und mit einem runden Hut, so ganz gegen alle Regeln der bis dahin üblichen Etiquette, im Schlosse zeigte, wollte ihn der Ceremonienmeister nicht vorlassen; als er aber doch genöthigt war, ihn einzulassen, sagte der Mann ganz erstarrt zu Dumouriez, auf Roland deutend: „Ach, mein Herr, nun ist Alles, Alles verloren, keine Schnallen an den Schuhen! — Dumouriez erwiederte mit der größten Kaltblütigkeit: Ja freilich, mein Herr, nun ist Alles verloren. — Man sieht hieraus, mit welchen Begriffen das Gehirn eines solchen Ceremonienmenschen angefüllt seyn mußte, der das Wohl und Weh eines Staates und des Monarchen an einen Chapeau claque, Schuhschnallen, kurzen Beinkleidern, und andern Lappalien der Art nachsetzte. —

Die Ernennung der neuen Minister machte der König durch folgende merkwürdige Zeilen kund:

„Tief gerührt durch die Unglücksfälle, unter denen das Königreich leidet, und durch die Constitution berufen, um über die öffentliche Sicherheit zu wachen, habe ich alle Mittel angewandt, welche dieselbe meinen Händen übergeben hat. Ich hatte zu meinen ersten Wortführern Männer gewählt, welche die öffentliche Meinung sowohl, als die Rechtschaffenheit ihrer Grundsätze, mir empfohlen hatte; jetzt habe ich geglaubt, dieselben durch Männer ersetzen zu müssen, welche wegen ihrer populären Gesinnungen im Credit stehen. Sie haben mir so oft gesagt, daß eine solche Wahl der öffentlichen Sache nützlich seyn könnte, und daß sie das einzige Hülfsmittel sey, welches zur Rettung unseres Landes noch übrig bliebe, daß ich geglaubt habe, ihren Bemerkungen nachgeben, und der Bosheit allen Vorwand rauben zu müssen. Dem zufolge habe ich zum Minister des Innern ꝛc. den Herrn Roland ꝛc. ernannt.“

Tod Leopold's II.

Der würdige Nachfolger Josephs II., den man mit dem besten Gewissen einen wahren Regentenspiegel nennen darf, starb den 1. März 1792. Fünf und zwanzig Jahre hatte er als Großherzog von Toskana dieses Land durch seine menschenfreundliche und wohl-

wollende Regierung beglückt und so vortheilhaft umgeschaffen, daß es zum Muster aller Staaten hätte dienen können. Er steigerte dessen Wohlstand durch Beförderung und Belebung des Handels, der Fabriken, und besonders des Ackerbaues, auf eine seltene Höhe; durch Urbarmachung von brach liegenden Ländereien, durch Anlegung von Landstraßen, hatte er Wüsteneien in die fruchtbarsten Felder verwandelt; die Inquisition hob er ohne weiteres auf, und machte der Herrschsucht der Pfaffen in seinem Lande ein Ende, ohne sich daran zu kehren, daß der Pabst in seinem heiligen Eifer sagte, dieser Fürst könne nie den Schaden verantworten, den er der römisch-katholischen Kirche zugefügt habe. Sein vortreffliches Criminalgesetzbuch hatte die Sitten in den von ihm beherrschten Ländern außerordentlich gebessert, seine Staatsverwaltung war musterhaft, und er selbst der leutseligste und liebevollste Fürst, den man sich denken kann. Den Klagen und Anliegen seiner Unterthanen schenkte er gerne Gehör, und suchte sie entweder selbst zu beseitigen, oder vom Irrthum, wenn ihnen dieser zu Grunde lag, zu belehren. In seinen Reformen war er darum viel glücklicher, als sein Bruder, weil er mit mehr Behutsamkeit zu Werk ging. Als ihn dessen Tod auf den Kaiserthron berief, und er fast überall Unruhe und Aufruhr fand, brachte er bald die empörten Niederländer, nachdem sie seine Vorschläge nicht angenommen hatten, mit

der Gewalt der Waffen zur Ruhe; mit den Türken machte er erst Waffenstillstand und ein Jahr darauf Frieden; auch die Unruhen in Ungarn hatte er zu stillen gewußt; wie er hinsichtlich der französischen Revolution dachte und handelte, haben wir bereits gesehen. Leopold hat seine hohe Würde als Regent niemals anders, als wie eines der schwierigsten Aemter angesehen; seine von ihm laut und oft ausgesprochenen Aeußerungen über Regentenpflichten sind ganz dazu gemacht, allen Herrschern eine richtige Ansicht ihrer Pflichten zu geben, so wie eine Anweisung, wie sie solche am besten erfüllen können. Indem eine der ersten Kronen Europas sein Haupt schmückte, legte er den ihm von der Vorsehung anvertrauten Völkern vor den Augen von ganz Europa die genaueste Rechenschaft über seine schwere Verwaltung ab, und widerlegte durch diese kaiserliche That jene kleinliche Staatsklugheit, welche aus der Verwaltung des Schatzes der Nation ein Geheimniß machen will. Sein so unerwarteter Tod brachte überall das größte Bedauern und die innigste Theilnahme hervor, denn was hatte man nicht zu hoffen und sich zu versprechen gehabt von einem so edeln Fürsten! Potter sagt in Riccis Memoiren, von seiner Regierung Toskana's sprechend:

„Die Geschichte Scipio's von Ricci ist die der Regierung Leopold's, — einer so trefflichen Re-

gierung, daß sie in unsern Zeiten fast wie ein unglaubliches Phänomen erscheint.“

„Ein Fürst, der im Namen der Moral und der Aufklärung den Genius der Freiheit hervorruft, und zwar in der Mitte einer Nation, welche die vorgeblichen Rechte der Geburt seinem bon plaisir unterworfen hatten, — ein Fürst, der die verächtliche Stütze des Aberglaubens verabscheuete, und es versuchte, den Fanatismus von Grund auszurotten, indem er Roms despotischen Scepter zertrümmerte, der die Privilegien einiger seiner Mitbürger, als die unverjährbaren Rechte aller andern über den Haufen werfend betrachtete, — Rechte, die er zu erhalten und zu vertheidigen für seine Pflicht hielt, — ein Fürst endlich, dessen Regierung ein langer Kampf gegen das Volk war, welches er beherrschte, um seine Größe und sein Wohl zu befördern, — ein solcher Fürst muß uns eher als ein Phantom, denn als ein Herrscher erscheinen, der wirklich existirt hat.“

Wahrlich, wenn ein Schriftsteller, ohne zu schmeicheln, einem Fürsten ein solches Denkmal mit dem vollsten Rechte setzen darf, so ist dieß mehr werth, als alle egyptischen Pyramiden, als Millionen kostende Mausoleen, vom Gelde der Völker bezahlt, und als alle Statüen der ganzen Welt.

Benehmen der Königinn von Frankreich bei der Nachricht vom Tode ihres Bruders, und sonstige Vorgänge beim Hofe; dessen fernere Politik.

Die Königinn war ausgefahren, als die Nachricht von dem Tode Leopold's in den Tuillerien ankam. Bei ihrer Zurückkunft übergab ihr Madame Campan den Trauerbrief, und sie rief aus: „Man hat den Kaiser vergiftet!" Sie hatte eine Zeitung aufgehoben, worin von jener Zeit her, als Leopold sich für die Coalition erklärt hatte, die Aeußerung eines Jakobiners in einer der Sitzungen der Jakobiner bemerkt war. Dieser sagte nämlich damals: „Eine Pastetenkruste kann diese Sache ausgleichen." Von jenem Augenblick an hielt sie dieß für eine den Propagandisten entschlüpfte Drohung. Sie bedauerte nun den Verlust ihres Bruders, doch nicht mit demselben schmerzlichen Gefühle, als den Josephs. Die Erziehung Franz II., welche durch ihn geleitet worden war, gab ihr zwar neue Hoffnungen; sie zweifelte nicht, daß er dessen Gesinnung für sie, und von den trefflichen Eigenschaften seines Onkels geerbt habe. Zu dieser Zeit hatte Barnave von ihr verlangt, daß er alle Briefe, die sie schrieb, durchlesen dürfe. Er fürchtete, daß ihre Privatcorrespondenz dem Plane entgegen wirken möchte, den er entworfen hatte. Er mißtraute ihr in dieser Hinsicht wohl nicht mit Unrecht, denn was den Hof mit solcher Schnelle zum Verderben führte, das war die

Verschiedenheit so vieler Rathschläge. Diese verhinderten die Annahme eines folgerechten Benehmens nicht weniger, und setzte ihn in die Nothwendigkeit, auf der einen Seite den Ansichten der constitutionellen Partei und auf der andern insgeheim wieder denen der französischen Prinzen und selbst der auswärtigen Höfe zu entsprechen. Als die Prinzen und Ausgewanderten erfuhren, daß sich die Königinn den Constitutionellen genähert hatte, waren sie sehr unruhig und sogar aufgebracht; sie befürchteten Alles von diesem Schritte. Barnave aber schrieb der unglücklichen Fürstinn zu dieser Zeit: „Noch ist nicht Alles verloren, wenn Sie und der König sich ohne allen Rückhalt als constitutionell gesinnt zeigen, was noch immer der Wunsch der meisten Franzosen ist. Zählen Sie nicht mehr auf die Partei der Ausgewanderten; die meisten von ihnen haben das Interesse, welches sie anfänglich noch einflößten, durch ihre üble Aufführung im Auslande fast ganz verscherzt.“ Daß dieser treffliche Rath so wenig wie alle andere befolgt wurde, dafür sorgten auch hier wieder — die Höflinge.

Folgender Vorfall trug dazu bei, den ohnehin schon so tief eingewurzelten Haß gegen die unglückliche Marie Antoinette, die man jetzt nur noch Madame Veto titulirte, so wie man sie unter Necker Madame Deficit genannt hatte (auch den König nannte man spottweise Monsieur Veto), zu ver-

mehren, und ihren Feinden neue Waffen in die Hände zu geben.

Die uns durch die Halsbandgeschichte schon bekannte und berüchtigte Madame Lamotte hatte eine neue Schmähschrift gegen die Königinn fabricirt. Durch einen Geistlichen ließ man vermittelst der Madame Campan das Manuscript dieses Libells für 1000 Louisd'or antragen, ehe es in Druck käme; der Pfaffe erbot sich, zu gleicher Zeit, so wie man ihm die 24,000 Franken übergeben würde, das Libell auszuliefern. Die Königinn wies den Antrag mit der Bemerkung zurück, daß diese aufgekaufte Schmähschrift doch wieder gedruckt, und alsdann weit gefährlicher werden würde, wenn das Publikum durch die unzählichen Spione in Erfahrung gebracht habe, welche Mittel angewandt worden seyen, um ihm dieselbe zu entziehen. Unterdessen hatte der König von dieser Sache erfahren, und die neue schon gedruckte Auflage des saubern Werkes ohne Vorwissen seiner Gemahlinn heimlich ganz aufgekauft. Laporte, der mit dem Aufkauf und mit der nachherigen Verbrennung dieser Broschüre beauftragt war, hatte, statt solche gleich zu verbrennen, dieselbe eine Zeitlang in seinem Hotel aufbewahrt. Da ihn aber die reißenden Fortschritte der Revolution und die immer mehr umsichgreifende Gesetzlosigkeit befürchten ließ, daß man eines Tages bei ihm, dem den Jakobinern so verdächtigen Intendanten der Civilliste des Hofes

und dem Director von dessen heimlicher Policei, gewaltsam einbrechen und sich dieser Bücher bemächtigen möchte, so hatte er einem sehr verdächtigen und gefährlichen Menschen, der sich schon der entehrendsten Handlungen und Verbrechen schuldig gemacht, ja wegen der strafbarsten Verfälschungen nur mit Mühe dem Galgen entwischt war, einem ehemaligen Advocaten von Nancy, Namens Riston, den Auftrag gegeben, dieses Machwerk zu verbrennen. Derselbe hatte kurz vorher eine höchst wichtige Commission für den König, an deren Geheimhaltung Alles gelegen war, übertragen bekommen, aber auch mit diesem besondern Zutrauen mehr zu paradiren, als sich seines Auftrages nach Pflicht zu entledigen gesucht. (So war der Monarch durch seine Höflinge berathen.) Jener Riston ließ nun die ganze Ausgabe des Libells auf einem Karren in die Porcellainfabrik von Sèvres führen, und dort in Gegenwart aller Arbeiter, denen es aber verboten war, sich zu nähern, ein großes Feuer damit anzünden. Dieses Verfahren machte die Sache, wie zu erwarten war, so öffentlich, daß noch denselben Abend der Nationalversammlung die Anzeige davon gemacht wurde. Brissot und noch viele andere behaupteten, daß die verbrannten Papiere nichts Anders, als die geheime Correspondenz und die Register des sogenannten österreichischen Comités seyen. Laporte wurde vor

die Schranken gefordert, und erzählte die Sache genau, wie sie sich verhielt; ebenso bestätigte der nach ihm vorgeforderte Riston in Allem Laporte's Aussagen, und der gleichfalls herbeigeholte Director der Porcellainfabrik erklärte, den Befehl erhalten zu haben, diese gedruckten Bücher in den Oefen, welche zum Ausbacken der Massen dienen, zu verbrennen. Aber dieß alles konnte den schlimmen Eindruck, welchen diese Geschichte einmal bei dem Publikum gemacht hatte, nicht verwischen.

Mit dem so eben erwähnten österreichischen Comité, dessen Daseyn nie erwiesen worden, und wahrscheinlich nur eine Erfindung der Orleans'schen Partei war, um die Königinn der Nation noch verhaßter zu machen, hatte es folgende Bewandtniß: Man behauptete, die Fürstinn präsidire in den verborgensten Gemächern der Tuillerien einem geheimen Ausschuß, wo man sich Tag und Nacht berathe, wie man recht viel Unheil über Frankreich bringen, und demselben thätige auswärtige Feinde, besonders Oesterreich, erwecken könne, um die Nation durch diese schwere Lasten zu erdrücken, und wieder unter die frühere Sclaverei zu bringen, und dieß nannte man das österreichische Comité. Marat, Brissot, Robespierre, Chabot, Pethion, Manuel, und die Redacteure einiger Zeitschriften gaben sich die größte Mühe, den Glau-

ben von dem Daseyn eines solchen Comité zu unterhalten. Carra kündigte in seinem Journal und von der Rednerbühne der Jakobiner dem Volk das Daseyn desselben, wodurch es verkauft und verrathen werde, förmlich an. Man schrie laut an allen öffentlichen Orten: „Eine neue wichtige Entdeckung, das Daseyn eines österreichischen Ausschusses in Paris.“ — Der Pater Duchèsne stieß die schimpflichsten Schmähungen gegen den König und die Königinn aus, die er nicht anders als Monsieur und Madame Veto, Menschenfresser, Briganden ꝛc..... nannte. Martel trieb in seinem Journal die Unverschämtheit noch weiter, und nannte den König bald Monsieur Capet, bald Monsieur Veto, bald Louis Sanguinola (Blutsauger), der sich von französischem Blut nähre ꝛc.

Der Hof machte sich nichts desto weniger fortwährend über die neuen Minister lustig. Roland setzte ihnen republikanischen Stolz entgegen und Dumouriez gab den oft bittern Spott sehr treffend und witzig zurück, war zugleich äusserst fleißig, und der König fing an, da er biegsamer als die Andern war, Behagen an ihm zu finden, weßwegen die Königinn sich endlich entschloß, ihm eine Unterredung zu gestatten, von der er in seinen Memoiren folgenden Bericht entwirft:

Als er in das Zimmer der Königinn eingeführt wurde, fand er sie allein, sehr roth und äußerst be-

wegt, mit großen Schritten auf- und abgehend; Alles zeigte eine lebhafte Erörterung an. Er stellte sich an das Kamin, trauernd über das Loos und die herzdurchschneidenden Empfindungen dieser Fürstinn. Sie kam mit einer majestätischen und zornigen Miene auf ihn zu und sagte: „Mein Herr, Sie sind in diesem Augenblicke allmächtig, aber durch die Gunst des Volkes, welches seine Götzenbilder sehr bald zerbricht. Ihr Leben hängt von Ihrem Betragen ab. Man sagt, Sie haben große Gaben. Sie können sich denken, daß weder der König noch ich diese Neuerungen, diese Verfassung ausstehen können. Ich erkläre es Ihnen frei; nehmen Sie Ihren Entschluß."

Dumouriez antwortete: „Madame, ich bin über die unangenehme Eröffnung, die Eure Majestät mir machen, sehr betroffen. Ich werde Sie nicht verrathen; allein ich stehe zwischen dem Könige und der Nation, und gehöre meinem Vaterlande an. Erlauben mir Eure Majestät, vorzustellen, daß das Wohl des Königs, das Ihrige, das Ihrer erlauchten Kinder, an die Verfassung geknüpft ist, so auch die Wiederherstellung der gesetzlichen Gewalt des Königs. Ich würde Ihnen und ihm schlecht dienen, wenn ich anders spräche. Sie sind Beide von Feinden umgeben, die Sie ihrem eigenen Vortheile opfern. Wenn die Verfassung einmal in Kraft ist, so wird sie weit entfernt seyn, das Unglück des Königs zu verursa-

chen, sondern sie wird sein Glück und sein Ruhm seyn; er muß dazu mitwirken, daß sie schnell und kräftig in's Leben tritt." — Die unglückliche Königinn war darüber aufgebracht, daß Dumouriez ihrer Art zu denken widersprach, und sagte mit erhabener Stimme: „Das kann nicht dauern; nehmen Sie sich in Acht!"

Dumouriez antwortete mit bescheidener Festigkeit: Madame, ich bin mehr als fünfzig Jahre alt; mein Leben war sehr stürmisch, und als ich das Ministerium übernahm, habe ich recht wohl gewußt, daß die Verantwortlichkeit nicht meine größte Gefahr sey." — „Die Verläumdung fehlte noch!" rief sie mit Schmerz; „Sie scheinen zu glauben, daß ich im Stande sey, Sie ermorden zu lassen!" — und Thränen entstürzten ihren Augen.

Eben so sehr bewegt, als sie selbst, sprach er: „Gott bewahre mich vor einer solchen Beleidigung gegen Eure Majestät. Ihr Charakter ist edel und groß: Sie haben heldenmüthige Beispiele hiervon gegeben, die ich bewundert habe und die mich an Sie gekettet haben." Im Augenblicke war sie ruhig und näherte sich ihm. Er fuhr fort: „Glauben Sie mir, Madame, ich habe keinen Vortheil dabei, Sie zu täuschen, und ich verabscheue eben so sehr, als Sie selbst, Verbrechen und Gesetzlosigkeit. Glauben Sie mir, ich habe Erfahrung. Ich habe eine günsti-

gere

gere Stellung, als Eure Majestät, um die Umstände beurtheilen zu können. Diese Bewegung des Volkes ist nicht blos eine vorübergehende, wie Sie zu glauben scheinen. Es ist der Aufstand beinahe eines ganzen großen Volkes gegen eingewurzelte Mißbräuche. Große Parteien fachen dieses Feuer an; bei allen sind Schurken und Narren. Ich betrachte bei dieser Umwälzung nur den König und die ganze Nation; Alles, was darauf abzweckt, sie zu trennen, führt sie in gegenseitiges Verderben; ich gebe mir alle mögliche Mühe, sie zu vereinigen, und Eure Majestät sollten mich hierbei unterstützen. Wenn ich Ihren Planen im Wege stehe, wenn Sie bei denselben beharren, so sagen Sie es mir, und ich bringe auf der Stelle dem Könige meine Entlassung, und ziehe mich in die Verborgenheit zurück, um über das Loos meines Vaterlandes und über das Ihrige zu trauern."

Das Ende der Unterredung stellte das Vertrauen der Königinn gänzlich wieder her. Sie gingen mit einander die verschiedenen Parteien durch; er führte ihr die Fehler und die Verbrechen aller an; er bewies ihr, daß in ihrem innersten Dienste Verräther seyen; er führte ihr Reden an, die sie unter ihren engsten Vertrauten hatte hören lassen. Die Königinn schien endlich ganz überzeugt, und entließ ihn heiter und freundlich. Sie war damals wirklich auf gutem Wege; allein ihre Umgebungen und besonders die

schrecklichen Lästerungen Marat's und der Jakobiner, brachten sie bald wieder zu ihren unseligen Entschlüssen.

Eines Tages sagte sie ihm in Gegenwart des Königs: „Ich bin in Verzweiflung; ich darf nicht an ein Fenster gehen, welches nach dem Garten sieht. Gestern Abend zeigte ich mich, um Luft zu schöpfen, an einem Fenster gegen den Hof; ein wachestehender Kanonier rief mir eine grobe Beleidigung zu und sagte: „Wie gern sähe ich deinen Kopf auf der Spitze meines Bajonets!" In diesem gräßlichen Garten sieht man auf der einen Seite einen Menschen auf einem Stuhle stehen und mit lauter Stimme abscheuliche Dinge gegen uns lesen; auf der andern Seite zieht man einen Officier oder einen Abbé in einem Teiche herum, und bedeckt ihn mit Beschimpfungen und Stößen. Während dessen spielen Andere Ball, oder gehen ganz ruhig spazieren. Welch ein Aufenthalt! Welch ein Volk!" —

Frau Campan erzählt die Unterredung Dumouriez's anders:

„Alle Parteien trieben sich um; die einen um den König zu retten, die andern um ihn zu verderben. Eines Tages fand ich die Königinn sehr beunruhigt. Sie sagte mir, sie wisse nicht, wie sie daran sey. Die Häupter der Jakobiner haben sich durch Dumouriez anbieten lassen, oder Dumouriez habe dieselben verlassen, und sich selbst angeboten; sie habe

ihm Gehör gegeben; er habe, als er allein mit ihr gewesen, sich ihr zu Füßen geworfen und gesagt, daß er zwar die rothe Mütze bis über die Ohren gezogen habe, aber kein Jakobiner sey und keiner seyn könne; man habe die Revolution bis zu dem Auswurfe dieser Zerstörer hinabrollen lassen, die nur nach Plünderung trachten, Alles zu thun fähig seyen und der Versammlung ein furchtbares Heer zur Untergrabung des nur zu sehr erschütterten Thrones stellen können. Mit Hitze sprechend, habe er sich auf die Hand der Königinn geworfen, sie mit Entzücken geküßt und gerufen: Lassen Sie sich retten! Die Königinn sagte, man könne den Betheuerungen eines Verräthers nicht trauen; sein ganzes Betragen sey allzugut bekannt; das Beste sey, sich nicht auf ihn zu verlassen; die Prinzen empfehlen überdieß, sich keinem aus dem Innern kommenden Vorschlage anzuvertrauen." —

Diese Erzählung ist, wie man sieht, etwas verschieden; im Wesentlichen aber ist sie dieselbe. Nur mußte sie, indem sie durch den Mund der Königinn und der Frau Campan ging, eine für Dumouriez ungünstige Farbe annehmen. Die von Dumouriez malt auf eine wahrscheinlichere Art die Bewegungen der unglücklichen Marie Antoinette. Uebrigens ist es allerdings möglich, daß Dumouriez's Eitelkeit ihn bewogen hat, vor allen die für ihn schmeichelhaften Aeußerungen uns aufzubewahren. —

Die Königinn hatte ihren bisherigen Beichtvater, den Pfarrer von St. Eustache, seitdem er den verfassungsmäßigen Eid geleistet hatte, entlassen, und der neue eidscheue Geistliche wurde nur mit der größten Vorsicht heimlich bei ihr eingeführt; sie wollte sich, so wie der König, nicht für die constitutionellen Priester erklären, aber eben so wenig durch ihre Handlungsweise sich denselben abhold zeigen. Sie hielt ihre Ostern (1792) und nahm das Abendmahl heimlich, von einer einzigen Kammerfrau begleitet, um fünf Uhr des Morgens in der Schloßcapelle, und ließ durch einen vertrauten Caplan daselbst Messe lesen.

Gustav III., König von Schweden, wird auf einem Maskenballe ermordet.

Dieser Monarch hatte sich den Adel seines Reiches größtentheils zum Feinde gemacht, weil er den Anmaßungen, den unmäßigen Vorrechten und der Willkühr desselben durch eine von ihm geleitete und glücklich ausgeführte Revolution ein Ziel gesteckt, und dadurch allen fernern überspannten Forderungen und dessen Uebermuthe ein Ende gemacht. Gleich nach seiner Thronbesteigung hatte er in der Versammlung der Reichsstände öffentlich erklärt, daß er auf keinen andern Ruhm Anspruch mache, als auf den, der erste Bürger eines freien

Volkes zu seyn, und ihnen Einigkeit empfohlen. Um das Volk gegen den König aufzuwiegeln, hatte man während einer großen Hungersnoth, die in einigen Provinzen herrschte, auf eine schlaue Weise die Vertheilung des Getreides zu verhindern gewußt, welches die Stände hatten vom Auslande kommen lassen. Unter dem Vorwande, neue Manöuvres zu versuchen, hatte der König 150 junge Officiere aus den verschiedenen Corps der Armee gezogen. Ein Hauptmann, Namens Gustavskjoeld (vorher Hellichius), wurde beauftragt, die revolutionären Operationen in der Festung Christianstadt zu beginnen. Es gelang ihm auch, die Garnison aufzuwiegeln, worauf er die Thore der Stadt schließen ließ und ein Manifest gegen die Stände bekannt machte. Ein Officier, der mit großer Gefahr aus der Festung entkommen war, brachte diese beunruhigende Neuigkeit den zu Stockholm versammelten Ständen. Der König verlangte, gegen die Revolutionäre zu marschiren, und seine Brüder, die er unter verschiedenen Vorwänden schon abgesandt hatte, an die Spitze der Regimenter zu stellen. Die Stände aber trauten dem Könige nicht, sondern übergaben den Oberbefehl einem alten erfahrnen General, ließen an einige Regimenter den Befehl ergehen, daß sie sich in forcirten Märschen nach Stockholm verfügen sollten, und stellten in einem geheimen Rathe selbst die Frage auf, ob man sich

nicht der Person des Königs bemächtigen solle? Gustav wandte aber diesen Streich ab, indem er sich in den Senat begab, wo er mit der größten Natürlichkeit den über die Nachricht von der Rebellion höchst Erstaunten spielte, den General Rudbeck, der die Rebellen bekämpfen sollte, herzlich umarmte, indem er ihn seinen theuersten Freund nannte, und seine Dienstanerbietungen mit so viel Wärme erneuerte, daß man glaubte, sich mit dem Entschlusse begnügen zu müssen, von dem Könige zu verlangen, daß er die Stadt nicht verlassen, auch auf der Stelle Couriere an seine Brüder mit der Ordre absenden solle, daß sie zurückkommen sollten. Die Bürgerschaft zu Stockholm griff nun zu den Waffen, und der König selbst begleitete die Cavallerie-Patrouillen derselben, indem er sich freundlich mit ihnen unterhielt; er bewies so großen Eifer, die öffentliche Ruhe zu erhalten, daß er alle Herzen für sich gewann. Einstweilen belagerte Prinz Carl Christianstadt zum Schein, nachdem man sich geweigert hatte, ihm die Festung auf seine Aufforderung zu übergeben. Bei dieser Spiegelfechterei kam indessen Niemand um, denn man schoß nur blind. Seit Carl dem XII. hatte Schweden Könige in Deutschland gesucht, mit denen es nicht sonderlich zufrieden war. Keiner dieser Fürsten war in Schweden geboren worden, keiner sprach die Landessprache so wie Gustav, der, noch jung, liebenswürdig und beredtsam, bald der Abgott

des Volkes wurde, das durch ihn Schutz gegen die Unterdrückungen und den Despotismus seiner kleinen adelichen Tyrannen zu erhalten hoffte. Den 18. August 1791 gab er noch ein sehr prächtiges und glänzendes Hoffest, und entzückte alle Gäste durch seine Heiterkeit und freundliche Herablassung. In dieser Nacht (vom 18. auf den 19. August) kündigten ihm die auf Befehl ihrer Höfe mit ihm einverstandenen französischen und spanischen Gesandten (Lascy und Vergennes) an, daß er keinen Augenblick mehr zu verlieren habe, indem die von den Ständen nach Stockholm beorderten Truppen nur noch einen Tagmarsch von der Hauptstadt entfernt seyen, und die Manöuvres der Prinzen in den Provinzen und die des Königs in seiner Residenz anfingen, aufgedeckt zu werden. Den Morgen des 19. Augusts ritt der König mit den von ihm auserlesenen Officieren und andern ihm ergebenen Personen spazieren und durch die Straßen Stockholms, begab sich hierauf nach dem Arsenal zur Wachtparade, welche er manöuvriren ließ, wo sich alle Officiere versammelten, auf die er rechnen zu können glaubte; von da ging er in ihrer Begleitung nach dem Schlosse, wo eben die Wache abgelöst wurde, und hielt in der Wachtstube folgende Anrede an dieselben: „Mein Leben," sagte er," befindet sich in der größten Gefahr; ich vertraue es Ihnen an; ewige Zwistigkeiten zerrütten das Vaterland; man muß ihnen ein Ziel setzen, und ich will

dem Throne den Glanz wieder geben, den er zu Gustav Adolphs Zeiten hatte.“ Er verpflichtete sich hierauf, niemals nach dem Despotismus zu trachten, den er verabscheue, sondern nur immer nach den Gesetzen zu regieren. Er endigte seine Rede mit den Worten: „Ich bin gezwungen, mein Leben und meine Freiheit zu vertheidigen, so wie die Existenz des Reiches gegen die Angriffe der Aristokratie. Wollen Sie mir getreu seyn, so wie es Ihre Vorfahren dem Gustav Wasa und Gustav Adolph waren, so will ich Alles für das Heil des Vaterlandes wagen. „Einige Augenblicke herrschte ein dumpfes Schweigen, und der König war im Zweifel. Auf einmal schrie der junge Lieutenant Liewen: „Ich bin bereit, all mein Blut für meinen König zu geben, und wer von uns würde nicht ein Gleiches thun?“ Nun erscholl ein fast allgemeines Vivat, und Gustav dictirte sogleich den Eid der Treue, den alle Umstehende, bis auf Drei, unter denen der Hauptmann Cederström war, leisteten. Den sich Weigernden ließ er ganz ruhig die Degen abfordern; dann band er sich ein weißes Tuch um den linken Arm, indem er sagte: an diesem Zeichen wolle er seine Freunde erkennen, — und Alle thaten ein Gleiches. Hierauf redete er die Unterofficiere und Soldaten an, welche ihm gleichfalls Beifall zuriefen. Nun ließ er alle Ausgänge des Versammlungssaals des Senats von seinen Gardegrenadieren besetzen, welche die

Bajonette gegen die Thüre fällten, so daß Niemand herauskonnte, und demselben ein ruhiges Verhalten anbefehlen. Dann stieg er wieder zu Pferd, und ritt mit seinem Gefolge, welches sich jeden Augenblick vermehrte, gleich einem Triumphator durch die Straßen der Hauptstadt, redete das ihm zujauchzende Volk auf den öffentlichen Plätzen an, indem er es gleichfalls seines unauslöschlichen Hasses gegen allen Despotismus versicherte und seine Reden immer mit den Worten: „Ich will nur der erste Bürger eines freien Volkes seyn," endigte. Alle Militärposten leisteten ihm den Eid der Treue. Ein Gegenbefehl wurde den im Anmarsch begriffenen Regimentern durch einen getreuen Officier überbracht, welche, da die Thore von Stockholm geschlossen worden waren, von den stattgehabten Vorgängen nichts erfahren hatten und sich ohne Widerstand zerstreuten. Dagegen ließ der König ein Corps finnländischer Truppen in die Stadt rücken, welches ihm der von ihm durch seine Freigebigkeit gewonnene General Sprengporten zuführte. Diese Truppen umgaben den königlichen Pallast. Eine Abtheilung der Garde wurde mit Artillerie besetzt und um das Haus gestellt, in welchem sich die Adelichen versammelten; eben so umgab die Artillerie den Versammlungssaal des Reichsrathes. Die Abgeordneten erhielten Befehl, sich am Morgen des 21. Augusts wieder zu versammeln, mit der Bemerkung, daß die Nichterscheinenden als Ver-

räther des Vaterlandes erklärt werden würden. Alle defilirten zwischen einem Spalier von Soldaten unter dem Gewehr, und Kanonieren mit den angezündeten Lunten in der Hand. Der König hielt von der Höhe seines Thrones eine Rede, welcher das Project einer Constitution in 57 Artikeln folgte, die nun ohne alle Einwendung angenommen wurde. Ein einziger Adelicher schlug eine Abänderung vor, mit der er aber sogleich abgewiesen wurde, indem der König sagte, daß, da sich die andern Stände ganz auf seine väterlichen Gesinnungen verließen, es dem Adel zukäme, diesem Beispiele gleichfalls zu folgen. Der König empfing nun die Glückwünsche der fremden Gesandten, gab allen Verhafteten ihre Freiheit wieder, und somit war diese seltsame Revolution in vierundzwanzig Stunden geendet. Im Jahre 1789 fand er es indessen für gut, diese Constitution zu verändern, da einige Artikel derselben, auf die er nicht geachtet hatte, wie z. B. die Beibehaltung eines Senats, das den Ständen vorbehaltene Recht, Krieg zu erklären, die gänzliche Freiheit der Presse, welche durch einen besondern Artikel förmlich garantirt war, so wie die freien Berathschlagungen der Stände, ihm anstößig waren. Er warf, so zu sagen, seine eigene Revolution um, schaffte aber dabei die Tortur ab, welche noch den schwedischen Coder der Justiz entehrte. Diese neuen Abänderungen, welche dem Könige fast unumschränkte Herrschersrechte verliehen, mach-

ten ihn dem Adel, der ihm ohnehin schon bei jeder Gelegenheit trotzte, noch weit verhaßter, und verminderte überhaupt die Zahl seiner Anhänger außerordentlich. Er hatte, um diese zweite Verfassung zu begründen, die Reichsstände 1789 zusammenberufen, in denen sich aber trotz aller Bemühungen seiner Freunde, eine Opposition selbst unter dem Bürger- und Bauernstand bildete, welche anfing, die Oberhand zu gewinnen, wodurch die Sitzungen sehr stürmisch wurden. Jetzt entschloß sich Gustav zu einem Gewaltstreich; er ließ die bürgerliche Cavallerie, deren Anführer ihm zugethan war, die Waffen ergreifen, und sieben zehn ständische Mitglieder verhaften, unter denen Graf Horn war, einer der Hauptacteurs der Revolution von 1772. Hierauf ließ er die vier Stände im großen Versammlungssaal zusammenkommen, umgab denselben mit Truppen, indem er ankündigte, das Wohl des Staates erfordere einen Zusatz zu den Grundgesetzen, und schlug den Ständen eine Urkunde vor, welche er die der Einigkeit und Sicherheit nannte, nach welcher dem König allein das Recht zukam, Krieg zu erklären und Frieden zu schließen, die Justiz nach Gutdünken zu verwalten, den Senat aufzuheben, die Presse zu beschränken, u. s. w. Die Adelichen erhoben sich nun in Masse von ihren Sitzen, und schrien: „Nein, nein, das können wir nicht zugeben! Der König befahl ihnen aber, sich in ihr besonderes Zimmer zu verfügen, um über die

Sache zu berathschlagen, und blieb mit den drei andern Ständen (Bauern=, Bürgerstand und Geistlichkeit) in dem Saal, und bald kündigte man dem Publikum an, daß diese drei Stände die Sicherheitsurkunde angenommen hätten. Aber der Adel verwarf sie beinahe einstimmig. Der König ließ ihm nun sagen, daß, da die Majorität der drei andern Stände dieselbe angenommen hätte, seine Zustimmung gar nicht nöthig sey, und die Urkunde von diesem Augenblick an Gesetzeskraft habe. Der Adel gab zwar eine Protestation ein, die indessen unbeachtet blieb, und der Reichstag ward aufgelöst, worauf der König auch sogleich wieder den Krieg gegen Rußland fortsetzte. Nachdem dieser Krieg unermeßliche Summen gekostet hatte, und der König die Hoffnung, Petersburg einzunehmen, aufgeben mußte, willigte er endlich ein, Friedensunterhandlungen anzuknüpfen. Den 11. August 1790 wurde der Frieden zu Werelä geschlossen, durch welchen für beide kriegführende Mächte der Stand der Dinge, wie solcher vor dem Kriege war, wieder hergestellt wurde. Nach so manchen verlorenen und gewonnenen Schlachten und Gefechten konnte Gustav auch nicht die Abtretung eines einzigen russischen Dorfes erhalten. Jetzt wandte er seine Blicke auf die während dieser Zeit in Frankreich ausgebrochene Revolution, und hoffte neuen Ruhm zu erlangen, wenn er als das Oberhaupt einer mächtigen Verbindung, die man vorbereitete, jene

bekämpfte. Er hatte deßhalb im Sommer 1791 eine Reise nach Aachen unternommen, unterhandelte deswegen mit Rußland, Preußen, Oesterreich, und auch mit den französischen Prinzen. Die Mächte aber, obgleich sie ihn als Alliirten anzunehmen bereit waren, wollten ihn weder zum Haupt des Unternehmens, noch zum Befehlshaber einer ihrer Armeen machen. Catharina hatte zwar einen Freundschaftsvertrag mit ihm geschlossen, aber ihm ein Commando zu geben, war auch ihr nicht Ernst. Er beschloß nun für sich an der Spitze der Seinigen zu handeln, und schrieb nach Aachen an den General Paroli: „Wenn ich Sie mit ihrem braven Regiment Westro-Gothie und meine Dalekarlier hier hätte, so würde ich dieser französischen Nationalgarde die Spitze bieten, und sie bald vernichtet haben.“ Allein die Finanzen des Königreichs waren im beunruhigendsten Zustand. Man hatte während des kostspieligen Krieges eine ungeheure Menge Papier in Umlauf gesetzt, das fast keinen Werth mehr hatte. Gustav hatte die Reichsstände in der kleinen Stadt Gefle, ganz im Norden Schwedens, wo das Clima und die Kälte am unerträglichsten sind, versammelt, indem er hoffte, daß wegen der beschwerlichen Reise dahin viele Deputirte von der Opposition wegbleiben würden. Dennoch war der Reichstag sehr stürmisch; indessen erlangte der König einige Unterstützung an Geld. Nach Stockholm zurückgekommen, beschäftigte er sich nun mit

dem größten Eifer, sein Project hinsichtlich Frankreichs auszuführen, und sagte zu seinen Vertrauten, daß, indem er sich der Sache der Bourbons annähme, er die Interessen der Wasa nicht vergessen würde." Das mittägliche Europa, äußerte er, bietet meinem Talente ein weiteres und würdigeres Feld dar, als das verarmte Schweden und Finnlands Eisfelder. — Er ernannte Bouillé zum Generallieutenant bei der schwedischen Armee, und dessen Sohn, der damals zu Stockholm war, zum Adjutanten. Allein das Schicksal, welches aller Projecte spottet, hatte es anders beschlossen, und schon das Ziel von Gustavs Tagen gesteckt. Die Barone Bielke und Pechlin, die Grafen Horn und Ribbing, der Obristlieutenant Liljehorn und noch andere Edelleute hatten eine Verschwörung angezettelt, um den König zu ermorden, und die alte Aristokratie des Adels wieder herzustellen. Zu ihrem Werkzeug erwählten sie einen gewissen Ankerström, der seit mehreren Jahren mit dem Grad eines Hauptmanns aus dem schwedischen Dienst getreten war, und dem König einen unversöhnlichen Haß geschworen, weil er persönliche Beleidigungen von ihm erhalten hatte. In seinen nachherigen Verhören gestand er, daß er den König schon zu Gefle und im Schlosse zu Haga habe ermorden wollen, wo er aber theils die Gelegenheit nicht dazu gefunden, theils auch ein gewisser Schauder ihn abgehalten habe. In der Nacht vom 16. auf

den 17. März fand zu Stockholm ein großer Maskenball statt. Noch vor dem Beginnen des Balles warnte man den König in einem mit Bleistift geschriebenen Billet, und rieth ihm, denselben nicht zu besuchen. Schon oft hatte man dem König dergleichen Warnungen zukommen lassen; er fand in seinen Gemächern, und sogar unter seiner Serviette bei Tafel, Zettel, worin man ihm mit einem gewaltsamen Tode drohte. Deßhalb achtete er wenig mehr auf solche Anzeigen. Er zeigte das erhaltene Billet seinem Stallmeister, und begab sich gegen dessen Rath dennoch um 11 Uhr auf den Ball. Zuerst begab er sich in eine Loge, und da er sah, daß alles ruhig blieb, ging er in den Saal hinab. Hier drängte sich aber augenblicklich eine Menge Masken um seine Person, und eine derselben klopfte ihm mit den Worten: „gute Nacht, Maske!" auf die Schulter (dieß war Horn) und in demselben Augenblick fällt ein Schuß (durch Ankerström), der ihn im Rücken verwundet. Zwölf Tage noch lebte er nach der erhaltenen Wunde, und verschied den 29. März um 10 Uhr des Morgens, nachdem er seinen letzten Willen dictirt, einige Abänderungen in seinem Testamente getroffen, und die Acte, welche seinen Sohn zum König auszurufen befahl, eigenhändig unterzeichnet hatte. Durch sein Testament gab er seinem Günstling, dem Baron Armfeldt, großen Antheil an der Regentschaft während Gustav Adolphs Minderjährigkeit. Aber der Herzog von

Südermanland nahm diese Papiere aus Armfeldt's Händen, warf sie ins Feuer, und bemächtigte sich als Regent allein der Zügel des Staates. Mehr als 200 Individuen wurden als Mitschuldige Ankerströms verhaftet, die aber fast alle nach des Königs Tod wieder in Freiheit gesetzt wurden. Wechselseitig klagte man die Aristokratie, den schwedischen Adel, und die Jakobiner Frankreichs, als dieses Mordes schuldig an, und der König selbst hatte, während er verwundet darniederlag, gesagt: „Ich möchte wohl wissen, was Brissot zu diesem Vorfall sagen wird.“ Durch die Verhöre Ankerströms, der, obgleich er nach dem Schuß die Waffen weggeworfen, und sich unter der Menge im Saal verloren hatte, gerade durch jene verrathen worden war, kam indessen die Wahrheit an Tag. Er gestand, daß es meistens Privathaß gewesen sey, welcher ihn zu dem Mord verleitet habe. Seine Mitverschworenen wollte er aber durchaus nicht nennen. Er wurde verurtheilt, mit Ruthen gepeitscht, und dann auf einem Karren auf das Schaffot geschleift zu werden, und endete sein Leben mit großer Standhaftigkeit, indem er seines Verbrechens noch während des letzten Ganges sich rühmte, im 31. Jahre seines Alters. Ribbing, Horn und Liljehorn, als Mitschuldige gleichfalls zum Tode verurtheilt, kamen noch mit Landesverweisung davon.

Gustavs Regierung hatte Schweden mit einer Menge Unzufriedener angefüllt; seine mörderischen

Kriege

Kriege riefen allgemeines Elend hervor, während seine Günstlinge mit Insolenz jeder Art noch eine wahre Raubbegierde verbanden. Der Adel, als solcher, war ihm abhold, weil er dessen Macht fast vernichtet hatte, denn während Gustav, sagte jener, sich zum Richter des französischen Adels aufwerfe, sey er der Feind des schwedischen. Schon früher waren unter diesen Verhältnissen Complotte entstanden, doch jedesmal gescheitert.

Gustav III. hatte die Wissenschaften und Künste geliebt, war Schriftsteller und ein Beschützer der Gelehrten, wie der Gewerbsleute, der thätigen Bürger und Bauern.

Als die Nachricht von dieser That nach Paris kam, vergötterte man daselbst den Verbrecher Ankerström, man nannte ihn einen großen Mann, einen Brutus, einen Tyrannentödter u. s. w.

Frankreich erklärt dem König von Ungarn und Böhmen den Krieg.

Seit Dumouriez Minister der auswärtigen Angelegenheiten war, hatten die Unterhandlungen mit den fremden Mächten, und namentlich mit Oesterreich einen andern, weit raschern Gang genommen, und es wurde dabei eine ernstere Sprache geführt. Zu Coblenz hatten die Zusammenrottungen wieder neuerdings begonnen; man wußte noch nicht, wie der junge Nachfolger Leopold's gesinnt war. Ohne nur

Kaunitzens Antwort auf Delessarts letztes Schreiben abzuwarten, sandte Dumouriez folgende Depesche an den französischen Gesandten Noailles zu Wien:

„Paris am 18. März 1792."

„Mein Herr! Ich habe Ihre Depeschen vom 29. Januar, vom 1. und 3. März dem Könige vorgelegt. Die Geschäfte werden durch den Tod Leopolds einen neuen Gang nehmen, folglich erwartet der König keine sehr schnelle Antwort auf die Depesche des Herrn Delessart. Die Ungnade, in welche dieser Minister gefallen ist, kommt größtentheils von der Schwäche seiner Unterhandlungen her. Es ist unangenehm, daß Sie dem Fürsten von Kaunitz den vertrauten Brief mitgetheilt haben. Ein gut gemachter Auszug aus demselben würde diesem Minister keine Gelegenheit an die Hand gegeben haben, sich in heftigen Declamationen auszulassen, welche den friedfertigen Unterhandlungen nothwendig schaden mußten, die, wie man aus der Depesche des Herrn von Kaunitz schließen kann, den Grundsätzen des verstorbenen Kaisers gemäß waren. Die Unterhandlung wird künftig einen einfachen und geraden Gang gehen. So will es der König, und dieß hat er mir bei meinem Eintritte in das Ministerium empfohlen. Folglich können alle Depeschen, die Sie künftig erhalten werden, ohne alle Gefahr dem Minister des neuen Souverains vorgelegt werden. Frieden und Krieg hängen gänzlich von dem Wiener Cabinette ab. Was Sie mir

von dem Character des Königs von Ungarn und Böhmen melden, läßt hoffen, daß er die Schrecknisse eines nicht zu endigenden Krieges vorausſehen wird, von welchem er allein die Koſten tragen und den Verluſt leiden würde, ſelbſt dann, wenn es ihm gelingen ſollte, Frankreich zu Grunde zu richten. Ich vermuthe, daß die Aufopferung des Bündniſſes, welches dem Hauſe Oeſterreich ſo nützlich geweſen iſt, ihn nach dem Kriege ohne irgend einen Bundesverwandten laſſen und ihn ſeinen natürlichen Feinden um ſo viel mehr ausſetzen würde, je vortheilhafter der Krieg für ihn würde ausgefallen ſeyn."

„Wenn er die ſträfliche Wuth der Ausgewanderten begünſtigte, welche das väterliche Gemüth des Königs betrüben, ſo würde zuverläſſig für ihn nur ein Zuſtand von Schwäche und Erſchöpfung daraus entſtehen, gleich demjenigen, in welchen er Frankreich würde geſtürzt haben; dann aber würde er das ganze Uebergewicht verlieren, welches ein zweihundertjähriger Beſitz des kaiſerlichen Thrones ſeinen Vorfahrern verſchafft hat; vielleicht würde er ſogar dieſe erhabene Würde verlieren: und wenn er in der Folge durch ſeine, ſeit kurzem erſt erhaltenen Bundesverwandten angegriffen werden ſollte, ſo könnte er von dem, durch einen nach geendigtem äuſſeren Kriege noch lange fortdauernden Bürgerkrieg erſchöpften und zerfleiſchten Frankreich keine Hülfe gegen ſeine neuen Feinde erwarten."

„Dieß ist eine Schilderung seiner Gefahren im Falle eines glücklichen Erfolgs. Sollte hingegen der Krieg, den man uns zu erklären scheint, für die angreifenden Mächte übel ausfallen, dann würden Frankreichs Siege bloß dem Könige von Ungarn und Böhmen schädlich seyn, weil nur er allein an Frankreich gränzende Staaten besitzt, in welchen unsere siegreichen Armeen sich verbreiten würden. Es ist möglich, daß man diesem Fürsten eine schnelle Krönung zum Kaiser als eine Lockspeise vorhalte, und daß man es zur Bedingung derselben mache, den Krieg zu beschleunigen, und denselben als Reichsoberhaupt zu führen. Allein dieser Unterschied zwischen dem Oberhaupte des Reiches und dem Oberhaupte des Hauses Oesterreich könnte keinen Augenblick Stich halten. Sogleich würden alle Bande zerrissen seyn, und dieser Krieg würde gegen ihn selbst geführt werden. Folglich würde die ganze Last desselben auf ihn fallen, wie ich es oben bereits gesagt habe."

„Laßt uns übrigens sehen, welches die Beweggründe des Krieges sind, mit welchem man Frankreich bedroht. Die Sache der im Elsaß besitzhabenden Fürsten? Diese kann durch Unterhandlungen beigelegt werden; der Krieg aber würde im Gegentheile allen Maßregeln ein Ende machen, die man nehmen könnte. — Die Sache der Ausgewanderten? Der König bezeugt, daß er alle Mittel, dieselben nach Frankreich zurück kehren zu machen, angewandt hat. Sie sind

im erklärten Ungehorsame gegen Se. Maj. und handeln strafbar gegen ihr Vaterland. Könnte wohl der König von Ungarn und Böhmen die Vertheidigung der Rebellen übernehmen, und würde nicht dieses Beispiel für ihn selbst gefährlich werden? — Unsere Bewaffnung? Sie ist durch den Pillnitzer Vertrag veranlaßt worden, durch den drohenden Zufluchtsort, welchen man den Ausgewanderten auf unserer Gränze eingeräumt hat. Sie ist bloß defensiv, und sie kann keine Macht besonders besorgt machen, weil sie gegen keine offensiv ist. Der Beweis davon liegt darin, daß der König keine Ausrüstung von Schiffen befohlen hat, weil England keine drohende Stimmung zeigt."

„Ich werde nichts von den Clubbs und Broschüren sagen; diese können keine Ursache des Krieges seyn. Wären sie eine, so müßten schon vorlängst alle Mächte Europas sich genöthigt gesehen haben, einen Kreuzzug gegen England zu unternehmen. In unserer Constitution, in unsern neuen Gesetzen, ja sogar in unserer Erklärung der Rechte, müssen die Häupter der Nationen unsere Grundsätze und die Quelle unseres Betragens suchen. Der König der Franzosen weiß die Constitution auswendig. Er liebt und will dieselbe. Sein Betragen wird unabänderlich seyn; und man kann auf die Offenherzigkeit seiner Art zu unterhandeln sich völlig verlassen. Dies ist es, wovon Sie den neuen Souverän und seine Minister

wohl überzeugen müssen, — dies ist es, was die Beweggründe zum Kriege, die man ihm vorstellt, vernichten muß. Als Oberhaupt einer großen und freien Nation wird der König Alles thun, was sich mit seiner Würde verträgt, um einem auf so kleinliche Beweggründe sich stützenden Kriege auszuweichen. Sollten die Zeitumstände oder die Verblendung der Häupter der Nationen ihn nöthigen, sich zu vertheidigen, so wird er der französischen Nation die Unterhandlungen vorlegen, die er zur Erhaltung des Friedens betrieben hat, und dies wird die Hülfsquelle seyn, worin er die zur Führung des Krieges nothwendige Energie finden wird."

„Das Bündniß der Mächte ist offenbar gegen ihn gerichtet. Dieses Bündniß kann nur kurze Zeit dauern, weil es der Ordnung und dem politischen Interesse entgegen ist. Es kann nicht dauern; es muß nothwendig aufhören, entweder nach dem Kriege, oder während des Krieges. In jedem Falle wird das Oberhaupt des Hauses Oesterreich verlassen und allein bleiben, erschöpft an Gelde und an Truppen. Diese ganze Gefahr kann durch eine freimüthige Erklärung des Wiener Hofes und durch eine gegenseitige Entwaffnung für die eine und für die andere Partei aufhören. Der Vorwand, daß in den Niederlanden viele Truppen nöthig seyen, um den Revolutionsgeist zu verhindern, dorthin zu dringen, ist kein hinreichender Beweggrund. Je mehr Truppen

man in jenen schönen Provinzen versammeln wird, desto mehr wird das Volk geplagt, zu Grunde gerichtet und zum Aufruhr geneigt werden. Armeen halten die Völker nicht im Zaume, wenn dieselben frei seyn wollen. Je mehr Kraft man entgegensetzt, desto größer wird der Widerstand und verwandelt sich endlich in Wuth. Genua kann dem Hause Oesterreich zum Beispiele dienen; diese mittelmäßige Stadt hat eine ganze Armee aus ihren Mauern vertrieben. Die französische Revolution ist ein noch auffallenderes Beispiel hievon. Die Belgier seyen glücklich, man erhalte ihnen ihre Constitution, und sie werden ruhig bleiben. Der Wiener Hof weiß wohl, wer die Unruhen in Belgien veranlaßt hat, — er weiß wohl, daß die constituirende Versammlung die Belgier abgewiesen hat, weil ihre theokratische Revolution das Gegentheil von der unsrigen war. Seine neuen Bundesverwandten haben ihm diesen übeln Dienst gethan, und sobald sich diese nicht mehr in die belgischen Angelegenheiten mischen werden, so wird weiter nichts nöthig seyn, um sie ruhig zu erhalten, als eine gute Regierungsform und die gewöhnlichen Besatzungen. Die Zurückziehung der Truppen aus diesen Provinzen ist daher ein nothwendiger Punkt, um die guten Gesinnungen des Königs von Ungarn und Böhmen zu beweisen, so wie auch die Vertreibung aller bewaffneten und zusammengerotteten Ausgewanderten aus allen Provinzen der österreichischen

Herrschaft. Ein solches Beispiel würden die kleinern deutschen Reichsfürsten nachahmen, und bald würden die Zusammenrottungen und der Verdacht von beiden Seiten aufhören. Alle Drohungen und Kriegsrüstungen würden ein Ende nehmen, und es würde weiter nichts übrig bleiben, als die Sache der besitzhabenden Fürsten beizulegen. Diese Sache kann nicht unter dem Geklirre der Waffen verhandelt werden. — Was aber das Bündniß der Mächte betrifft, so wird sich dieses, da es nur einen Zweck hat, welcher alsdann aufhören würde, da es ein politisches Ungeheuer ist, von selbst zerstören, und es wird nichts von demselben übrig bleiben, als ein Mittel mehr, um den Frieden in Europa zu erhalten."

„Dieses, mein Herr, sind die Grundsätze, nach welchen der König Ihnen befiehlt, mit dem Wiener Hofe zu unterhandeln, um eine offene und entscheidende Antwort zu erhalten. Ich werde Sr. Majestät von dem Erfolge Ihrer Unterhandlung Bericht erstatten, und ich bin überzeugt, daß, wenn Sie dem Wiener Hofe diese mächtigen Gründe kräftig und wahr darstellen, es Ihnen in kurzer Zeit gelingen werde, diese politische Krisis zur Entscheidung zu bringen, welche nicht lange dauern kann."

„Dumouriez."

Den 27. März sandte Dumouriez eine noch kategorischere Depesche folgenden Inhalts ab:

„Paris am 27. März 1792.“

„Mein Herr, ich habe Ihre Briefe vom 28. und 29. Februar, und vom 12. und 13. März, so wie auch den Brief Nr. 110, ebenfalls vom 13. März, von Herrn Marbois, erhalten. Ich sehe aus Ihrem ersten Briefe, daß die Unterhandlung sich außerordentlich in die Länge ziehen würde, wenn Sie dieselbe nicht im Geiste meiner Depesche fortsetzten, daß der König gar nicht im Stand seyn würde, der Nation eine genugthuende Antwort zu geben, und daß, wenn die Meinung des Herrn von Cobenzl die Oberhand behielte, wir weit entfernt seyn würden, zu einer Entscheidung zu gelangen. Denn es ist ganz unmöglich, uns zu überzeugen, daß die Truppen, welche uns überall umgeben, uns keine Besorgniß machen sollten. Es ist unmöglich, uns zu überreden, daß der Wiener Hof Truppen in das Breisgau senden werde, daß er die Truppen im Mailändischen beträchtlich verstärken, und daß er endlich eine Armee mit einem Artilleriezug, Belagerungsgeschützen und ungeheuern Magazinen, zusammenziehen müsse, um die Ruhe in den Niederlanden zu unterhalten.“

„Da der Frühling sich nähert, da die Zahl der Truppen zunimmt, da wir in ganz Europa feindselige Zurüstungen gegen uns sehen, so ist es nicht möglich, sich länger an alle diese Worte zu kehren. Die Meinung des Herrn von Cobenzl ist eben so irrig,

wenn er Ihnen zu verstehen zu geben sucht, daß es keinen Grund gebe, warum nicht die Uebereinkunft der Fürsten zu bestehen fortfahren sollte, wie sie bisher bestanden hat, nämlich bedingungsweise. Unsere Regierungsform hat Kraft und Festigkeit, was auch der Herr von Cobenzl sagen mag. Es ist ganz und gar keine Rede von einem republikanischen Systeme; der König ist mit einer konstitutionsmäßigen Gewalt bekleidet, die weit größer ist als die Gewalt des Despotismus, und es ist die größte Unwahrheit, wenn man sagt, wir würden die Ruhe aller benachbarten Mächte stören: denn da man glaubt, daß wir uns in der Anarchie befinden, so sieht man uns also nicht für fürchterlich an, und man verbindet sich nur gegen uns, um den Ueberrest unserer Macht zu theilen. Sind wir aber in gutem Stande, so hat man Unrecht, uns zu bedrohen. Die Vereinigung Avignons mit Frankreich ist ebenfalls ein leerer Vorwand. Dieser mitten in unsern mittäglichen Provinzen eingeschlossene Staat hat lange Zeit Frankreich zugehört, und dieses hat seine Ansprüche darauf niemals aufgegeben. Es war ein Proceß zwischen dem Könige von Frankreich und dem Papste; jetzt ist ein Proceß zwischen der französischen Nation, dem Könige von Frankreich und dem Papste daraus geworden. Er kann sich höchstens, wie die Sache der besitzhabenden Fürsten, durch eine Entschädigung endigen."

„Das Ministerium zu Wien hat aus unserm Betragen und aus unserer Constitution, die man lesen muß, um uns verstehen zu können, und welche der Kaiser Leopold anerkannt hat, leicht schließen können, daß wir auf immer jeder Eroberung entsagen, und daß es uns also niemals einfallen kann, von den Bewohnern der Niederlande zu verlangen, sich an Frankreich zu ergeben.“

„Der Herr von Cobenzl glaubt eben so wenig, als Sie, an die Bemerkungen, die er Ihnen gemacht hat, welche, weit entfernt, eine friedfertige Unterhandlung herbeizuführen, in die Nothwendigkeit setzen würden, alle Unterhandlungen abzubrechen. Es ist unmöglich, daß der König noch länger warten kann, und daß, da er durch eine Botschaft von der Nationalversammlung ersucht worden ist, eine kategorische Erklärung zu verlangen, er fortfahren sollte, eine Unterhandlung in die Länge ziehen zu lassen, von welcher das Schicksal von ganz Europa abhängt; und daß er ferner alle acht Tage schon so oft vorgebrachte Gründe widerlege, von denen es Anschein hat, als würden sie nur vorgebracht um Zeit zu gewinnen. Da er der Stellvertreter einer großen Nation ist, die ihr Zutrauen in ihn setzt, so erwartet er von Tag zu Tag eine kategorische Antwort. Meine erste Depesche kündigt Ihnen an, von welcher Art diese Antwort seyn muß. Wenn der Nachfolger Leopolds seine Verträge mit Frankreich erhalten will, so muß

er, ohne zu zaudern, diejenigen Verträge brechen, welche er, ohne Vorwissen Frankreichs und mit feindseligen Gesinnungen gegen dasselbe, geschlossen hat; er muß die Truppen zurückziehen, die uns bedrohen, weil dieser mißliche Zustand theils mit dem Betragen eines alten Bundesverwandten sich nicht verträgt, theils sogar dem Interesse des Wiener Hofes entgegen ist. Wenn diese Erklärung nicht schnell und offen erfolgt, so wird der König bei der Rückkunft des Eilboten, den Sie zurücksenden müssen, sich als ausgemacht im Kriege begriffen betrachten, und er wird von der ganzen Nation, die nach einer schnellen Entscheidung verlangt, kräftig unterstützt werden. Suchen Sie, mein Herr, diese Unterhandlung auf irgend eine Weise vor dem 15. April zu endigen. Wenn wir, von jetzt an bis zu dem angegebenen Zeitpunkte, erfahren, daß die Versammlungen von Truppen an unsern Gränzen fortfahren und zunehmen, so wird es nicht länger möglich seyn, den gerechten Unwillen einer stolzen und freien Nation zurückzuhalten, welche man herabzuwürdigen, in Furcht zu setzen und so lange zum Besten zu haben sucht, bis alle Zurüstungen zu ihrem Angriffe gemacht sind."

„Ich erwarte von Ihnen, mein Herr, alle die Energie, welche der französischen Nation geziemt. Sie werden die Würde derselben erhalten, wie Ihnen aufgetragen ist, wenn Sie sich freimüthig erklären,

und wenn Sie schleunigst, auf die eine oder auf die andere Weise, die Sache zu Ende bringen."

„Dumouriez."

Noailles Antwort auf Dumouriez's erste Depesche lautete:

„Wien, am 2. April 1792."

„Mein Herr! Ich habe gestern durch den Eilboten Duclos das Schreiben erhalten, welches Sie am 19. März an mich zu senden mir die Ehre erwiesen haben. An eben dem Tage ist auch die Antwort auf die letzte Note abgegangen, welche ich den Auftrag hatte dem hiesigen Ministerium zu übergeben. Ich habe mich gänzlich nach der, am 1. März bei der Nationalversammlung geschehenen, Ankündigung gerichtet. Sie werden gesehen haben, was der Erfolg davon gewesen ist. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß in der That die Geschäfte seit dem Tode des Kaisers Leopold ein neues Ansehen bekommen haben. Allein es fehlt viel, daß die vorgegangene Veränderung die Hoffnung derjenigen vermehren könnte, welche aufrichtig die allgemeine Ruhe wünschen. Der junge König wird sich, wie ich schon bemerkt habe, im Anfange seiner Regierung natürlicherweise leiten lassen. Er wird, wo nicht vermöge seines eigenen Charakters, doch gewiß vermöge des Charakters seines Ministers, eine große Unbiegsamkeit in seinen Grundsätzen zeigen."

„Ich habe mich des Schreibens des Herrn Delessart unter dem Titel: „im Vertrauen mitgetheilter Auszug" bedient. Ich habe das Schreiben nicht ganz mitgetheilt; ich habe aber, das ist wahr, einen großen Theil desselben beibehalten, weil die Ausdrücke in demselben so gut abgemessen waren, daß ich auf alle Weise eine gute Wirkung davon erwarten durfte. Eine Erfahrung, welche ein neunjähriger Aufenthalt dahier mir verschafft hat, berechtigte mich, so zu urtheilen. Das österreichische Ministerium hat sogleich Gesinnungen gezeigt, die es vorher verborgen hatte. Das Schreiben des Herrn Delessart ist zerstückelt worden, und einzelne Stellen haben alsdann denjenigen Sinn gegeben, den man haben wollte."

„Es ist nicht die Absicht dieser Bemerkungen, mich zu rechtfertigen, sondern die wahren Gesinnungen des Wiener Hofes darzustellen. Habe ich durch meine letzte Note zu den Declamationen Gelegenheit gegeben, welche man in der österreichischen Antwort findet, die uns weiter zurücksetzt, als wir im verwichenen Juli waren? Ich habe jetzt nicht nöthig, alle die Bemühungen zu beschreiben, die ich angewandt habe, um hier den Minister zu überzeugen, daß, wenn er sich die Ruhe sichern, und auch für unsere Ruhe arbeiten wollte, er vor allen Dingen einer jeden Bemerkung ausweichen müsse, die dahin abzwecken könnte, unsere innere Staatsverwaltung

zu tadeln. Ich habe ohne Aufhören wiederholt, daß dergleichen Kritiken, die höchstens in Privatunterredungen erlaubt seyn möchten, die Ehre einer Nation auf das empfindlichste beleidigten, sobald sie in ministeriellen Schriften vorgebracht würden. — Was haben meine durch so wichtige Gründe unterstützten Vorstellungen für einen Erfolg gehabt? Sie haben jetzt die Schrift vom 18. März in Händen. Die hiesige Regierung hat dieser Schrift sowohl, als denen, die vor derselben hergegangen sind, alle Art von Publizität gegeben; sie läßt dieselben seit gestern gedruckt verkaufen (wovon ich drei Exemplare beilege), und läßt ankündigen, daß nächstens eine genaue deutsche Uebersetzung davon erscheinen werde. Ist wohl eine stärkere Beleidigung möglich? Was giebt es nach diesem noch für Wege, die zur Unterhandlung offen blieben? Ich kenne diese Wege so wenig, daß ich demjenigen, was der Ehre der Nation und der Würde des Königs gebührt, etwas wesentliches zu vergeben glauben würde, wenn ich hier irgend einen Schritt bei dem Ministerium thun wollte, ehe Sie die Gewogenheit gehabt haben werden, auf meine Depesche vom 19. März zu antworten. Nur habe ich geeilt, an die Staatskanzlei einen Brief des Königs an den König von Ungarn und Böhmen zu senden, in der Voraussetzung, daß es eine Antwort auf die Bekanntmachung des Todes des Kaisers seyn würde. Ich werde, mein Herr, die Uebergabe mei-

ner Beglaubigungsbriefe aus den Beweggründen der Ehre, die ich so eben angeführt habe, noch aufschieben. Uebrigens ist nichts in Gefahr, weil nichts zu unterhandeln ist."

„Als einen weitern Grund für die Zurückhaltung meiner Beglaubigungsbriefe führe ich noch an, daß ich am 24. März an den König geschrieben habe, um Se. Maj. unterthänigst zu bitten, mir zu erlauben, mich zurückzuziehen. Ich bitte nochmals um diese Gnade durch Sie, mein Herr; und ich bitte darum mit allem dem Eifer eines seinem Vaterlande treuen Dieners, welcher, sobald er so wie ich die gänzliche Unmöglichkeit einsieht, auf seinem Posten nützlich zu seyn, denselben einem Andern überlassen muß. Ich kann übrigens in meiner jetzigen Lage wohl fortfahren, die Geschäfte zu besorgen bis an das Ende dieses Monats, indem ich die letzten Befehle Seiner Maj. abwarte."

„Noailles."

Danton.

Unsere Zeit,

oder

geschichtliche Uebersicht

der

merkwürdigsten Ereignisse

von 1789—1830.

nach den

vorzüglichsten französischen, englischen und deutschen Werken bearbeitet

von einem

ehemaligen Officiere der kaiserlich französischen Armee.

Fünfzehntes Heft.

Stuttgart,
gedruckt bei E. F. Wolters.
1827.

Die französische

Staats-Umwälzung.

Zweite Periode.

Geschichte

der

gesetzgebenden oder zweiten

National-Versammlung.

Frankreich erklärt dem König von Ungarn und Böhmen den Krieg. (Fortsetzung.)

Auf des Ministers zweites Schreiben erwiederte der französische Gesandte (Noailles) zu Wien:

„Wien, den 5. April 1792."

„Mein Herr! Ihre Depesche vom 27. März ist mir von dem Eilboten Dolville am 4. April übergeben worden. Ich habe sogleich die Instructionen, welche in derselben enthalten waren, befolgt, indem ich den Hof- und Staats-Vice-Canzler, Herrn Grafen von Cobenzl, besuchte. Ich habe mich lieber an ihn wenden wollen, weil er leichter zu sprechen ist, als der Fürst von Kaunitz, und weil ich sicher war, daß auf diesem Wege Dasjenige, wovon ich den Souverän in Kenntniß zu setzen wünschte, schneller an ihn gelangte. Ich habe dem Vice-Canzler Alles gesagt, was zu einer entscheidenden Erläuterung, so wie Sie dieselbe wünschen, führen konnte. Ich habe ihm vorgestellt, daß die Besorgnisse bei dem Anblicke der kriegerischen Rüstungen, die von allen Seiten gegen uns gemacht werden, sich täglich mehr und mehr begründen; daß man uns vergeblich unsere eigne Bewaffnung vorwerfen werde; daß man

wohl wisse, daß dieselbe nöthig gemacht worden sey; daß wir wünschen, eben so viel Zutrauen in das Betragen der auswärtigen Mächte gegen uns setzen zu können, als dieselben Ursache haben, in Rücksicht unserer Absichten sicher zu seyn; daß, wenn die Boßheit weniger thätig gegen uns gewesen wäre, wir das Werk unserer Wiedergeburt friedlich vollendet haben würden; daß der Wiener Hof den Anfang damit gemacht habe, ein Bündniß gegen uns zu Stande zu bringen, den Ausgewanderten Schutz und Zuflucht zu gewähren, und gegen ihre Wortführer auf alle Weise zuvorkommend zu seyn; daß dieser Hof jezt im Breisgau Truppen sammle, die uns um so viel verdächtiger seyen, weil die Ruhe der Niederlande nichts dergleichen erfordere; daß es nothwendig sey, uns durch mehr als bloße Worte zu beruhigen; daß bloße Friedensversicherungen uns jezt keinen andern Zweck zu haben scheinen, als Zeit zu gewinnen; daß überhaupt der Stand der Dinge von der Art sey, daß ich den ausdrücklichen Befehl erhalten habe, eine Erklärung zu verlangen, in welcher der Wiener Hof seinen Bewaffnungen und der Verbindung entsagen solle, oder anzukündigen, daß, wenn diese Erklärung nicht erfolge, der König sich als mit Oesterreich im Kriege begriffen ansehen werde, und daß ihn die ganze Nation, die nur nach einer schleunigen Entscheidung verlange, kräftig unterstützen werde."

„Der Graf von Cobenzl unternahm es, seinen Hof wegen der feindseligen Absichten, die man bei ihm voraussetzte, zu rechtfertigen. Er hat mich versichert, daß der König von Ungarn und Böhmen weit entfernt sey, sich in unsere innern Angelegenheiten mischen zu wollen, und daß er auf keine Weise daran denke, die Absichten der Ausgewanderten zu unterstützen. Er wiederholte, was er mir schon mehrmals gesagt hatte, daß man Verstärkungen in das Breisgau gesendet, weil man dieselben für das Land selbst für nöthig erachtet habe, um daselbst Ordnung und Gerechtigkeit zu erhalten, und damit sie in der Nähe seyen, um den benachbarten Staaten des Reiches, welche Hülfe nöthig haben sollten, beistehen zu können. Ich bemerkte, daß so große Vorsicht, vereint mit der uns bekannten Verbündung, unsere Besorgniß nur allzusehr rechtfertige. Ich bestand vorzüglich auf der Aufhebung dieser Verbündung, welche Allem, was wir von einem Bundesverwandten mit Recht erwarten können, so sehr entgegen sey."

„Die Antwort des Grafen von Cobenzl hat mich in der Meinung bestärkt, welche ich von jeher gehegt habe, daß man uns zwar nicht angreifen will, aber gesonnen ist, Forderungen an uns zu machen, deren Erfüllung vielleicht schwerlich Statt finden dürfte, ohne vorher die Gewalt der Waffen versucht zu haben. Der österreichische Minister hat mir gesagt: die Verbündung sey nun nicht mehr eine Sache, die

den König von Ungarn und Böhmen allein angehe; der König könne sich nur in Gemeinschaft mit den andern Höfen aus dieser Verbündung zurückziehen, und dieselbe werde fortwährend den nämlichen Zweck haben, so lange Dasjenige, was man mit Frankreich in Richtigkeit zu bringen habe, nicht beigelegt sey. Er hat mir folgende drei Punkte genannt:

„1. Wiedereinsetzung der in Lothringen und im Elsasse besitzhabenden Fürsten in ihre Rechte."

„2. Wiedererstattung der Grafschaft Avignon an den Papst."

„3. Maßregeln, die unsererseits zu nehmen, und die von solcher Art seyen, daß unsere Regierungsform eine hinlängliche Kraft habe, um das, was die andern Staaten beunruhigen könne, im Zaume zu halten."

„Da alles Raisonnement über diese Gegenstände unsererseits bereits erschöpft ist, und da das hier angenommene System keine Aenderung erleiden zu wollen scheint, so habe ich den Grafen von Cobenzl gefragt: ob ich statt der Antwort auf die Vorstellungen, die ich ihm so eben gemacht habe, melden könne, sein Hof wolle sich an die officielle Note vom 18. März halten?" Der Vicecanzler, der sich in dem Kreise, in welchen ich ihn einschloß, unbehaglich befand, gab zur Antwort: er wolle sich von dem Könige Befehle erbitten, und er werde ohne Aufschub mich von Dem-

jenigen benachrichtigen, was Se. Majestät ihm auftragen würden, mir zu sagen." —

„Herr von Bischofswerder ist am 5. d. M. abgereist, um nach Berlin zurückzukehren. Er würde eher abgereist seyn, wenn er nicht, wie man mir gesagt hat, einige Tage lang die Abfassung eines Circularschreibens abgewartet hätte, welches an die verbündeten Höfe, und wahrscheinlich auch an die Reichsstände als Mitstände, gesandt werden soll, um bei jedem anzufragen, was für Beistand an Truppen oder Geld er im Falle eines Krieges zu leisten gesinnt sey. Ich habe indessen keine Gewißheit über das, was dieses Circularschreiben betrifft. Der Herr von Bischofswerder wird sich zu Prag aufhalten, um den Fürsten von Hohenlohe zu sprechen, und mit ihm den Tag und den Ort zu verabreden, an welchem zwischen dem österr. General und dem Herzoge v. Braunschweig eine Unterredung gehalten werden kann. Man vermuthet, daß diese Unterredung während des laufenden Monats zu Leipzig Statt finden wird. So weit meine Kenntniß reicht, hat der Wiener Hof einen blos defensiven Plan angenommen, ungeachtet der dringenden Aufforderungen des Berliner Hofes, einen andern anzunehmen."

„Noailles."

Endlich sagte Noailles noch in einem dritten Schreiben:

„So eben hat mir Graf Cobenzl im Namen des Königs, seines Herrn, gesagt, daß die vom 18. März datirte Note die Antwort auf die Fragen enthalte, welche ich zu wiederholen den Auftrag gehabt habe, und daß man die in jener Note ausgedrückten Gesinnungen um so viel weniger abändern könne, da dieselbe auch die Meinung des Königs von Preußen über die Sache Frankreichs enthalte, eine Meinung, die in jeder Rücksicht mit der Meinung des Königs von Ungarn übereinstimmend sey."

Auf Dumouriez's Begehren mußte Ludwig folgenden Brief an seinen Neffen, damals noch König von Ungarn und Böhmen, schreiben:

„Mein Herr Bruder und Neffe! Die Ruhe von Europa hängt von der Antwort ab, welche Ew. Majestät auf die Mittheilung des gegenwärtigen Schritts ertheilen wird, den ich dem großen Interesse der französischen Nation, ihrer Ehre und dem Wohle der unglücklichen Schlachtopfer eines Krieges schuldig bin, mit welchem die Verbündung der Mächte Frankreich bedroht. Ew. Majestät können nicht daran zweifeln, daß ich aus freiem Willen und ungezwungen die Constitution angenommen habe. Ich habe geschworen, dieselbe aufrecht zu erhalten. Meine Ruhe und meine Ehre sind mit derselben verbunden, und mein Schicksal hängt von dem Schicksal derjenigen Nation ab, deren erblicher Stellvertreter ich bin, und die ungeachtet der Verläumdungen, welche man gegen sie

zu verbreiten beliebt, jederzeit die Achtung aller Völker verdient und erhalten wird. Die Franzosen haben geschworen, frei zu leben oder zu sterben, und ich habe denselben Eid geleistet."

„Herr de Maulde, welchen ich als außerordentlichen Gesandten zu Ew. Majestät sende, wird Ihnen die Mittel bekannt machen, die uns übrig bleiben, um die Plagen des Krieges, welcher Europa bedroht, zu verhüten. In diesen Gesinnungen" u. s. w.

„Paris, am 13. April 1792." „Ludwig."

Den 20. April begab sich der König, von seinen sechs Ministern begleitet, in die Nationalversammlung; vierundzwanzig Deputirte waren ihm entgegengegangen, um ihn zu empfangen. Er nahm zur Linken des Präsidenten Platz, und sprach:

„Ich komme in die Nationalversammlung wegen eines der wichtigsten Gegenstände, die die Aufmerksamkeit der Stellvertreter der Nation beschäftigen können. Mein Minister der auswärtigen Geschäfte wird Ihnen den Bericht vorlesen, welchen er in meinem Staatsrathe über unsere Lage in Rücksicht auf Deutschland abgestattet hat."

Nun las Dumouriez einen langen Bericht ab, den er schon im Staatsrath abgelesen hatte, aus dem wir hier nur die merkwürdigsten Stellen mittheilen:

„Sire! Als Sie die Constitution zu erhalten geschworen haben, welche Ihnen die Krone zugesichert hat; als Ihr Herz sich aufrichtig mit dem

Willen einer freien und souveränen Nation vereinigte: da wurden Sie der Gegenstand des Hasses der Feinde der Freiheit. Stolz und Tyrannei haben alle Höfe in Bewegung gesetzt; kein Band der Natur, kein Vertrag hat die Ungerechtigkeit derselben zurückhalten können. Ihre ehemaligen Bundesgenossen haben Sie aus der Reihe der Despoten ausgestrichen: allein die Franzosen haben Sie zu der ruhmvollen und dauerhaften Ehre des höchsten Oberhaupts einer frei gewordenen Nation erhoben. Das Gesetz, welches Sie angenommen haben, schreibt Ihnen Ihre Pflichten vor; und Sie werden dieselben alle erfüllen."

„Man verläumdet die französische Nation; man will die Souveränetät derselben nicht anerkennen. Ausgewanderte Rebellen finden einen Zufluchtsort bei unsern Nachbarn. Sie versammeln sich auf unsern Gränzen und drohen öffentlich, in ihr Vaterland einzudringen und dasselbe mit Feuer und Schwert zu verheeren. Ihre Wuth würde ohnmächtig seyn, oder vielmehr die Reue wäre schon an die Stelle derselben getreten, wenn sie nicht Schutz bei einer Macht gefunden hätten, welche alle Bande, durch welche sie mit uns verknüpft ist, zerrissen hat, sobald sie sah, daß unsere Umschaffung unserem Bündnisse mit ihr eine neue Gestalt geben, und dasselbe bald gleicher machen würde."

„Seit dem Jahre 1756 hatte Oesterreich einen

Bundesvertrag gemißbraucht, für welchen Frankreich immer zu viele Achtung gehabt hat. Seit jener Zeit hatten wir, diesem Vertrage zufolge, unser Blut vergossen und unsere Schätze verschwendet, in ungerechten Kriegen, welche der Ehrgeiz anzündete, und welche sich immer durch Verträge endigten, die, von einer trügerischen und lügenhaften Politik eingegeben, die Mittel, einen neuen Krieg zu erregen, immer noch übrig ließen. Seit jenem unglücklichen Zeitpunkte von 1756 erniedrigte sich Frankreich so sehr, daß es in den blutigen Trauerspielen des Despotismus eine untergeordnete Rolle spielte. Es war von dem immer geschäftigen Ehrgeize des Hauses Oesterreich unterjocht, welchem es seine natürlichen Verbindungen aufopferte. Sobald Oesterreich in unserer Constitution las, daß Frankreich nicht länger das Werkzeug seiner Eroberungssucht seyn könnte, hat es diesem Werke der Vernunft Vernichtung geschworen; es hat alle die Dienste vergessen, welche Frankreich ihm geleistet hatte, und ist endlich, da es die französische Nation nicht länger beherrschen kann, ihr unversöhnlicher Feind geworden."

„Der Tod Josephs des Zweiten schien von Seiten seines Nachfolgers mehr Ruhe zu versprechen. Leopold, welcher die Philosophie neben seinem Throne in Toskana hatte herrschen lassen, sollte sich, schien es, mit nichts anderem beschäftigen, als mit der Heilung der Wunden, welche der unbegränzte Ehr-

geiz seines Vorfahren seinen Staaten geschlagen hatte. Leopold war auf dem Kaiserthrone nur eine vorübergehende Erscheinung; und dennoch hat er ohne Unterlaß die Mächte Europens gegen uns aufzuwiegeln gesucht. *) Er ist es, der in den Conferenzen zu Padua, Reichenbach, Haag und Pillnitz die feindseligsten Plane gegen uns entworfen hat; Plane, welche er unter dem erniedrigenden Vorwande eines vorgeblichen Mitleidens mit Ew. Maj. verbarg, da Sie doch, Sire, der ganzen Welt erklärt hatten, daß Sie frei wären, daß Sie die Constitution aufrichtig angenommen hätten, und daß Sie dieselbe mit aller Macht handhaben würden. Er verläumdete die Nation, deren erblicher Stellvertreter Sie sind. Er trieb die Beleidigung gegen Sie, Sire, so weit, daß er sich stellte, als hielte er Sie nicht für frei, und Ihre Absichten nicht für lauter. Er bediente sich aller Triebfedern einer im Finstern schleichenden Politik, um die Zahl von Frankreichs Feinden zu vermehren, unter Vorwänden, die eine so drohende Verbündung keineswegs rechtfertigen konnten. Leopold, seit langer Zeit mit Rußland verbunden, um Polen und die Türkei zu theilen, entzog unserem Bündnisse jenen nordischen König, dessen unruhige

---

*) Wie unwahr diese und die folgende Behauptung Dumouriez's sind, haben unsere Leser schon im Laufe dieses Werkes gesehen. (Anm. d. Verf.)

Thätigkeit nur der Tod hemmen konnte, in eben dem Augenblicke, da er das Werkzeug des Hauses Oesterreich werden wollte. Leopold hat gegen Frankreich den Nachfolger des unsterblichen Friedrichs aufgebracht, gegen den wir, aus Treue gegen unkluge Verträge, vierzig Jahre lang Oesterreich beschützt hatten. Leopold hat sich als das Haupt einer Verbündung erklärt, welche zur Absicht hat, unsere Constitution umzuwerfen. Er hat in Depeschen, über welche Europa das Urtheil sprechen wird, einen Theil der französischen Nation aufgemuntert, sich gegen den andern zu bewaffnen. So wollte er über Frankreich zu gleicher Zeit die Schreckniſſe eines Bürgerkrieges und alle Plagen eines auswärtigen Krieges bringen."

„So hat sich der Kaiser Leopold gegen eine edelmüthige Nation vergangen, die, selbst seit ihrer Wiedergeburt, die Verträge heilig hielt, wie schädlich und nachtheilig dieselben auch für sie seyn mochten. Es ist nothwendig, Sire, Sie an eine offizielle Note des Fürsten von Kaunitz vom 19. Februar zu erinnern, weil sie in den Unterhandlungen zwischen dem Kaiser Leopold und Ew. Maj. die letzte Urkunde ist. Seine feindseligen Absichten erhellen ganz klar aus derselben. Sie ist eine förmliche Kriegserklärung und verdient eine genauere Untersuchung."

„Der Fürst von Kaunitz, welcher im Namen seines

Herrn spricht, sagt gleich im Anfang derselben, daß man niemals eine unparteiische Absicht deutlicher gezeigt und bewiesen habe, als die Absicht Sr. kaiserl. Maj. in Rücksicht auf die Zusammenrottungen der Ausgewanderten im Trierischen. Es ist wahr, der Wiener Hof hatte damals die bewaffneten Ausgewanderten gezwungen, die Niederlande zu verlassen, aus Furcht, die Franzosen möchten in ihrem Unwillen in die belgischen Provinzen einfallen, wo die Rebellen noch ihren Staab haben, welcher aus Generalen mit weißen Cocarden besteht. Sogar am Hofe zu Brüssel empfieng man, und empfängt man noch täglich, gegen alle Capitulationen und Cartels, zahlreiche Banden und ganze Corps, mit Waffen, Gepäcke, Officieren, Fahnen und Kriegskassen. So beschützt man die sträflichste Desertion, welche mit Diebstahl und Verrätherei verbunden ist."

„Zur nämlichen Zeit legte der Wiener Hof, auf das unregelmäßige Ansuchen des Fürsten von Bruntrut, Besatzung in das Bißthum Basel, um in die Abtheilung des Doubs einfallen zu können. Dadurch verletzte er das Territorium des Cantons Basel, und handelte gegen die Verträge, welche das Bißthum unter den Schutz des Cantons sowohl, als Frankreichs gesetzt haben. Zur nämlichen Zeit vermehrte der Wiener Hof beträchtlich seine Besatzung im Breisgau; zur nämlichen Zeit gab der Wiener Hof dem Feldmarschall Bender den Befehl, mit Truppen

pen in das Churfürstenthum Trier einzurücken, im Fall die Franzosen in dasselbe einrücken sollten, um die bewaffneten Rotten zu zerstreuen. Es hatte zwar den Anschein, als wenn der Wiener Hof dem Churfürsten von Trier vorgeschrieben hätte, diese Zusammenrottungen nicht mehr zu dulden; es schien auch einen Augenblick, als wenn dieser geistliche Fürst gesonnen sey, dieselben zu zerstreuen: aber alles dieses geschah nur zum Scheine. Man suchte den Minister Ew. Maj. zu Trier durch Lügen zu täuschen und durch Beleidigungen abzuschrecken. Die Zusammenrottungen haben zu Coblenz in größerer Anzahl angefangen als vorher; ihre Magazine sind im nämlichen Stande geblieben: und Frankreich sah in dieser ganzen Angelegenheit nichts als Betrug, Drohungen und Gewaltthätigkeiten."

An einer andern Stelle heißt es:

„Der König von Ungarn und Böhmen hat, auf die Aufforderung, eine kategorische Antwort zu geben, um den Besorgnissen beider Nationen ein Ende zu machen, und die Ruhe in Europa herzustellen, Ew. Maj. seinen lezten Entschluß durch eine Note des Fürsten von Kaunitz vom 18. März zu wissen gethan. Da nun diese Note das Ultimatum des Wiener Hofes, und noch beleidigender ist, als alle vorhergehenden; so verdient sie genauer erwogen zu werden. Das erste Wort dieser Note ist eine arglistige

Beleidigung: „Da die französische Regierung kategorische Erläuterungen verlangt hat —" Sire! Es ist also nicht mehr die Rede von dem Könige der Franzosen! Fürst von Kaunitz trennt Sie von der Nation, um glauben zu machen, daß Sie nicht frei seyen, daß Sie an den Unterhandlungen keinen Antheil hätten; daß Sie kein Interesse daran nähmen. Fürst von Kaunitz sagt ferner: „Allein noch weit mehr kam es der Würde großer Mächte zu, offenherzig zu widerlegen, und Beschuldigungen sowohl als Aufforderungen, zwischen denen sich die Worte Frieden oder Krieg befanden, und die mit Beleidigungen aller Art begleitet waren, nicht als vertraute Mittheilungen zu betrachten, die man in der Antwort übergehen könnte." Ganz gewiß hat sich der Minister der auswärtigen Geschäfte vorzuwerfen, daß er sich bei einer solchen Gelegenheit eine Antwort im Vertrauen erlaubt hat; allein er konnte sich nicht vorstellen, daß der Fürst von Kaunitz die Treulosigkeit begehen würde, dieselbe zu verstümmeln oder abzuändern, um einen Mißbrauch davon zu machen. Und wenn jemals wieder eine friedliche Unterhandlung Statt haben könnte, so müßten Ew. Maj. vor allen Dingen von dem Könige von Ungarn und Böhmen die Bestrafung eines treulosen ersten Ministers verlangen, welcher durch gemißbrauchtes Zutrauen sich bemühte, das Herz eines jungen Monarchen abwendig, und zwei Nationen, die sich

gegenseitig schätzen sollten, zu unversöhnlichen Feinden zu machen."

Der Bericht schloß mit den Worten:

„Der Herr von Kaunitz sagt weiter: „Sollten aber ihre Plane und ihre Schleichwege die Oberhand behalten, so schmeichelt sich Se. Maj., daß wenigstens der vernünftige und vorzügliche Theil der Nation alsdann das Daseyn einer Verbündung, deren Absichten ihres Vertrauens sowohl, als der wichtigsten Crisis, welche jemals das gemeinschaftliche Interesse von Europa betroffen hat, würdig ist, als eine tröstliche Aussicht des Schutzes ansehen werde." In diesen treulosen Ausdrücken verbirgt man den Plan gar nicht, Bürger gegen Bürger zu bewaffnen. Auf eine solche Weise schleudert dieser achtzigjährige Minister, mit schwacher Faust, die Fackel des Bürgerkrieges mitten unter uns. Nein, Sire! die Franzosen werden sich nicht entzweien, wenn Frankreich in Gefahr seyn wird. Viele Ausgewanderte werden die Fahnen der Feinde verlassen, über ihren Irrthum erröthen, und denselben dadurch gut machen, daß sie kommen, um für ihr Vaterland zu fechten. Ew. Maj. werden ein Beispiel von Bürgertugend geben, wenn Sie die der Nation angethane Beleidigung rächen."

„Als Sie mir das Ministerium der auswärtigen Geschäfte übertrugen, da war es meine Pflicht, dem Zutrauen der Nation sowohl als das Ihrige dadurch zu entsprechen, daß ich in Ihrem Namen die kraftvolle

Sprache der Vernunft und Wahrheit führte. Da sich das Ministerium von Wien durch eine freimüthige Unterhandlung zu sehr im Gedränge sah, zog es sich in sich selbst zurück, und berief sich auf die Note vom 18. März, die ich Ihnen so eben zergliedert habe. Diese Note ist eine wahre Kriegserklärung. Die Feindseligkeiten sind nur eine Folge davon; denn der Krieg besteht nicht blos in Kanonenschüssen, sondern in den Herausforderungen, Zurüstungen und Beleidigungen."

„Aus dieser Uebersicht erhellt, Sire: 1) daß das Haus Oesterreich in der That den Vertrag von 1756 gebrochen hat. 2) Daß das Einverständniß unter den Mächten, zu welchem der Kaiser Leopold im Monate Juli 1791 aufgefordert, und welches der König von Ungarn und Böhmen bestätigt hat, zufolge der Note des Fürsten von Kaunitz vom 18. März 1792, die das Ultimatum der Unterhandlungen enthält, gegen Frankreich gerichtet, und eine förmliche Feindseligkeit ist. 3) Daß, da ich auf Befehl Ew. Maj. gemeldet habe, daß Sie Sich als ausgemacht im Kriege begriffen betrachten würden, wenn der Eilbote bei seiner Rückkehr nicht eine schnelle und offene Erklärung auf die Depeschen vom 19. und 27. März mitbrächte, dieses Ultimatum, welches nicht auf dieselben antwortet, eine förmliche Kriegserklärung ist. 4) Daß sogleich dem Herrn de Noailles muß befohlen werden, nach Frankreich zu-

rückzukehren, ohne Abschied zu nehmen, und daß alle Correspondenz mit dem Wiener Hofe ein Ende haben muß."

„Nach allen den Betrachtungen, zu welchen ein so wichtiger Entschluß Gelegenheit geben muß, habe ich erwogen, daß die Umstände, in denen wir uns befinden, und die von Tag zu Tage dringender werden, durch die Annäherung der verschiedenen Corps österreichischer Truppen, welche sich von allen Seiten her auf unsern Gränzen sammeln, uns in den Fall gesetzt haben, eine entscheidende Parthie ergreifen zu müssen. Ich habe erwogen, daß Ew. Maj. den Wunsch der Nation erfüllt haben, welcher von den Stellvertretern derselben in ihrer Adresse vom 20. November ausgedrückt war, indem Sie von dem Wiener Hofe eine kategorische Antwort verlangten und einen Termin für das Ende des Kriegszustandes festsetzten; daß man auf diesen Schritt durch ein beleidigendes Stillschweigen geantwortet hat; daß der Wunsch der Nation, welcher mehr als einmal auf der Rednerbühne geäußert, und durch Zuschriften aus allen Abtheilungen bestätigt wurde, am 14. Januar durch einen feierlichen, erhabenen Eid erklärt worden ist, nämlich: „wie man als infam, als Verräther des Vaterlandes und des Verbrechens der beleidigten Nation schuldig, einen jeden Franzosen ansehen würde, welcher, mittelbar oder unmittelbar, an einem Plane Theil nähme, dessen Zweck eine Abänderung der Constitution oder eine Vermittlung

mit den Rebellen wäre, oder dahin abzielte, den im Elsasse und Lothringen Besitz habenden deutschen Fürsten eines der Rechte wieder zu verschaffen, welche durch die Beschlüsse der constituirenden Nationalversammlung sind aufgehoben worden." Dieser Eid hallte wieder in ganz Frankreich, und ich erinnere Ew. Maj. daran, um ihn den drei Vorschlägen entgegenzustellen, welche der Minister, Herr von Cobenzl, am 5. April, in seiner Conferenz mit dem Herrn de Noailles gemacht hat. Ich habe erwogen, daß die Ehre und Redlichkeit des Königs der Franzosen auf eine treulose Weise beleidigt sind, indem man sich in der officiellen Note vom 18. März stellt, als ob man ihn von der Nation trenne, und in dieser Note der französischen Regierung antwortet, statt dem Könige der Franzosen zu antworten. Ich habe erwogen, daß seit dem Anfange der Revolution die französische Nation sowohl als ihre Wortführer von dem Wiener Hofe auf die unerträglichste Weise beleidigt worden sind; daß dieselbe beständig beschimpft worden ist sowohl in der Person Duveyrier's, welcher vom Könige abgesandt war und schändlicherweise festgehalten wurde, als in den Personen einer Menge von französischen Staatsbürgern, welche in verschiedenen unter österreichischer Botmäßigkeit stehenden Ländern beleidigt oder eingekerkert worden sind, aus Haß gegen die französische Constitution, gegen unsere Nationaluniform und gegen die Unterscheidungszeichen unserer

Freiheit. Ich habe erwogen, daß in der ganzen Constitution kein Artikel ist, welcher den König berechtigte, zu erklären, daß die Nation Krieg hat, und daß man hingegen in der ersten Abtheilung des dritten Kapitels liest: „Der Krieg kann nicht anders als zufolge eines Beschlusses des gesetzgebenden Körpers, welcher nach dem förmlichen und nothwendigen Vorschlage des Königs gefaßt und von ihm genehmigt worden ist, erklärt werden;" daß demzufolge der König nicht einen Rath von der Nationalversammlung zu verlangen hat, sondern derselben nothwendig einen förmlichen Vorschlag thun muß. Ich habe endlich erwogen, daß die französische Nation laut ihren Willen geäußert hat, keine Beleidigung und keine Abänderung in der Constitution, welche sie sich gegeben hat, zu dulden; und daß den Händen des Königs, vermöge des von ihm geleisteten Eides, daß er die Constitution aufrecht erhalten wolle, die Würde und Sicherheit der französischen Nation anvertraut worden ist. Ich trage daher darauf an, daß, gestützt auf die Gerechtigkeit dieser Beweggründe und im Vertrauen auf die Kraft des französischen Volkes, Se. Maj., begleitet von Ihren Ministern, sich in die Nationalversammlung begebe, um derselben den Krieg gegen Oesterreich vorzuschlagen."

Nachdem Dumouriez geendigt hatte, stand der König auf, und sagte sehr bewegt:

„Sie haben den Erfolg meiner Unterhandlungen mit dem Wiener Hofe gehört. Der in dem Berichte enthaltene Vorschlag war die einstimmige Meinung meines Staatsrathes. Ich habe denselben angenommen. Er ist dem Wunsche gemäß, den mir die Nationalversammlung mehrmals geäußert, so wie den Gesinnungen, die mir ein großer Theil der Staatsbürger aus mehreren Theilen des Reiches gezeigt hat. Alle wollen lieber Krieg, als länger ansehen, daß man die Würde des französischen Volkes beleidigt und die Sicherheit desselben bedroht. Vorläufig habe ich alle Mittel anwenden müssen, um den Frieden zu erhalten. Heute aber komme ich, der Constitution zufolge, um der Nationalversammlung den Krieg gegen den König von Ungarn und Böhmen vorzuschlagen."

Der Präsident der Versammlung erwiederte:

„Sire! Die Nationalversammlung wird den förmlichen Vorschlag, den Sie ihr gethan haben, in reifliche Ueberlegung nehmen, und Ew. Majestät werden von dem Erfolge ihrer Berathschlagungen durch eine Botschaft benachrichtigt werden."

Hierauf verließ der König die Versammlung. Nach seiner Entfernung beschloß man, eine außerordentliche Abendsitzung zu halten. Das österreichische Ultimatum hatte fast allgemeinen Unwillen erregt. Man fürchtete, dem Schicksale Hollands und vielleicht dem von Polen zu unterliegen, und wollte den Enthusias-

nus des Volkes benützen. Die Sprache des Wiener Hofes war übrigens weit bestimmter, als unter Leopold. Dumouriez schmeichelte den Republikanern, indem er ihnen die Eroberung der österreichischen Niederlande versprach, die erst kürzlich dem Kaiser Trotz geboten hatten, um die Güter ihrer Pfaffen zu vertheidigen; die kaum gedämpfte Rebellion konnte sich leicht wieder erneuern, wenn die Franzosen den religiösen Glauben ihrer Nachbarn ein wenig achteten, und sie nicht wie abergläubische und fanatische Dummköpfe behandelten. Die starken Festungen von Mons und Namur, unter Ludwig XIV. so berühmt geworden, waren nicht mehr. Die österreichische Armee in diesen Ländern war nicht sehr zahlreich. Dumouriez verlangte von den Jakobinern, daß sie ihren tollen Unglauben nur verbergen sollten, um zu diesem Zwecke zu kommen; was ihn anbetraf, so würde er eben so leicht die Reliquien zu Courtrai geküßt haben, als er die rothe Freiheitsmütze aufgesetzt hatte. Robespierre erneuerte seine Bedenklichkeit. Bazire, sein größter Anhänger, stimmte ihm bei. Brissot aber, welcher dem Einfluß desselben jetzt das Gleichgewicht zu halten schien, behauptete, daß Siege und Niederlagen der Freiheit gleich nützlich seyn würden. Erstere würden alle Monarchen Europas erschrecken, und die letztern den Thron des Königs von Frankreich umstürzen. „Man muß," sprach er, „diesen doppelten Versuch wagen,

und zu gleicher Zeit dem Schicksale und der Verrätherei trotzen. Sollten uns Arme fehlen, die Verräther zu bestrafen? Werden uns geschicktere Leute fehlen, sie zu ersetzen?" Mit Wohlgefallen führte er darauf das Beispiel der Amerikaner an, die ihre Unterdrücker mit undisciplinirten, unerfahrenen, Alles entbehrenden Armeen siegreich bekämpft hatten, weil sie jene Tugenden, Muth, Ausdauer und Unerschrockenheit, besaßen, die immer im Gefolge der Freiheit seyen.

Man forderte in dieser Abendsitzung (am 20. März), die sehr stürmisch begann, Diejenigen, welche gegen den Krieg waren, auf, den Rednerstuhl zu besteigen. Baquet, der von der constitutionellen Partei war, hielt in dieser Absicht eine Rede, die darum besonders merkwürdig ist, weil sie in Folge des Laufes der Dinge und der eingetroffenen Begebenheiten gewissermaßen als eine Prophezeihung angesehen werden kann. Bazire sagte, daß man nun alle mögliche Verräthereien von Seiten des Hofes zu gewärtigen habe. Die Versammlung überließ sich hierauf dem Ausbruch des allgemeinsten Taumels, der noch jemals in derselben geherrscht hatte, und erließ einstimmig, gegen sieben Opponenten, den Beschluß, welcher dem Könige von Böhmen und Ungarn (Franz II. war noch nicht als deutscher Kaiser gekrönt) den Krieg erklärte. Die ungeduldige, ungeheure Menge, welche den Versammlungssaal umgab, nahm

mit der größten Freude und voll Enthusiasmus diesen Entschluß auf.

Der Beschluß lautete:

„Nachdem die Nationalversammlung über den förmlichen Vorschlag des Königs sich berathschlagt, und in Erwägung gezogen hat, daß der Wiener Hof, den Verträgen zuwider, ohne Aufhören den rebellischen Franzosen öffentlich seinen Schutz hat angedeihen lassen; daß er mehrere europäische Mächte zu einem Bündnisse gegen die Unabhängigkeit und Sicherheit der französischen Nation aufgefordert und dasselbe wirklich errichtet hat; daß Franz I., König von Ungarn und Böhmen, durch seine Note vom 18. März und 7. April d. J. sich geweigert hat, diesem Bündnisse zu entsagen; daß er, ungeachtet des ihm durch die Note vom 11. März 1792 gemachten Vorschlags, die Truppen an den Gränzen gegenseitig auf den Friedensfuß zu setzen, dennoch seine feindlichen Zurüstungen fortgesetzt und vermehrt hat; daß er förmlich die Souveränetät der französischen Nation angetastet und erklärt hat, die Forderungen der deutschen Fürsten, welche in Frankreich Besitzungen haben und welchen doch die französische Nation zu allen Zeiten Entschädigung angeboten, unterstützen zu wollen; daß er sich bemüht hat, Spaltungen unter den französischen Bürgern zu erregen und sie zum Kriege gegen einander zu reizen, indem er in dem Bündnisse der europäischen Mächte den Unzufriedenen eine Unter-

stützung angeboten; nachdem sie endlich erwogen hat, daß seine Weigerung, auf die letzte Depesche des Königs von Frankreich zu antworten, keine Hoffnung mehr übrig läßt, auf dem Wege gütlicher Unterhandlungen die Abhülfe dieser verschiedenen Beschwerden zu erlangen, und die genannte Weigerung nicht anders als für eine förmliche Kriegserklärung angesehen werden kann: so erkennt die Versammlung, daß die Sache dringend ist."

„Nachdem die Nationalversammlung erklärt hat, daß die französische Nation, ihren durch die Constitution geheiligten Grundsätzen, niemals in der Absicht, Eroberungen zu machen, einen Krieg zu unternehmen, und niemals ihre Macht gegen die Freiheit irgend eines Volkes zu gebrauchen, getreu, — nur die Waffen ergreift, um ihre Freiheit und Unabhängigkeit zu behaupten; daß der Krieg, den sie zu führen gezwungen wird, kein Krieg einer Nation gegen die andere, sondern die Vertheidigung eines freien Volkes gegen den ungerechten Angriff eines Königs ist; daß die Franzosen niemals ihre Brüder mit ihren wirklichen Feinden verwechseln werden; daß sie nichts versäumen wollen, was dazu beitragen kann, die Plagen des Krieges zu mildern und das Eigenthum zu schonen und zu erhalten, um allein auf die Häupter Derjenigen, die sich gegen unsere Freiheit verschworen haben, all das Unglück zu bringen, welches im Kriege unvermeidlich ist; daß sie zum Voraus schon

alle die Fremden in ihren Schooß aufnimmt, welche die Partei ihrer Feinde verlassen, sich unter ihre Fahnen versammeln, und alle ihre Kräfte der Vertheidigung der Freiheit widmen wollen; daß sie sogar durch alle nur möglichen Mittel, die in ihrer Gewalt stehen, die Niederlassung dieser Fremden in Frankreich befördern wird; — nachdem die Nationalversammlung über den förmlichen Vorschlag des Königs sich berathschlagt und die Sache für dringend erklärt hat, so beschließt sie den Krieg gegen den König von Ungarn und Böhmen."

Dieser Beschluß wurde des Nachts um zehn Uhr dem Könige überbracht, und von demselben sogleich genehmigt.

So war denn jener verhängnißvolle Krieg entschieden, der, nachdem er sich ein Vierteljahrhundert in die Länge gezogen, ganz Europa eine andere Gestalt gegeben hat. Selbst die düsternste Einbildungskraft und Zaghaftigkeit hätte sich niemals einen kleinen Theil des Unheils träumen lassen, das er hervorgebracht, so wenig als die verwegenste feurigste Hoffnung jenen Gipfel von Macht, auf dem Frankreich eine Zeitlang schwindelnd stand.

In ganz Frankreich empfing man diese Neuigkeit mit ausgelassener Freude. Der Krieg gab dem schon so trunkenen Volk einen neuen Stoß. Von allen Seiten kamen glückwünschende Adressen ein; man warb Soldaten und reihete Freiwillige ein, machte pa-

triotische Geschenke und schmiedete Piken, und die Nation schien sich zu erholen, um Europa zu erwarten, oder dasselbe zu überschwemmen. Die Aristokraten und absoluten Royalisten, sowohl in Frankreich als außerhalb, athmeten gleichfalls nur Krieg, von dem sie jetzt allein noch die Rückkehr zum alten Zustand der Dinge hofften. Sie erwarteten Wunder von der Mannszucht und Taktik der deutschen Truppen, besonders der Preußen. Indessen sandte man doch einen geheimen Emissär an die auswärtigen Mächte, um diese zu vermögen, daß die Ausgewanderten nicht an die Spitze ihrer Armeen gestellt würden, was aber ohne Erfolg blieb. Die Constitutionellen sahen im Krieg neue Siege und Triumphe für Lafayette, den sie den Helden zweier Welten nannten, und hofften, daß alle über die Feinde errungenen Siege ebensoviel Triumphe über die Jakobiner seyn würden. — Condorcet erhielt nun den Auftrag von der Versammlung, die Gründe des französischen Volkes zu einer Kriegserklärung auseinanderzusetzen, dessen er sich folgendermaßen sehr energisch entledigte:

Auseinandersetzung der Gründe, welche die Nationalversammlung bewogen haben, dem Antrage des Königes auf eine Kriegserklärung gegen den König von Ungarn und Böhmen beizustimmen, von Condorcet.

(Sitzung vom 20sten April 1792.)

„Die Nationalversammlung, durch die unabweisliche Nothwendigkeit gezwungen, zu dem Kriege ihre

Zustimmung zu geben, weiß wohl, daß sie beschuldigt werden wird, denselben freiwillig veranlaßt oder beschleunigt zu haben."

„Sie weiß, daß die hinterlistigen Ränke des Wiener Hofes keinen andern Zweck hatten, als dieser Beschuldigung einen Schein von Wahrheit zu geben, weil die fremden Mächte derselben bedürfen, um ihren Völkern den wahren Grund ihres ungerechten Angriffes gegen Frankreich zu verbergen; sie weiß, daß der Vorwurf von den inländischen Feinden der Verfassung und Gesetze in der strafwürdigen Hoffnung wiederholt werden wird, den Volksvertretern das Zutrauen ihrer Mitbürger zu rauben.

„Eine einfache Auseinandersetzung ihres Betragens ist ihre einzige Antwort, und sie wendet sich mit gleichem Vertrauen an die Fremden wie an die Franzosen, weil die Natur in die Brust eines jeden Menschen das nämliche Rechtsgefühl gelegt hat."

„Jedes Volk hat allein das Recht, sich seine Gesetze zu geben, und das unveräußerliche Recht, sie abzuändern. Dieses Recht gehört Keinem, oder es gehört Allen gleichmäßig; es bei einem Volke angreifen, heißt es bei keinem anerkennen; es mit Gewalt bei einem fremden Volke rauben wollen, heißt es auch bei dem nicht anerkennen wollen, dessen Bürger oder Oberhaupt man ist; es ist Verrath gegen sein Vaterland, eine Kriegserklärung gegen die Menschheit! Das französische Volk konnte glauben, daß

alle Fürsten diese einfachen Wahrheiten einsehen würden, und daß im achtzehnten Jahrhundert Niemand ihm die alten Grundsätze der Zwingherrschaft entgegenhalten würde: — seine Hoffnung wurde getäuscht; es hat sich ein Bund gegen seine Unabhängigkeit gebildet, und es hat nur die Wahl gehabt, seine Feinde über die Gerechtigkeit seiner Sache aufzuklären, oder sich ihnen mit den Waffen in der Hand zu widersetzen."

„Bei der Nachricht von diesem drohenden Bündnisse hat die für Erhaltung des Friedens besorgte Versammlung gefragt, welche Ursache dieser Uebereinstimmung von Mächten zu Grunde liege, die so lange einander gegenüber standen; man hat ihr geantwortet, diese Ursache sey die Erhaltung der öffentlichen Ruhe, die Sicherheit und die Ehre der Kronen, die Furcht, Ereignisse sich wiederholen zu sehen, welche einige Epochen der französischen Staatsumwälzung dargeboten hatten.

„Allein wie konnte Frankreich die allgemeine Sicherheit stören, da es den feierlichen Entschluß gefaßt hatte, keine Eroberungen machen, und die Freiheit keines Volkes angreifen zu wollen; da es bei den langen und blutigen Unruhen, welche in den Niederlanden und im Gebiete von Lüttich zwischen den Herrschern und den Unterthanen ausgebrochen waren, die strengste Neutralität beobachtet hatte?

„Aller-

„Allerdings hat die französische Nation laut erklärt, daß die oberste Gewalt im Staate nur dem Volke gebühre, welches in der Ausübung seines Willens durch die Rechte der künftigen Geschlechter gebunden ist, und daher keine unwiederruflichen Rechte ertheilen kann; allerdings hat sie laut anerkannt, daß kein Gebrauch, kein Gesetz, keine Zustimmung, kein Vertrag, eine Gesellschaft einer Gewalt unterwerfen könne, die sie nicht wieder zurückzunehmen berechtigt wäre: allein welchen Begriff haben denn die Fürsten von der Rechtmäßigkeit ihrer Gewalt, oder von der Gerechtigkeit, mit der sie sie ausüben, wenn sie die Erklärung dieser Grundsätze als einen Angriff auf die Ruhe ihrer Staaten betrachten?"

„Werden sie sagen, diese Ruhe könne durch die Reden oder die Schriften einiger Franzosen gestört werden? Das hieße mit gewaffneter Hand ein Gesetz gegen die Preßfreiheit verlangen, das hieße den Fortschritten der Vernunft den Krieg erklären: und wenn man weiß, daß die französische Nation überall unbestraft beleidigt worden ist, daß die Pressen der Nachbarstaaten uns unausgesetzt mit Schriften überschwemmt haben, welche zum Verrathe und zum Aufruhr verleiten sollten, wenn man sich an die Zeichen von Billigung und Schutz erinnert, die den Verfassern solcher Schriften gegeben wurden, — wird man dann glauben können, daß ein aufrichtiger Wunsch

nach Frieden, und nicht ein Haß gegen die Freiheit dieſe heuchleriſchen Vorwürfe erzeugt habe?"

„Man hat von den Verſuchen der Franzoſen geſprochen, die benachbarten Völker zur Zerbrechung ihrer Feſſeln, zur Zurücknahme ihrer Rechte zu bewegen. — Allein die Miniſter, welche dieſen Vorwurf wiederholt haben, ohne eine einzige Thatſache anführen zu können, wußten ſelbſt recht gut, wie ſehr er aus der Luft gegriffen ſey; und ſelbſt wenn dieſe Verſuche wirklich gemacht worden wären, ſo hätten die Mächte, welche die Zuſammenrottung unſerer Ausgewanderten geduldet, welche ihnen Unterſtützung bewilligt haben, welche ſie öffentlich bei ihren Berathungen zuließen, welche ſich nicht ſchämten, die Franzoſen zum Bürgerkriege aufzureitzen, das Recht verloren, ſich zu beklagen. Oder man müßte behaupten, daß es erlaubt ſey, Sclaverei —, ſtrafwürdig aber, die Freiheit zu verbreiten; — daß alles gegen die Völker unternommen werden dürfe, daß nur die Könige Recht haben. Nie hatte der Stolz des Thrones der Majeſtät der Nationen mit mehr Frechheit Hohn geſprochen."

„Das franzöſiſche Volk hat durch den Gebrauch ſeines Rechtes, die Form ſeiner Verfaſſung nach Gutdünken zu beſtimmen, weder die Sicherheit noch die Ehre der fremden Kronen gefährden können. Rechnen denn die fremden Staatsoberhäupter es unter ihre Vorrechte, die franzöſiſche Nation zwingen zu

dürfen, ihrem Könige eine eben so große Gewalt einzuräumen, als sie selbst besitzen? Wollen sie, weil sie Unterthanen haben, hindern, daß es sonstwo freie Menschen gebe? Und sollten sie nicht einsehen, daß, wenn sie sich Alles erlauben für das, was sie die Sicherheit der Kronen nennen, sie eben dadurch Alles für rechtmäßig erklären, was ein Volk für die Freiheit der andern Völker thun könnte?"

„Wenn Verbrechen, wenn Gewaltthaten einige Perioden der französischen Staatsveränderung begleitet haben, so hatten allein die mit dem National-Willen Beauftragten das Recht, dieselben zu bestrafen, oder in ewige Vergessenheit zu begraben. Jeder Bürger, jeder Beamte, sey sein Titel welcher er wolle, hat nur von den Gesetzen seines Landes Recht zu fordern und kann es nur von ihnen erwarten. Die fremden Mächte aber können, so lange ihre Unterthanen nicht unter den Ereignissen gelitten haben, keinen gerechten Grund haben, sich zu beklagen, oder feindliche Maßregeln zu ergreifen, um dergleichen künftig zu verhindern. Verwandtschaft, persönliche Verbindungen der Könige sind ohne Bedeutung für die Völker; unterworfen oder frei haben sie Alle gemeinschaftliche Vortheile mit einander; die Natur hat ihr Glück in dem Frieden, in gegenseitigem brüderlichem Verkehr und Unterstützung gegründet; sie würde vor Unwillen erröthen, wenn man die Neigungen oder den Stolz weniger Einzelnen mit dem Schicksale von

zwanzig Millionen in die Wagschale legen wollte. Sind wir denn verurtheilt, die freiwillige Sclaverei der Völker, die Altäre dieser falschen Erdengötter mit Menschenopfern umgeben zu sehen?"

„Mit Einem Worte, diese vorgeblichen Gründe zu einem Bunde gegen Frankreich waren nur neue Beleidigungen gegen seine Unabhängigkeit. Es hatte das Recht, zu verlangen, daß beleidigende Zurüstungen aufgegeben würden, und die Weigerung als eine Kriegserklärung anzusehen: dieses waren die Grundsätze, nach denen die Versammlung ihr Verfahren leitete. Sie hat fortwährend den Frieden gewünscht, allein sie hat einen Krieg einem für die Freiheit gefährlichen Zögern vorziehen müssen; sie hat sich nicht verhehlen können, daß Aenderungen in der Verfassung, daß die Verletzung der Gleichheit, welche ihre Grundlage bildet, der einzige Zweck der Feinde Frankreichs sey; daß sie es deßhalb bestrafen wollen, weil es die allen Menschen gemeinschaftlichen Rechte anerkannt hat; und dann hat sie den von allen Franzosen wiederholten Eid geleistet, lieber umzukommen, als den mindesten Eingriff in die Freiheit der Bürger, in die Herrschaft des Volkes, oder vollends in die Gleichheit zu gestatten, ohne die es für die bürgerliche Gesellschaft weder Gerechtigkeit noch Glück gibt!"

„Kann man den Franzosen vorwerfen, die Rechte anderer Völker nicht genugsam geachtet zu haben,

weil sie den deutschen im Elsaß begüterten Fürsten, und dem Papste nur Geldentschädigungen boten?"

„Verträge hatten die Oberherrschaft Frankreichs über das Elsaß anerkannt, und sie wurde seit einem Jahrhunderte unbestritten ausgeübt. Die durch diese Verträge geheiligten Rechte waren bloße Privilegien; der Sinn dieser Bestätigung war also der, daß die Besitzer der Lehen im Elsaße diese Vorrechte behalten würden, so lange die allgemeinen Gesetze Frankreichs die verschiedenen Formen des Lehenswesens dulden würden. Diese Bestätigung hieß weiter, daß, wenn alle solche Lehenrechte in Ein gemeinschaftliches Grab sinken würden, die Nation den Besitzern eine Entschädigung schuldig sey für die wirklichen damit verbundenen Rechte; denn darauf beschränkt sich alles, was ein Eigenthümer fordern kann, wenn er sich dem Gesetze gegenüber im Widerspruche mit dem allgemeinen Besten befindet. Die Bewohner des Elsaßes sind Franzosen, und die Nation könnte, ohne sich zu beschimpfen, nicht dulden, daß ihnen nur das mindeste Recht von denen abgehe, welche allen Franzosen gebühren. Man sagt vielleicht, man hätte, um diese fremden Fürsten zu entschädigen, ihnen ein Stück Gebiet abtreten können? Nein, ein freies und großmüthiges Volk verkauft keine Menschen: es verdammt die, welche es einmal zum Genusse an der Freiheit zu-

gelassen hat, nachher nicht wieder zur Sclaverei, zur Unterwerfung.“

„Die Einwohner des Comitats konnten sich eine Verfassung nach ihrer Willkühr geben: sie konnten sich für unabhängig erklären; sie haben vorgezogen, Franzosen zu werden, und Frankreich wird sie nun nicht verlassen, nachdem es sie angenommen hat. Und auch wenn es den Wunsch derselben abgeschlagen hätte, so hätte es doch ihren Unterdrückern nicht erlauben können, in das ganz von ihm eingeschlossene Gebiet über das Land der Freiheit zu ziehen, um sie zu bestrafen, weil sie gewagt hatten, sich frei zu machen, und ihre Rechte zurückzufordern. Das, was der Papst aus dem Lande bezog, war die Bezahlung für seine Regierung: das Volk nahm ihm die Regierung, und die von Frankreich vorgeschlagene Entschädigung war somit nicht einmal im strengen Rechte gegründet.“

„So verlangt man also auch hier wieder Verletzungen des natürlichen Rechtes im Namen des Papstes und der Fürsten im Elsaße. So soll auch hier wegen der Ansprüche einiger Wenigen Blut fließen. Und wenn die Minister des Hauses Oesterreich dem Menschenverstande im Namen der Vorurtheile, oder den Völkern im Namen der Könige den Krieg hätten erklären wollen, sie hätten keine andere Sprache führen können.“

„Man hat behauptet, der Wunsch des französischen

Volkes nach der Aufrechthaltung seiner Gleichheit und seiner Unabhängigkeit sey der einer Faction. — Allein das französische Volk hat eine Verfassung; diese Verfassung ist von der Mehrheit der Bürger angenommen worden; sie kann nur durch den Wunsch des Volkes geändert werden, und nach Formen, die sie selbst vorschreibt. So lange sie besteht, haben nur die durch sie bestimmten Gewalten das Recht, den Volkswillen auszusprechen, und durch diese ist dieser Willen den fremden Mächten mitgetheilt worden. Der König hat sich auf Einladung der Nationalversammlung und in Erfüllung des ihm von der Verfassung gegebenen Amtes über den den Ausgewanderten gewährten Schutz beklagt: er hat vergebens verlangt, daß ihnen derselbe entzogen werde; er hat die Erklärung über das gegen Frankreich geschlossene Bündniß verlangt; er hat verlangt, daß es aufgelöst werden soll; und man muß sich billig wundern, den feierlichen, von seinen gesetzlichen Stellvertretern ausgedrückten Wunsch des Volkes das Geschrei einiger Verschwörer nennen zu hören. Welche eben so gute Rechtsgründe können denn jene Könige für sich anführen, welche ihre verirrten Völker zwingen, gegen ihren Vortheil zu kämpfen, sich zu waffnen gegen Rechte, die auch die ihrigen sind, unter den Trümmern der französischen Verfassung alle Keime ihres eigenen Glückes und die Hoffnungen des menschlichen Geschlechtes zu ersticken?"

„Und was soll eine Faction heißen, die sich für die allgemeine Freiheit des menschlichen Geschlechts verschworen hat? Die ganze Menschheit ist es, welche sclavische Minister mit diesem Namen beschimpft haben!“

„Allein, sagen sie, der König ist nicht frei. — Heißt das unfrei seyn, wenn man den Gesetzen des Landes gehorcht? Die Freiheit, sich denselben zu entziehen, sie zu hindern, eine fremde Gewalt ihnen entgegen zu setzen, wäre kein Recht, sondern ein Verbrechen!“

„Wenn daher die Nationalversammlung alle diese hinterlistigen Anmuthungen abgewiesen, dieses unanständige Geschrei verachtet hat, so hat sie sich als eben so große Freundin des Friedens, denn als bestimmte Vertheidigerin der Volksrechte bewiesen. Die Fortsetzung einer feindseligen Duldung der Ausgewanderten, der offene Bruch der Versprechen, ihre Zusammenrottungen aufzulösen, die Weigerung, einem offenbaren Angriffsbündnisse zu entsagen, die beleidigenden Gründe dieser Weigerung, welche den Wunsch aussprachen, die französische Verfassung zu vernichten, waren hinreichende Gründe zu Feindseligkeiten, die immer nur Vertheidigung sind. Denn das ist kein Angriff, wenn man dem Feinde nicht gestattet, durch lange Vorbereitungen unsere Kräfte zu erschöpfen, alle Arten von Fallen zu legen, alle seine Streitkräfte zu sammeln, seine bestehenden Bündnisse en-

ger zu knüpfen und neue zu suchen, heimliche Einverständnisse in unserer Mitte zu unterhalten, in unseren Provinzen Verschwörungen und Aufruhr zu veranlassen. Verdient man den Namen des Angreifers, wenn man, durch einen ungerechten und drohenden Feind gereizt, ihm den Vortheil nicht läßt, den ersten Streich zu führen? Die Versammlung war weit entfernt, den Krieg zu veranlassen, sie hat alles gethan, um ihm zu vermeiden. Indem sie neue Erklärung über unzweifelhafte Absichten verlangte, hat sie erklärt, daß sie nur ungerne die Hoffnung auf eine Rückkehr zu den Gesinnungen der Gerechtigkeit aufgebe, und daß, wenn auch der Stolz der Könige verschwenderisch mit dem Blute ihrer Unterthanen umgehe, die Menschlichkeit einer Versammlung von Vertretern eines freien Volkes selbst mit dem Blute ihrer Feinde geize. Nicht achtend aller Beleidigungen, aller Verletzung gegebener Versprechungen, der Treulosigkeit, womit neuerdings die gegen Frankreich gemachten Umtriebe verheimlicht worden sind, hätte sie den Frieden noch angenommen, wenn der ihr gebotene mit der Aufrechthaltung der Verfassung, mit der Unabhängigkeit des Volkes und mit der Sicherheit des Staates vereinbar gewesen wäre."

„Allein der Schleier, welcher die Absichten unserer Feinde verdeckte, ist endlich zerrissen! Mitbürger, wer von euch könnte solche schimpfliche Bedingungen

unterschreiben? Lehenssclaverei und eine erniedrigende Ungleichheit, Staatsbankbruch und schwere, von euch allein getragene Abgaben; Zehnten und Inquisition, Rückgabe der von euch auf öffentliche Treue und Glauben hin erkauften Besitzungen; Wiedereinsetzung des Wildes in das Recht, eure Felder zu verwüsten: Verschwendung eures Blutes für die ehrgeizigen Absichten eines feindlichen Hofes, — das sind die Bedingungen des schändlichen Vertrags zwischen dem Könige von Ungarn und den treulosen Franzosen. Das ist der Frieden, der euch geboten wird. Nein! ihr werdet ihn nie annehmen. Die Feigen sind in Coblenz, und Frankreich schließt jetzt nur der Freiheit würdige Männer in sich."

„Dieser König kündigt in seinem und seiner Verbündeten Namen den Plan an, das französische Volk zur Aufgebung seiner Rechte zu nöthigen; er giebt zu verstehen, daß er ihm Opfer auflegen werde, zu denen es nur Furcht vor gänzlicher Vernichtung bewegen könnte. Es wird sich nicht unterwerfen! Dieser beleidigende Stolz schreckt es nicht, sondern erregt seinen Muth. Es bedarf Zeit, um die Sclaven der Zwingherrschaft abzurichten; wenn es aber die Unterdrückung der Zwingherrschaft gilt, so ist jeder Mann ein Krieger. Das Gold wird aus seinen Höhlen hervorgehen, wenn das Vaterland in Gefahr ist. Jene Ehrgeizigen und Niederträchtigen, jene Sclaven der Verderbniß und der Intrigue, jene feigen Verläumder des Volkes,

mit deren schmählicher Hülfe unsere Feinde sich schmeichelten, werden den Beistand der verblendeten oder schwachen Bürger, welche sie durch ihre Heuchelei täuschten, verlieren, und ganz Frankreich wird dem Feinde nur Einen Willen darbieten, nämlich den, zu siegen oder mit der Verfassung und den Gesetzen unterzugehen!"

Den von den Galeeren befreiten Schweizern des Regiments Chateauvieux wird ein Fest gegeben.

Die wegen des Aufstandes zu Nancy zu den Galeeren verurtheilten und durch die Nationalversammlung wieder befreiten Schweizersoldaten hatte man nach Paris kommen lassen, wo die Jakobiner Alles in Bewegung setzten, um diesen „Schlachtopfern des Despotismus", wie sie dieselben nannten, eine recht glänzende Genugthuung, und dem Volke zugleich wieder ein neues Schauspiel zu geben, geeignet, seinen Enthusiasmus fortwährend zu unterhalten, und bestimmt, es durch Saturnalien zu begeistern. Ein solches Fest mußte natürlich dazu beitragen, dem Volke auf's neue eine Abneigung gegen den Hof beizubringen, obgleich diese Soldaten durch ihre eigenen Schweizer-Kriegsgerichte verurtheilt worden waren. Robespierre suchte

freudig diese Gelegenheit zu ergreifen, um seine Nebenbuhler in der Popularität zu demüthigen. Er konnte es ihnen nicht vergeben, daß sie gegen den abscheulichen Marat, der gesagt hatte, man müsse Lafayette erdrosseln *), einen Verhaftsbefehl von der Nationalversammlung erlangt hatten.

Der Schauspieler Collot d'Herbois führte diese Soldaten bei ihrer Ankunft zu Paris an, welche bald darauf vor den Schranken der Nationalversammlung erschienen, wo ihnen auf den Vorschlag des Abgeordneten Couthon die Ehre, sich zu setzen, unter dem wüthendsten Beifalle der Gallerien, mit einer Mehrheit von sechszehn Stimmen (zweihundert Mitglieder waren abwesend) zugestanden wurde. — Nun traten die Schweizer, vierzig an der Zahl, in der Uniform der französischen Nationalgarde, neu gekleidet, Collot d'Herbois an ihrer Spitze, in den Saal. Letzterer hielt in ihrem Namen eine Anrede an die Versammlung. Hierauf schwuren die Schweizer der Nation Treue, und nahmen von der ihnen zugestandenen Ehre Besitz. Es erschien nun eine Menge Volkes, eine starke Abtheilung der Nationalgarde an ihrer Spitze, und defilirte in den Ver-

---

*) Ludwig XVI. hatte bei dieser Gelegenheit gesagt: „Marat hat Unrecht; hätte er statt Lafayette mich und meine Familie angegriffen, und gesagt, man solle uns erwürgen, so hätte man ihn in Ruhe gelassen.

sammlungssaal. Gauchon, ihr Anführer, trug eine Freiheitsmütze, mit Lorbeerkränzen umwunden, auf einer Stange. Unter dem Ausrufe: „Es lebe die Nation! es lebe die Nationalversammlung! es lebe Chateauvieux!“ und unter dem Gesange des beliebten: „Ça ira, ça ira“ etc., marschirten sie ab, nachdem sie der Präsident wegen ihres Patriotismus gelobt hatte. Von da begab sich der ganze Zug in den Jakobinerclubb, wo sie mit dem lärmendsten Ungestümm empfangen wurden, und Collot d'Herbois den Schweizern abermals eine Lobrede hielt. Der damalige Präsident Vergniaud antwortete, sich an die Soldaten wendend: „Ihr Unglücklichen seyd der Nation immer heilig und theuer. Ihr habt Schande und Elend ertragen, weil ihr euch nicht zu Werkzeugen der Tyrannei gebrauchen und herabwürdigen ließet, und das Volk geehrt und beschützt habt. Dieses unter dem Despotismus so schwer verpönte Verbrechen dient euch bei der Nation zur höchsten Ehre, und ist der Glanz eurer Tugend, welchen Verräther vernichten wollten. Wie viel habt ihr nicht vor uns voraus! Ihr seyd die Märtyrer der Constitution, die wir nur zu vertheidigen geschworen haben.“ — Auch Robespierre hielt eine Rede, in welcher er die besondern Verdienste dieser Soldaten außerordentlich heraushob, welche Rede auf Kosten des Clubbs gedruckt wurde. — Nun wurden die Zurüstungen zu dem großen

Feste gemacht, gegen das sich indessen mehrere Behörden erklärten, und von welchem um so mehr neue Unordnungen zu befürchten standen, da man wußte, daß der General Jourdan, der Kopfabhauer, mit seinen Anhängern in Paris angekommen war. Pethion versprach, daß Alles ruhig ablaufen solle, und das Fest fand den 15. April Statt, entsprach aber den Hoffnungen nicht ganz, welche sich die Jakobiner von demselben gemacht hatten. Viele Einwohner von Paris verschlossen ihre Thüren und ihre Fenster. Auch die Thore und der Garten der Tuillerien blieben verschlossen, da der Hof den ganzen Tag in Angst war, und befürchtete, dieser tumultuarische Zug möchte sich nach dem Schlosse begeben; da sich aber die Nationalgarde ziemlich kalt zeigte, so schien ein solches Vorhaben den Jakobinern für diesmal nicht ausführbar.

Mallet dü Pan berichtet von dieser Begebenheit:

„Das den vierzig Soldaten des Regiments Chateauvieux bestimmte Triumphfest hatte ganz den Charakter eines Pöbelfestes. Man sah zwar einen Triumphwagen, aber keinen Sieger. Zwanzig Pferde zogen diesen schweren Wagen, auf welchem sich das auf Pappendeckel gemalte Bild der Freiheit befand, welches während des Zuges hin und her schwankte. Man sah allegorische Bilder, Fahnen, Inschriften und Särge. Das ziemlich zahlreiche Gefolge spazierte

aus der Vorstadt St. Antoine nach der Bastille und von der Bastille nach dem Marsfelde. Das ganze Fest erweckte nicht einmal die Neugierde, noch weniger machte es Eindruck. Das Publikum nahm gar keinen Theil daran. Ueberall, wo diese traurige Procession durchzog, die sich Mühe gab, fröhlich zu scheinen, hörte man von Zeit zu Zeit die Ausrufe: „Hoch lebe die Nation! Hoch lebe die Freiheit! Hoch leben die Sansculotten!“ Ausrufe, die nur selten von den Zuschauern wiederholt wurden. Auf dem Altare des Vaterlandes in dem Marsfelde wurde Weihrauch oder stinkendes Fett in Kohlenpfannen verbrannt. Das Marsfeld selbst war beinahe ganz leer; so habe ich es wenigstens um halb sieben Uhr des Abends gefunden. Die Musik war schlecht; sie spielte falsch das Liedchen: „Ça ira,“ und andere patriotische Gesänge. Schlechte Verse von Chenier wurden ebenfalls theils vorgelesen, theils gesungen. Man tanzte um den Altar herum, schrie und nahm mehrere andere Ceremonien vor. Die Herren Pethion, Manuel, Robespierre, Danton und Andere haben den Zug mit ihrer Gegenwart beehrt. Auf dem Plaze Ludwigs XV. hatte man der Bildsäule dieses Monarchen eine rothe Müze aufgesezt und einen dreifarbigen Schleier umgehängt. Herr Collot d'Herbois nebst seinen Clienten, Herr de St. Hürüge, einige Amazonen, Soldaten und eine

große Anzahl von Liebhabern solcher Feierlichkeiten machten die vorzüglichste Pracht dieses Festes aus. Alles ging ruhig und ohne Unordnung vorüber."

Dagegen lautete der Bericht des Maire Pethion:

„Niemals hat es noch ein schöneres, ein rührenderes Schauspiel gegeben. Das Gefühl der Freiheit zeigte sich in seiner ganzen Kraft. Eine bewundernswürdige Ordnung herrschte während des ganzen Zuges. Die Staatsbürger wurden mit Kornähren in Ordnung und in Reihen gehalten. Diese Kornähren ersetzten auf eine artige Weise die Bajonette, und hatten weit mehr Macht, als die Waffen der Despoten. Fröhlichkeit und Lustigkeit zeigten sich überall. Das Volk erschien groß und stolz auf das unbegränzte Zutrauen, welches man ihm schenkte. Es schien es sich zur Ehre zu rechnen, sich desselben würdig zu zeigen. Der Anblick des Marsfeldes war prächtig. Es war mit einer unzählbaren Menge bedeckt, welche sich ohne Zwang allen Vergnügungen der Unschuld, jenen Ergießungen der Seele und jener reinen Freude überließ, die durch keine Gewissensbisse getrübt wird. Niemand war betrunken, Niemand wurde geschlagen, und dieses erste Beispiel eines Festes, bei welchem das Volk ganz sich selbst anvertraut wurde, war in der That erhaben. Ich sagte damals zu mir selbst: Frankreich ist gerettet! — und ich sah es als den ausgezeichnetsten Dienst an, den ich jemals meinem Va-

Vaterlande geleistet, daß ich Alles angewendet hatte, um dieses Fest zu Stande zu bringen."

Auch Robespierre hielt diesem Feste eine prächtige Apologie im Jakobinerclubb, und sagte unter Anderm:

„So wie die Triumphe der Feinde der Freiheit ewig seyn werden, so muß auch der einzige Triumph ewig seyn, den das Volk erlangt hat. Vor der Revolution kannten wir keine andern Feste, als solche, die dem Despotismus und der Ungerechtigkeit geheiligt waren, — Feste, welche traurige Denkmäler des Elends waren, in dem sich das Volk befand. Seit der Revolution hat der Patriotismus noch nicht Einen Tag gehabt, der mit dem fünfzehnten April verglichen werden könnte; nur Ein Tag kann einigermaßen mit diesem wetteifern, nämlich der Tag, an welchem der König gefangen zu Paris einzog. Nach diesem Tage war der Tag des Bundesfestes am glänzendsten; doch wurde derselbe durch die Gegenwart des Lafayette und des Hofes herabgewürdigt. Aber der fünfzehnte April war rein und unbefleckt. Es war der Tag, an welchem die Unschuld über das Laster und über die Verläumdung den Sieg davontrug, — an welchem die Freiheit über den Despotismus, Armuth und Dürftigkeit über Stolz und Aristokratismus, und das Volk über alle seine Unterdrücker siegte. Es war der Tag, an welchem das Volk über den kühnsten Angriff seiner Feinde,

über Treulosigkeit und Cabalen und über alle die Kunstgriffe siegte, die man anwendete, um hunderttausend versammelte Staatsbürger in ihrer Eintracht zu stören. Es war der Tag, welcher alle Betrügereien vernichtete, die von den Feinden der Gerechtigkeit und Freiheit seit dem ersten Anfange der Revolution angewendet worden sind, um das Volk herabzuwürdigen und in Ketten zu schmieden. An diesem Tage ist der ganzen Welt zum Drittenmale auf eine in die Augen fallende Weise bewiesen worden, daß das Volk allein billig, groß und gemäßigt ist."

Erste Kriegsthaten der Franzosen.

Diese waren eben nicht sehr glänzend, und entsprachen gar nicht den Erwartungen, die man sich in ganz Frankreich davon gemacht hatte, obgleich in den österreichischen Staaten, und hauptsächlich in Belgien, die französische Kriegserklärung große Bestürzung hervorgebracht hatte. Man beeilte sich möglichst, um einem Einfalle der Franzosen in den Niederlanden Widerstand leisten zu können.

In Paris erwartete man mit Ungeduld das Resultat der durch Dumouriez vorbereiteten Expedition nach Brabant, dem man noch kurz vorher nach vielen Debatten sechs Millionen Livres zu geheimen Ausgaben bewilligt hatte.

Bei Eröffnung dieses Feldzuges konnte man fast nur auf die regelmäßigen Truppen zählen, da die andern noch gar nicht organisirt waren. Die Anordnungen waren folgendermaßen getroffen: Die weitläufigen Gränzen von Dünkirchen bis Hüningen waren in vier große Ober-Commando's abgetheilt. Auf der linken Seite von Dünkirchen bis Philippeville stand die Nordarmee, ungefähr 40,000 Mann und 8000 Pferde stark, unter dem Oberbefehl des Marschalls Rochambeau. Die Armee des Centrums, 45,000 Mann und 7000 Pferde stark, commandirte Lafayette; sie dehnte sich von Philippeville bis auf die Linien von Weißemburg aus. Das Commando der Rheinarmee, 35,000 Mann und 8000 Pferde stark, war dem Marschall Luckner übertragen; sie hatte die Linien von Weißemburg bis Basel zu besetzen. Die Gränzen von den Alpen und Pyrenäen waren dem General Montesquiou anvertraut, dessen Armee zwar nicht sehr beträchtlich war; indessen waren diese Theile Frankreichs noch nicht bedroht, obgleich man vor Kurzem Streitigkeiten mit der spanischen Regierung und dem Turiner Hofe gehabt hatte.

Rochambeau, der mißmuthig und kränklich war, wollte, daß man sich blos auf den Vertheidigungsstand beschränken und die Gränzen bewachen sollte. Aber Dumouriez, der, obgleich Minister der auswärtigen Angelegenheiten, dennoch die Kriegsoperationen

leitete, wollte im Gegentheil, daß man gleich angriffsweise zu Werke gehen sollte, um den Vortheil zu haben, zuerst bereit zu seyn, wie man es mit der Kriegserklärung gehalten hatte. Diesen Plan sollte Lafayette ausführen, von dem man überzeugt war, daß er seinem Vaterlande redlich und tapfer dienen werde. Man sollte zuerst in Belgien einfallen, weil man hoffte, daß bei der Ankunft der Franzosen die dortigen Patrioten den Angriff unterstützen, das kaum beruhigte Land sich neuerdings erheben und hierin ein Mittel zu seiner Befreiung suchen werde; dann würden die Worte der Nationalversammlung: „Schickt ihr uns Krieg, so senden wir euch dafür die Freiheit," in Erfüllung gehen. Dumouriez hoffte hierdurch sein liebstes Project, Frankreich auf seine natürlichen Gränzen zu bringen, ausführen zu können. Die Constitutionellen wollten, daß Lafayette den Oberbefehl über das Ganze erhalten sollte, wogegen sich aber Dumouriez unter dem Vorwande, daß man einem Generale nicht das Commando einer Armee geben könne, wo ein Marschall anwesend sey, so wie, daß er auch den Jakobinern verdächtig sey, setzte. Indessen trug man ihm doch die Hauptausführung des Unternehmens auf, zu dem er allerdings besser als Rochambeau geeignet war. So veranstaltete man nun einen dreifachen Einfall in das Gebiet der österreichischen Niederlande. Die beiden Generale Dillon und Biron, welche in Flandern unter Rochambeau com-

mandirten, erhielten Befehl, der Eine mit 4000 Mann von Lille auf Tournai, und der Andere mit 10,000 von Valenciennes nach Mons zu marschiren. Zu gleicher Zeit verließ Lafayette mit einem Theile seiner Armee Metz, um in forcirten Märschen über Stenai, Sedan, Mezières und Givet gegen Namur zu marschiren. Kaum war Dillon den 28. April über die Gränze gegangen, als sich seiner Truppen bei dem Anblicke der Oesterreicher ein panischer Schrecken bemächtigte. Beim ersten Zusammentreffen ergriffen sie, unter dem Geschrei: „Verrath! rette sich, wer kann!" die Flucht, und eilten in der größten Unordnung nach Lille, wo Dillon, den man, ohne Beweise zu haben, beschuldigte, an die Oesterreicher verkauft zu seyn, nebst seinen Adjutanten von den aufgebrachten Einwohnern und Soldaten ermordet wurde. Die todten Körper zerriß man in Stücke und warf sie in ein auf dem Marktplatze angezündetes Feuer, um welches man herumtanzte. — Biron war es mit seiner Unternehmung nicht besser ergangen; er hatte sich zwar Quievrains bemächtigt, aber als er einige feindliche Abtheilungen bei Mons fand, so riefen plötzlich zwei Dragonerregimenter: „Verrath! Verrath!" wandten um, und rissen das ganze Corps in unordentlicher Flucht mit sich fort. Das Lager, Bagage und vieles Kriegsgeräthe fiel den Oesterreichern in die Hände. — Diese schimpflichen Begebenheiten schrieb

man zum Theil dem Mißtrauen der Truppen in ihre Generale, zum Theil der Furcht, weil sie noch nie im Feuer gestanden, oder Uebelwollenden zu, die von gewissen Parteien in den Regimentern untergebracht worden seyen, um über Verrätherei zu schreien, und so die Truppen in Unordnung und zur Flucht zu bringen.

Als Lafayette, nach einem Marsche von 50 Meilen (lieues), den er in einigen Tagen mit der größten Anstrengung und bei den schlechtesten Wegen zurückgelegt hatte, zu Bouvines angekommen war, erfuhr er die unglücklichen Vorfälle von Valenciennes und Lille. Er hielt es nun, da hierdurch der ganze Plan verfehlt war, für rathsam, Halt zu machen, und daher ergriff die Armee wieder die Defensive. Rochambeau nahm seine Entlassung, indem er sich äußerte, er wolle nicht länger ein blindes Werkzeug der Launen der Minister seyn. Die Gränze wurde jetzt nur noch in zwei General-Commando's getheilt, wovon das Eine sich von der See bis Longwy ausbreitete und Lafayette ertheilt, — und das Andere, von der Mosel bis zum Jura, Luckner'n anvertraut wurde. Lafayette gab den linken Flügel seiner Armee unter den Befehl des Generals Arthur Dillon, und stieß mit dem rechten an Luckner, der Biron zu seinem Lieutenant am Rhein hatte. In dieser Stellung erwartete man die Verbündeten.

Die Generale Custine und Terrière waren während dieser Zeit in das Bisthum Basel eingefallen, und hatten sich ohne Widerstand der Stadt Bruntrut bemächtigt.

Als die Nachrichten von den gehabten Unfällen zu Paris ankamen, machten sie daselbst ein gewaltiges Aufsehen, und da die beiden Vorfälle von dem Corps des Theobald Dillon und dem des Biron einander so ähnlich waren, als wenn man sie verabredet gehabt hätte, so war es natürlich, daß man dem Verdachte irgend einer Verrätherei Raum gab. Alle Parteien klagten sich gegenseitig deshalb an. Die Jakobiner behaupteten, der Hof habe die Nation verrathen, indem er Contrerevolutionäre unter die Regimenter vertheilt habe, welche: „Rette sich, wer kann!" gerufen hätten. Auch schien die schlecht verborgene Freude der Royalisten, welche die Hoffnung äußerten, nun bald die Verbündeten mit den Ausgewanderten zu Paris, und mit ihnen die alte Ordnung der Dinge wieder hergestellt zu sehen, diesen Verdacht zu bestätigen. Die Constitutionellen behaupteten, Dumouriez's unüberlegter und zu voreiliger Plan sey Schuld an dem Unglücke. Dieser schob es zum Theil auf die Feuillants und die Generale, und diese wieder auf Dumouriez zurück. Die Royalisten und der Hof behaupteten, die wenige Mannszucht der Truppen allein habe diese schimpflichen Erfolge hervorgebracht: jezt sehe man, was man mit solchen Soldaten aus-

richten könne. Die Republikaner sagten laut, man dürfe die Leitung eines Krieges nicht länger einem Monarchen anvertrauen, dessen größtes Interesse mit dem der Feinde verbunden sey. Von diesem Augenblicke an suchten sie ihn zur Niederlegung der Krone zu zwingen; sie verursachten ihm deshalb alle erdenkliche Unannehmlichkeiten, und umgaben ihn mit allen möglichen Chikanen, überzeugt, daß dies das beste Mittel sey, ihn bei seiner natürlichen Schwäche zur Verzichtung auf einen schon schwankenden und erniedrigten Thron zu bewegen. Hierdurch hofften sie zugleich die Gefahr eines blutigen Angriffs von Seiten des Volkes zu vermeiden, und ließen nun den unglücklichen Monarchen in kurzer Zeit alle Arten von Beleidigungen und Drohungen erfahren. — Lafayette beklagte sich darüber, daß er so spät die Nachricht erhalten habe, marschiren zu müssen, und die Feuillants gaben Dumouriez Schuld, daß er Lafayette und Rochambeau habe verderben wollen, daß er ihnen nicht die gehörigen Mittel zu solchen Angriffen gegeben habe, weil die Generale ihre Ernennung nicht durch ihn, sondern noch von Narbonne erhalten hätten. Der Minister las nun in der Versammlung eine Vertheidigung vor, in welcher er seinen Plan und die Gründe, welche ihn zu diesem bewogen, sehr ausführlich auseinandersetzte. Wir heben nur folgende Stelle aus derselben aus:

„Der Krieg ist am 20. April erklärt worden, in dem Zeitpunkte, da die Unterhandlungen durch den Wiener Hof auf entscheidende Weise unterbrochen wurden. Die Ehre Frankreichs forderte diese Erklärung, und ganz Frankreich hat derselben seinen Beifall gegeben. Damals hat der Staatsrath des Königs, welcher von den großen Zurüstungen des Wiener Hofes sowohl, als von dem befohlenen Marsche der Truppen unterrichtet war, den Zeitpunkt ihrer Ankunft in den Niederlanden und am Rheine berechnet, und dafür gehalten, daß er das lange Elend des Krieges vermindern könnte, wenn er dem Feinde in ganz offenen Provinzen zuvorkäme, wo die Liebe zur Freiheit uns Brüder und Freunde verschaffen konnte, wo wir, in Zeit von vierzehn Tagen, das Kriegstheater sechszig Stunden weit von unserer Gränze entfernen, wo wir, durch Wegnahme der Häfen von Ostende und Nieuport, alle Mittel vernichten konnten, die der König von Ungarn und Böhmen haben mochte, unserem Seehandel auf eine Weise zu schaden, die wir nicht zu erwiedern im Stande waren; wo wir in einem reichen Lande eine Menge klingender Münze finden konnten, welche die Geldverlegenheit, in welche uns ein blos defensiver Krieg nothwendig setzen müßte, würde vermindert haben; wo wir in diese Verlegenheit unsern Feind hätten setzen können, indem wir ihn der, von den belgischen Provinzen vor Kurzem bewilligten, Subsi-

dien würden beraubt haben; und wo wir überhaupt, gleich zu Anfange des Krieges, den Unterschied zwischen einer neuen, unerfahrnen Armee und einer Armee, die aus geübten Kriegern besteht, welche vor Kurzem mehrere Feldzüge mitgemacht haben, weniger fühlbar machen konnten. Es war also kein Augenblick zu verlieren. Die Jahrszeit war günstig; die ersten Truppen konnten leicht und schnell aus den benachbarten Besatzungen zusammen gezogen werden; die anzugreifenden Plätze waren nicht weit von unsern Gränzen entfernt; im Falle eines unglücklichen Ausgangs war der Rückzug eben so leicht als sicher; im Falle eines glücklichen Erfolgs fanden wir in den Städten, aus denen die Oesterreicher ihre Waffenplätze gemacht hatten, hinreichende Magazine, welche unsere Mittel, den Krieg zu führen, verdoppelt, und die Hülfsquellen unserer Feinde erschöpft haben würden. Der Staatsrath hat wohl eingesehen, daß es unsern Truppen an Mannszucht fehlt, welcher Mangel eine Folge des Mißtrauens der Soldaten gegen ihre Officiere ist, und daß die neuen Officiere, zum Theil sogar die Generale, noch unerfahren sind: allein er hat auf den französischen Muth gerechnet. Er hat dafür gehalten und hält noch dafür, daß dieser Muth, welcher durch den Stolz, den die wahre Freiheit einflößt, außerordentlich zugenommen hat, alle Hindernisse übersteigen müsse. Die ersten Unfälle dieses Krieges, deren genauere Umstände Ihnen

bekannt sind, stoßen diese Meinung nicht um. Es herrscht viel Unachtsamkeit in dem Dienste der Officiere, die noch unerfahren sind; es herrscht große Unordnung in der Anführung der Truppen. Es sind Verbrechen vorgefallen, und die Bestrafung wird zum Beispiele dienen. Wir müssen durch unser Unglück nicht niedergeschlagen werden, sondern aus demselben Vortheil zu ziehen suchen. Sehen wir uns genöthigt, den thätlichen Plan aufzugeben, den wir befolgen wollten und der so große Vortheile versprach, so hoffen wir, daß der methodische Plan, den wir statt des vorigen annehmen werden, nicht das Unangenehme eines bloßen Defensivplans haben, und unsere Fortschritte nur kurze Zeit aufhalten werde. Standhaftigkeit ist die vornehmste Tugend eines freien Volkes; und der erste Unfall ist der Probirstein der Vertheidiger unserer Constitution. Um Zutrauen in das, was geschehen soll, zu erhalten, muß erst das, was geschehen ist, genau bekannt werden."

Der Kriegsminister de Grave war durch den Lärmen, den diese Sache verursachte, aus aller Fassung gebracht, und nahm so schnell wie möglich seine Entlassung, indem er erklärte, mit einem Manne wie Dumouriez, den er nicht achten könne, nicht länger dienen zu wollen. Die Stelle eines Kriegsministers wurde nun de Servan, einem gedienten Officier und ehemaligen Hofmeister der Pagen, der wegen seiner Freiheitsliebe bekannt war, ertheilt.

Unterdessen hatte die österreichisch-niederländische Regierung auf die französische Kriegserklärung folgende merkwürdige Proklamation ergehen lassen:

„Maria Christina, königliche Prinzessin von Ungarn und Böhmen, u. s. w., Albrecht Kasimir, königl. Prinz von Polen und Lithauen, Herzog von Sachsen-Teschen, u. s. w., Statthalter, Gouverneur und Generalcapitän der Niederlande u. s. w.“

„Die Unruhestifter, welche seit vier Jahren das Königreich Frankreich zerrütten, haben so eben den Allerchristlichsten König dahingebracht, eine Kriegserklärung gegen Se. königl. Apostolische Majestät, unsern höchst geehrten Herrn und Neffen, zu genehmigen. Die ersten Feindseligkeiten scheinen gegen diese Provinzen gerichtet zu seyn; und die Feinde aller Ordnung sowohl, als aller gesetzmäßigen Macht, welche einen so ungerechten Angriff vorhaben, gründen ihre Hoffnung auf den Parteigeist, der sich unglücklicherweise während der letzten Unruhen verbreitet hat. Wir wollen alle unsere Sorgfalt für die Vertheidigung der Provinzen anwenden, deren Regierung uns anvertraut worden ist, indem wir uns mit Vertrauen auf den Gott der Heerschaaren verlassen, der die wunderbaren Wirkungen seiner Allmacht gern über diejenigen ausbreitet, die von einer heiligen Ehrfurcht für seine Gesetze und für die Obrigkeiten, welche er zur Regierung der mensch-

lichen Gesellschaft auf Erden verordnet hat, beseelt werden. Wir schmeicheln uns, daß zur Handhabung der innern Ruhe und Erhaltung des Eigenthums ein einmüthiger Geist alle Classen der Einwohner beleben werde, während wir einen Theil der mit Ruhm bedeckten und unter den beiden letzten Regierungen mit Sieg gekrönten Truppen Sr. königl. Maj. nach der Gränze senden, in Erwartung, daß die zwischen mehreren großen Mächten geschlossene Verbündung dem Strome der bösen Anschläge, welche Europa den Sturz drohen, einen Damm entgegenstellen werde."

„Wir sind es den getreuen Unterthanen Sr. Maj. schuldig, sie von allem zu benachrichtigen, was wir zur Erhaltung des Friedens mit Frankreich seit einem Jahre gethan haben, und ihnen die unabsehbare Reihe von Unglück vorzustellen, deren Uebel der Feind, unter dem verführerischen Schleier einer chimärischen Freiheit, auszubreiten sich vorsetzt; — einer Freiheit, die durch eine gottlose Secte von Neuerungssüchtigen, von sogenannten Philosophen, dem leichtgläubigen Volke als ein untrügliches Resultat ihrer unsinnigen Plane vorgestellt wird. Nicht gegen die Fürsten der Erde wollen sie Krieg führen, sondern gegen die Religion unserer Väter, gegen die Verfassung der menschlichen Gesellschaften, gegen das Glück und die Ruhe, welche die Früchte derselben sind. Nachdem sie ihr Vaterland durch die Folgen

ihrer ungereimten Systeme in alle Uebel der Anarchie gestürzt haben, sind sie, aus Neid über das Glück derjenigen Völker, welche noch die Wohlthaten der gesellschaftlichen Ordnung genießen, um sich zu erhalten, auf den grausamen Anschlag gefallen, diesen Völkern denselben Wahnsinn mitzutheilen, ihnen ihre Irrthümer und zugleich alle die Uebel einzuimpfen, welche jetzt Frankreich verwüsten."

„Seit einem Jahre haben sie einen Vorwand zu dem Angriffe gesucht, den sie entworfen hatten. Nachdem durch ihre Verfolgungen alle diejenigen Einwohner aus Frankreich vertrieben waren, welche der Religion des Staates sowohl, als den bis dahin durch das Grundgesetz des Reichs geheiligten Vorrechten anhingen, haben sie denselben auf der ganzen Erde die Annehmlichkeiten der Gastfreundschaft zu rauben gesucht, die sich die Menschen unter einander schuldig sind. Wir haben alle Sorgfalt angewandt, nicht den geringsten Vorwand zum Mißvergnügen zu geben. Da wir uns auf keine Weise in die innern politischen Angelegenheiten der benachbarten Staaten mischen wollten, so haben wir verhindert, daß in diesen Provinzen nichts gegen die Constitution, welche man Frankreich gegeben hatte, vorgenommen, ja sogar daß nichts dagegen geschrieben würde. Und zum Danke für unsere Aufmerksamkeit, die Gesetze der guten Nachbarschaft aufrecht zu erhalten, hat man an unsern Gränzen eine Rotte von land-

streichenden Aufrührern gesammelt, welche mit den schwärzesten Planen umgeht: auch hat man die schändlichsten Schriften gegen die Religion sowohl, als gegen das gesetzmäßige Ansehen des Souveräns, in diesen Provinzen verbreitet. Diese Schriften waren nur Bekanntmachungen von Reden, die in der Mitte autorisirter Gesellschaften gehalten worden sind, in welchen man mehr als einmal die verabscheuungswürdigsten Verbrechen zu Tugenden erhoben hat, um den strafbaren Leidenschaften derjenigen zu schmeicheln, die man einem Systeme ergeben zu machen suchte, welches in der Geschichte dieses Jahrhunderts die Schande der gegenwärtigen Generation ausmachen wird. Alle unsere Vorstellungen hierüber sind vergebens gewesen; und während wir die uns zugesandten Beschwerden über Rüstungen, die nicht vorhanden waren, und über vorgebliche, gegen Franzosen ausgeübte Beleidigungen mit der größten Aufmerksamkeit aufgenommen haben, hat man sich sehr oft Ausschweifungen gegen Unterthanen Sr. Maj. und auf deren Gebiet erlaubt. Immer haben wir auf so viele Beschwerden nichts weiter als Versprechungen von Genugthuung erhalten, wovon aber keine im Geringsten erfüllt worden ist. Als wir unserer Seits eine nothwendig gewordene Wachsamkeit auf die Emissarien richten ließen, die man sich rühmte, in das Innere unserer Provinzen gesandt zu haben, um dieselben zum Aufruhr und zu jeder Art von Unordnung zu reizen, da erhob

man über diese Maßregeln der Vorsicht ein Geschrei, als wenn ein doppeltes Verbrechen gegen die Sicherheit und Freiheit der französischen Reisenden begangen worden wäre. Dennoch aber gab man den Maßregeln Beifall, welche wir vorschrieben, um die Versammlungen der unglücklichen französischen Edelleute zu erschweren und einzuschränken, um sie in die genauesten Gränzen der einfachsten Gastfreundschaft einzuschließen, und ihnen sogar die Möglichkeit zu benehmen, sich zu bewaffnen und in militärische Corps zu bilden. Diese Maßregeln, welche Frankreich jetzt vergessen zu haben scheint, wurden den Reichsfürsten als ein Muster von Verfügungen vorgestellt, welches sie in ihren Staaten befolgen könnten, und womit die despotischen Forderungen der Wortführer der französischen Regierung befriedigt zu seyn schienen."

„Wir werden uns enthalten, alles Elend anzuführen, worunter Frankreich seufzt. Wir würden es der Zeit überlassen, die Blendwerke, welche eine Menge von trügerischen Schriftstellern durch ihre gefährlichen Schriften fortdauernd zu verbreiten sucht, in ihrer Blöße darzustellen, wenn man nicht jetzt, zu der Zeit des Angriffs, den man gegen diese Provinzen vorhat, Anstalten machte, das Gift eines verführerischen Truges, die angeblichen Vortheile der neuen franz. Verfassung betreffend, in demselben auszustreuen, um diese

Ver=

Verfassung demjenigen Theile des Volkes angenehm zu machen, bei welchem die Verführung Eingang finden möchte. Allein die unserer Regierung anvertrauten Völker müssen benachrichtigt und belehrt werden, daß Frankreich unter dem Namen der Freiheit in der schändlichsten Sclaverei aller Laster, aller Leidenschaften und unter einer Anarchie seufzt, die ohne Beispiel ist; daß weder Recht noch Eigenthum mehr vorhanden sind; daß die heilige Religion, zu welcher wir uns bekennen, daselbst offenbar mit Füßen getreten wird; daß die Altäre entweiht, ihre wahren Diener beraubt, gemißhandelt, selbst bis in die Zufluchtsörter, welche sie sich in der Fremde gewählt, verfolgt, und durch Eingedrungene, die in der Hierarchie der Kirche keinen Beruf haben, ersetzt sind; daß man die Hirten des Volks sogar der unterscheidenden Kleidung, welche sie ihren Pfarrkindern kenntlich machen mußte, beraubt; daß man in einem abscheulichen Gesetzbuche Rechte aufgestellt hat, die der gesellschaftliche Mensch nicht ausüben darf, und denen er zu seinem Glücke stillschweigend entsagt, wenn er in gebildeten Gesellschaften geboren wird; daß man bei diesen eingebildeten Rechten die wahren Rechte umwirft und verwirrt, welche unter dem Schutze der Grundgesetze des Reiches von Generation zu Generation den verehrungswürdigen Classen überliefert worden sind, denen in jeder Rücksicht die französische Gesellschaft die größte Verbindlichkeit schuldig war;

daß man an die Stelle der Sache das Wort Eigenthum gesetzt hat, indem die Eigenthümer beraubt worden sind, welche durch die Zeit, durch die Gesetze, durch einen fortdauernden, hundertmal erneuerten und von den wahren Stellvertretern der Nation aufs feierlichste anerkannten Besitz belehnt waren: und alles dieses geschieht unter dem trügerischen Anstriche einer eingebildeten Gleichheit der Rechte, welche nichtig an sich selbst ist, welche in dem Augenblicke, da sie vorhanden seyn könnte, durch jene Verschiedenheit wieder zerstört wird, deren Character der Schöpfer den Menschen von ihrer Geburt an einprägt, indem er die moralischen Fähigkeiten sehr ungleich unter ihnen vertheilt hat, deren Mißverhältniß dem Genie, der Kraft, der Geduld, dem Fleiße und der Sparsamkeit, nebst allen den Vortheilen, die daraus gezogen und als ein wahres Eigenthum veräußert werden können, über die entgegengesetzten Eigenschaften ein Uebergewicht gibt, und immer geben wird. Endlich müssen die getreuen Unterthanen Sr. Majestät wissen, daß, indem man sich bemüht, den vorgeblichen Ruhm und das Glück von Frankreich, welches vormals das blühendste Reich in Europa war, zu erheben, weder Handel noch Umlauf von baarem Gelde und Waaren, weder öffentliche Macht noch Gerechtigkeit, noch Policei daselbst ist, und daß die philosophischen Verfolger alles dessen, was nicht zu ihrer Secte gehört, bei den Ausschweifungen, wozu sie das Volk

anreitzen, keine andern Gränzen kennen, als sich mit Verbrechen zu überfüllen. Wer könnte nun bei allem diesem wohl blind oder unsinnig genug seyn, das geringste Vertrauen auf die Versprechungen und arglistigen Versicherungen zu setzen, welche diese Tyrannen den Völkern, die sie zu unterwerfen suchen, thun, nämlich: ihr Eigenthum, ihre Religion, ihre Rechte, ihre Privilegien und ihre Staatsverfassungen heilig zu achten? sie, welche die Regierung und die öffentliche Gewalt in Frankreich an sich gerissen haben, und mit einer bis jetzt unerhörten Frechheit und Unverschämtheit die feyerlichsten öffentlichen Verträge, alle göttlichen und menschlichen Rechte, und überhaupt alles mit Füßen treten, was auf der Welt am heiligsten ist; sie, die, sobald sie sich einer Provinz würden bemächtigt haben, nicht zögern würden, wie sie es in ihrem Vaterlande gethan haben, sich der Besitzungen der Geistlichkeit und des Adels, so wie der Güter aller Staatsbürger zu bemächtigen."

„Wir wiederholen es: da wir nie geglaubt noch gemeint haben, uns in die innere Verfassung irgend eines benachbarten Staates mischen zu können, so würden wir uns auch nicht in diese traurige Darstellung solcher Gegenstände eingelassen haben, die nicht Sache der uns anvertrauten Regierung ist; allein die französischen Schriften und Ausgesandten sowohl, als die neue Constitution selbst, haben den Zweck, ein Neuerungssystem allgemein einzufüh-

ren, welches (es mag gut oder schlecht für das französische Volk seyn) entscheidend verderblich für dasjenige ist, welches wir regieren, indem es die ganze politische Verfassung umstößt, die vermöge seiner Constitution festgesetzt worden ist, welche demselben theuer ist, welche der Souverain aufrecht zu erhalten versprochen hat, und auf welcher das Glück Belgiens seit Jahrhunderten beruht. Es war unsere Pflicht, das Volk vor den nahen Gefahren, womit dasselbe bedroht wird, zu warnen. Wir haben ihm Wahrheiten vorgestellt, die allen Gemüthern einleuchtend sind. Diese werden von allen guten Staatsbürgern anerkannt werden, und ohne Zweifel werden die Staatsbürger sich beeifern, alles zu thun, was in ihrem Vermögen steht, um den Frieden und die Ruhe im Innern zu erhalten. Diejenigen, die sich unterfangen würden, dieselbe zu stören, können wir nicht anders, als wie Feinde des Staates ansehen und behandeln lassen."

„Brüssel am 29. April 1792."

„Maria. Albrecht."

„Baron von Felz."

Die constitutionelle Leibwache des Königs wird durch einen Beschluß der Nationalversammlung entlassen.

Die noch nach Deleffarts Plan gebildete Leibwache schien, als sie errichtet wurde, der Freiheit nicht ge-

fährlich; sie sollte, wie wir schon gesehen haben, aus einem Drittheil Linientruppen und zwei Drittheilen Nationalgarden bestehen. Der König hatte, nachdem sie den vorgeschriebenen Eid vor dem Bürgerrath geleistet, dieselbe sammt der Nationalgarde, welche bisher den Dienst bei ihm versehen, in dem Schlosse gemustert, und an beide Corps folgende Anrede gehalten:

An die Nationalgarde. „Meine Herren! Meine Leibwache, die vermöge der Constitution versammelt ist, fängt ihren Dienst bei mir an, und die Nationalgarde wird künftig nur noch eine Ehrenwache liefern. Allein ich habe nicht gewollt, daß diese Veränderung geschehen sollte, ohne daß ich Ihnen meine vorzügliche Zufriedenheit über die Beweise von Eifer und Anhänglichkeit bezeugte, die Sie mir gegeben haben. Da Sie näher um mich waren, so konnten Sie auch besser meine Gesinnungen und meine unveränderliche Liebe für die Wohlfahrt des Volkes kennen. Ich trage Ihnen auf, Ihren Mitbürgern meine wahren Gesinnungen zu wissen zu thun, und bei jeder Gelegenheit die beleidigenden Gerüchte zu widerlegen, welche von boshaften Menschen gegen mich und meine Familie verbreitet werden, um Besorgnisse zu erwecken und die Ruhe zu stören."

„Die Pariser Nationalgarde hat durch ihren unermüdeten Eifer für die Erhaltung der öffentlichen Ruhe unaufhörlich das beste Beispiel gegeben. Ich bitte

Sie, hierin fortzufahren; und ich würde mit Vergnügen und Zutrauen selbst mit ihr marschieren, um das Eigenthum eines jeden Bürgers des Staats zu vertheidigen und sicher zu stellen, und die Achtung sowohl, als den Gehorsam, welche man den Gesetzen schuldig ist, aufrecht zu erhalten."

„Die Anzahl der Freiwilligen, die meine Ehrenwache ausmachen sollen, ist mit den Befehlshabern der Nationalgarde verabredet worden. Indem ich diese Zahl festsetzte, habe ich den Bürgern von Paris den Dienst leichter machen wollen; allein Sie können versichert seyn, daß ich jederzeit mit Vergnügen mich in der Zahl, welche Ihr Eifer Ihnen vorschreiben mag, von Ihnen werde umgeben sehen."

An die Leibwache. „Meine Herren! Indem ich den Dienst meiner Leibwache annehme, hoffe ich, zwischen Ihnen und der Nationalgarde die völligste Einigkeit und die brüderlichste Herzlichkeit herrschen zu sehen; ich hoffe, daß Sie mir durch Ihr Betragen gegen dieselbe jederzeit dienen werden, ihr Beweise des Wohlwollens und der besondern Zuneigung zu geben, die ich gegen sie hege."

„Sie haben so eben den Eid geleistet, den die Constitution vorschreibt. Erinnern Sie sich allezeit, daß dieselbe der Vereinigungspunkt bei mir seyn muß, und daß Ihre Liebe für die Nation und Ihre Achtung für das Gesetz die sichersten Pfänder sind, wel-

che Sie mir von Ihrer Ergebenheit für meinen Dienst geben können."

Die Königin hielt der Leibwache nun den Dauphin entgegen, und man antwortete ihr mit dem Zuruf: „Es lebe die Nation, das Gesetz, der König und seine Familie!" Aber schon die Besetzung der Officierstellen, zu denen man, unvorsichtig genug, sehr viel bekannte Anhänger an die frühere Ordnung der Dinge gewählt, hatte den Freunden der Freiheit Verdacht und Furcht eingeflößt. Auch die aus den Linientruppen gewählten Subjecte erregten gleiche Besorgnisse; die jungen Nationalgardisten konnten sich nicht mit ihnen vertragen, es kam zu Streitigkeiten unter ihnen, und die letztern behaupteten nicht mit Unrecht, daß man ihnen auf alle Weise den Dienst erschwere; viele von ihnen traten aus, und ihre Stelle wurde nun durch Leute, welche dem Hofe ganz ergeben waren, besetzt. Mehrere dieser Leibgardisten klagten ihre Cameraden und Officiere laut als Aristokraten an, und wiederholten alle, jenen unklugerweise entschlüpften, Aeußerungen, indem sie behaupteten, sie hätten die Scenen jenes berüchtigten Festes der Garde du Corps im Opernhaus zu Versailles wiederholt. Der ehemalige Herzog von Brissac, welcher diese Leibwache befehligte, und für einen Erz-Aristokraten galt, hatte ein sehr schwieriges Amt; indessen benahm er sich mit weiser Zurückhaltung, seufzte und ließ nur bisweilen durch seine Blicke

seinen Unwillen merken. Der Dauphin war bei einer Gelegenheit beauftragt worden, den Officieren dieses Corps einen Kuchen zu überreichen, auf welchem eine kleine weiße Fahne stack. Die Officiere nahmen dieses Zeichen der königlichen Huld mit Enthusiasmus, Ehrfurcht und Liebe, und vielleicht auch mit einiger Unbesonnenheit auf. Das Gerücht hievon verbreitete sich bald in der Hauptstadt, mit dem Zusatz, die Anführer der Leibwache des Königs bereiteten ein Blutbad gegen das Volk vor, zu welchem ihnen die weiße Fahne als Vereinigungszeichen dienen sollte. Der Maire Pethion ließ eine Durchsuchung in ihrer Caserne veranstalten. Die Officiere wollten Widerstand leisten, wodurch sie den Verdacht noch vermehrten. Die Soldaten verriethen sie, man fand die vom Dauphin geschenkte kleine Fahne, und nahm sie für den untrüglichsten Beweis einer neuen, von Ludwig XVI. beabsichtigten Bartholomäusnacht. Die Sache wurde sogleich durch Bazire, Chabot und Merlin vor die Versammlung gebracht, indem sie den Herzog von Brissac schwer anklagten. Einige Deputirte, die ihn vertheidigen wollten, wurden durch furchtbares Geschrei und Getöse der Gallerien zum Stillschweigen gebracht, und der Antrag der rechten Seite, daß man den Angeklagten hören sollte, von der Majorität laut verworfen. Zu gleicher Zeit wurde die gänzliche Auflösung dieser Leibwache verlangt, weil sie nicht mehr verfassungsmäßig sey, da man nach genau eingezoge-

nen Erkundigungen in Erfahrung gebracht habe, daß sie statt der durch die Constitution vorgeschriebenen 1800 Mann unter der Hand bis auf 6000 Mann vermehrt worden, und sich auch so betragen habe, daß ihr alles Zutrauen von der Nation zu entziehen sey.

Die Entlassung der Leibwache wurde von der Nationalversammlung decretirt, und der Herzog von Brissac in die Gefängnisse von Orleans abgeführt, um dem dortigen National-Obergericht gleich Delessart übergeben zu werden. Es ist nicht zu läugnen, daß das unbesonnene Betragen dieser Leibwache die größte Schuld an dem ihr wiederfahrenen Unheil hatte.

Unglückliche Lage des Königs und seiner Familie.

Dem Könige wurden mit jedem Tage seine republikanisch gesinnten Minister mehr zur Last. Er betrachtete sie mehr als Spione seines Betragens, als wie seine Räthe. Er war gegen sie finster, schüchtern und verschlossen, und sie nahmen eine drohende Stellung gegen ihn an. Er sah, wie sie Beschlüsse vorbereiteten, die mit seinem Willen im größern Widerspruch waren; dennoch wagte er es nicht, ihnen zu widersprechen. Diese demüthige und passive Lage trug dazu bei, ihn noch ganz in den Augen der Franzosen herabzusetzen und zu erniedrigen; er konnte sich nirgends mehr zeigen, ohne Beleidigungen und Schmä-

hungen von dem Volk zu erhalten; ja bis in seinen Pallast wurde er von drohendem Geschrei verfolgt, und der Garten der Tuillerien war beständig mit den frechsten Menschen angefüllt, welche ihm und seiner Familie die schändlichsten Dinge zuriefen, und alle Abscheulichkeiten, welche die Zeitschriften Marats, Frérons, und des Paters Duchesne enthielten, laut wiederholten. Die Gefahr für den Monarchen und seine Familie nahm mit jedem Tage zu. Ludwig hatte sich einen geheimen Rath von drei Männern erwählt, welche der Gegenstand des öffentlichen Abscheues waren. Die Exminister Montmorin, Bertrand und Malouet, welche sich in der ersten Nationalversammlung, alle Extremitäten bekämpfend, den Haß aller Partheien zugezogen hatten, machten dieses geheime Comité aus, dessen Hauptgeschäft mehr darin bestand, den unglücklichen König zu trösten, als ihn zu leiten. Welche Vorsicht mußte nicht beobachtet werden, um diese Zusammenkünfte und Berathungen vor den Augen der Minister und der Republikaner zu verbergen, und welche Gefahr war nicht bei dessen Entdeckung zu fürchten! Bertrand versichert, bei diesen Berathungen dem Könige häufig die kräftigsten und kühnsten Maßregeln vorgeschlagen zu haben, die er aber theils aus Gewissensscrupel, noch weit häufiger aber aus Schwäche, verworfen habe. Er besaß jetzt keine andern Vertheidigungsmittel mehr, als die, welche ihm seine Civilliste noch darbot. Sobald die Intriganten wuß-

ten, daß sie zu ihren Diensten sey, eilten sie haufenweise herbei, um sich darein zu theilen. Man bezahlte damit mehrere Anführer der Volkshaufen, die sich immer schimpflich fortjagen ließen; man zahlte Häupter der Jakobiner, um die enormen Summen, die sie für ihre Dienste begehrt hatten, — in ihre Tasche stecken und sie dann noch wüthender gegen den Hof ausfallen zu sehen, indem sie sich noch ein Verdienst daraus machten, demselben von seinen Bestechungsmitteln etwas entwendet zu haben. Bald war die Civilliste durch diese eben so unnütze als gefährliche Verschwendung erschöpft. Fabre d'Eglantine und Danton hatten am meisten vom Hof erhalten (Letzterer, nach Bertrand's Versicherung, weit über 100,000 Thaler). Wir werden bei den furchtbaren Auftritten vom 10. August sehen, welchen Gebrauch sie von diesem Gelde machten.

Die Königin war der Gegenstand eines noch weit wüthendern Hasses, als der war, welcher ihren Gemahl verfolgte. Man wußte, wie sehr sie die Constitution haßte.

Die Nationalversammlung erhielt in den Augen des Volkes, durch die Feindseligkeiten der fremden Armeen und der Prinzen, wieder neues Ansehen und Stärke. Die Correspondenz des Hofes mit diesen Letztern war nun häufiger denn je. Goguelat besaß das ganze Vertrauen von Marie Antoinette bei diesem Briefwechsel in das Ausland, den er auch mit der größ-

ten Lebensgefahr besorgte. Trotz allen Unterredungen, die sie mit Dumouriez gehabt, der, ihr enthusiastisch die Hand küssend, ausrief: „Lassen Sie sich retten!“ hatte sie dennoch kein Zutrauen zu demselben fassen können. Sie sagte: „Wie kann ich den Versicherungen eines Verräthers trauen, dessen Aufführung so bekannt ist? Das Sicherste ist, ihm nicht zu trauen.“ Hierin hatte die Königin Unrecht. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß er es damals aufrichtig mit ihr meinte; indem sie aber seine Anerbietungen und Dienste verwarf, beraubte sie sich selbst der letzten Stütze, die ihr noch geblieben war. Derjenige, welcher Frankreich in den Engpässen von Argonne rettete, würde vielleicht auch Ludwig XVI. und seine Gemahlin vor dem 20. Juni gerettet haben, hätten sie ihm ganz vertraut. Aber die ausgewanderten Prinzen hörten nicht auf, in ihren Briefen ihrer Schwägerin zu empfehlen, keinem einzigen vom Innern ausgehenden Vorschlage Gehör zu geben, indem sie zugleich versicherten, die Streitkräfte von Außen würden mit jedem Tage bedeutender, und man solle nur auf sie und den Schutz des Himmels für die gerechte Sache zählen.

Die Constitutionellen hatten nun ihrerseits eingesehen, daß es nur Verstellung gewesen, als man vorgab, man pflichte ihren Meinungen und Gesinnungen bei, und sagten sich von aller Gemeinschaft mit dem Hofe los, als sie sahen, daß sie betrogen

worden waren. Würde man Barnave's letzten gutgemeinten Rath befolgt haben, so hätte man wenigstens doch die Leibwache beibehalten. Die Anklage gegen dieselbe war eigentlich nur gegen Brissac und den Staab der Garde gerichtet. Barnave schrieb der Königin, die Versammlung werde ein Decret erlassen, um jene zu kassiren; sie möchte den König ersuchen, sogleich nach der Bekanntmachung dieses Decrets die erledigten Stellen durch diejenigen Personen zu ersetzen, deren Namen er zugleich beifüge. Es seyen dies zwar beinahe sämmtlich als Erz-Jakobiner bekannte Personen, jedoch nicht in der That, sondern, so wie er, in Verzweiflung darüber, daß man die constitutionelle Monarchie stürzen wolle, aber durch die Zeitumstände genöthigt, ihre wahren Gesinnungen zu verbergen. Er sagte ferner, daß die Versammlung wenigstens einige Wochen Zeit brauche, um die wahren Gesinnungen dieser Menschen kennen zu lernen, und sie sodann der Gunst des Volkes berauben zu können; diese Frist müsse dazu angewendet werden, um sich von Paris zu entfernen. Aber die Königin gab diesem Vorschlage kein Gehör. Als Barnave sah, daß man keinen seiner Vorschläge befolgte, und die Fürstin alle ihre Hoffnungen auf das Ausland setzte, so beschloß er, sich von Paris zu entfernen. Er erhielt eine letzte Audienz, in welcher er zu ihr sprach: „Madame, Ihr und Frankreichs Unglück hatten mich bestimmt, Ihnen meine Dienste

zu weihen. Ich sehe aber, daß mein Rath Ihren Absichten nicht entspricht. Ich hoffe wenig von den Planen, die man Euer Majestät befolgen läßt. Sie werden verloren seyn, bevor man bis zu Ihnen gelangt. So sehr ich wünsche, mich in meiner traurigen Vorherfagung zu irren, so bin ich doch leider nur zu gewiß, daß ich für die Theilnahme, welche Ihr Unglück mir eingeflößt hat, so wie für die Dienste, welche ich Ihnen geleistet habe, meinen Kopf werde darbringen müssen. Alles dieses wird in Erfüllung gehen; statt aller Belohnung vergönnen Sie mir nur die Ehre, Ihre Hand küssen zu dürfen." Die Königin bewilligte ihm diese Gunst mit thränenden Augen, und entließ ihn ungern und mit den wohlwollendsten Gesinnungen, welche auch die Prinzessin Elisabeth mit ihr theilte. Auch Düport hatte öftere, aber weniger geheime Audienzen bei ihr.

Die Nationalgarde bewachte nun die Thore der Tuillerien, und alle, die sich zur Königin begaben, wurden als verdächtig betrachtet, und häufig beschimpft. In dem Garten der Tuillerien und unter den Fenstern des königlichen Paares, forderte man nun schon häufig deren Köpfe unter den schrecklichsten Verwünschungen; um die Königin zu beleidigen, stellten sich schamlose, fast ganz entkleidete Menschen, dem Schloß den . . . . . zeigend, unter ihre Fenster, und verübten dort Unsittlichkeiten aller Art. Zugleich suchten sie sie durch überlautes Lachen und anderes Geräusch an

die Fenster zu ziehen, was ihnen aber nicht gelang. Zu dieser Zeit fiel der König in eine fast gänzliche, geistige und physische Abspannung; zehn Tage lang konnte er selbst im engsten Kreise seiner Familie fast kein Wort hervorbringen; nur wenn er nach dem Mittagessen eine Parthie Trictrac mit der Prinzessin Elisabeth spielte, stammelte er die durchaus bei dem Spiele nothwendigen Worte. Endlich gelang es seiner Gemahlin, ihn aus dieser Apathie zu reißen, indem sie sich ihm zu Füßen warf, und ihm vorstellte, daß vielleicht jeden Augenblick eine Crisis bevorstehe, welche seine ganze Kraft und Stärke erfordere, daß er wenigstens an seine Familie denken möchte und für diese handeln müsse; sie gieng so weit, ihm zu sagen: „Wenn wir umkommen müssen, so muß es mit Ehre geschehen, und wir dürfen nicht warten, bis man uns Beide auf dem Boden unserer Zimmer erwürgt.“

Immer ängstlicher und unruhiger ward Ludwig XVI. nun wegen der Folgen des erklärten und begonnenen Krieges, und mit Sehnsucht erwartete er den Erfolg der Aufträge des von ihm an die auswärtigen Mächte heimlich abgeschickten Mallet-du-Pan, dem, wie Bertrand de Molleville berichtet, der König folgende eigenhändig geschriebene Instruction mitgegeben hatte, die von seiner Mäßigung, aber auch von seiner Verbindung mit den Mächten zeugt.

„1. Der König verbindet seine Bitten mit seinen Befehlen, daß doch die französischen Prinzen und Ausgewanderten nicht durch eine thätliche und feindliche Theilnahme dem gegenwärtigen Kriege seinen Charakter eines auswärtigen, zwischen zwei unabhängigen Mächten geführten Krieges nehmen möchten."

„2. Er empfiehlt ihnen ausdrücklich, sich auf ihn und die vermittelnden Mächte rücksichtlich der Feststellung ihrer Rechte zu verlassen, wenn der Augenblick zu unterhandeln gekommen seyn wird."

„3. Sie müssen nur als Theile, nicht aber als Schiedsrichter bei dem Streite erscheinen; diese Entscheidung muß Sr. Maj. vorbehalten werden, wenn sie ihre Freiheit wieder erhalten hat, so wie den Mächten, welche dieselbe erzwingen werden."

„4. Jedes andere Betragen würde einen Bürgerkrieg im Innern erzeugen, würde das Leben des Königs und seiner Familie in Gefahr setzen, den Thron umstürzen, die Königlichgesinnten dem Mordstahle weihen, mit den Jakobinern alle die Revolutions-Anhänger wieder vereinigen, die sich von ihnen getrennt haben, und noch täglich trennen, würde eine Aufreizung wieder beleben, die sich zu legen scheint, und einen Widerstand erbitterter machen, der sich bei dem ersten Unfall unterwerfen wird, wenn das Schicksal der Staatsumwälzung nicht ganz in die

Hän-

Hände derer gelegt scheint, gegen die sie gerichtet war, und die ihre Opfer geworden sind."

„5. Den Höfen von Berlin und Wien ist die Nützlichkeit einer gemeinschaftlich mit den übrigen verbündeten Mächten zu erlassenden öffentlichen Bekanntmachung vorzustellen; die Nothwendigkeit, diesen Aufruf so abzufassen, daß die Jakobiner von dem übrigen Theile des Volkes getrennt und alle diejegen beruhigt werden, welche im Stande sind, von ihrer Verirrung zurückzukommen, oder die zwar nicht die jetzige Verfassung, aber die Unterdrückung der Mißbräuche, und eine eingeschränkte Monarchie wollen."

„6. In diesem, in Wahrheit grundwesentlichen, Aufrufe ist zu sagen, daß man nur gegen eine jede der bürgerlichen Gesellschaft widerstrebenden Faction und nicht gegen das französische Volk Krieg führe; daß man die rechtmäßigen Regierungen und die Völker vertheidigen wolle gegen eine wüthende Auflösung aller Ordnung, durch welche alle Bande des Zusammenlebens und alle Verträge gebrochen werden, in deren Schutze die Freiheit, der Friede, die öffentliche Sicherheit gegen Außen und gegen Innen ruhen; daß man alle Furcht einer Zersplitterung entferne, keine Gesetze vorschreibe, sondern nur der Versammlung, den Verwaltungsbeamten, den Gemeinderäthen, den Ministern ernstlich erkläre, daß man sie persönlich und jeden einzeln verantwortlich mache für jedes gegen

die geheiligte Person des Königs, der Königin und ihrer Familie, so wie gegen die Personen oder die Güter irgend eines Bürgers begangene Verbrechen."

„7. Es ist der Wunsch des Königs auszudrücken, daß die fremden Mächte bei ihrem Eintritt in das Königreich erklären, daß sie zum Frieden bereit seyen, allein nur mit dem Könige unterhandeln können und werden, daß sie daher verlangen, daß ihm die vollständigste Freiheit eingeräumt, und daß man dann einen Congreß versammeln werde, auf welchem die verschiedenen Interessen nach den schon bestehenden Grundlagen berathen, die Ausgewanderten als klagender Theil zugelassen, und der allgemeine Plan für die Forderungen unter der Aufsicht und der Gewährleistung der verbündeten Mächte festgesetzt werden würden."

Bertrand berichtet über die Aufnahme, welche der Abgesandte hatte, Folgendes:

„Mallet-du-Pan hatte lange Unterredungen mit dem Grafen Cobenzl, mit dem Grafen Haugwitz und mit Heymann, den Ministern des Kaisers und des Königs von Preußen. Nachdem sie seine Beglaubigungen untersucht und sich seine Aufträge mit der größten Aufmerksamkeit hatten vorlesen lassen, so gestanden sie, daß alles vollkommen mit den Ansichten übereinstimme, die der König früher den Höfen von Berlin und Wien mitgetheilt habe,

von welchen sie auch zum Theil angenommen worden seyen. Sie bezeugten ihm ein völliges Vertrauen und billigten in allen Punkten den von ihm vorgeschlagenen Aufruf. Sie erklärten ihm in den bestimmtesten Ausdrücken, daß durchaus kein Ehrgeiz, kein persönlicher Vortheil, kein Zerstückelungs-Plan, sie für den Krieg stimme, sondern daß die verbündeten Mächte lediglich die Wiederherstellung der Ordnung in Frankreich bezwecken wollen, weil kein Frieden zwischen demselben und seinen Nachbarstaaten möglich sey, so lange diese Gesetzlosigkeit in demselben herrsche, welche sie zwinge, Truppen-Cordons an den Gränzen zu unterhalten, und sehr theure Sicherheitsmaßregeln zu ergreifen; daß man aber sehr weit entfernt sey, dem französischen Volke eine bestimmte Regierungsform aufdringen zu wollen, sondern es dem Könige ganz überlassen werde, sich darüber mit der Nation zu verständigen. Man verlangte die ausführlichsten Aufklärungen über den innern Zustand Frankreichs von ihm, eben so über die öffentliche Meinung rücksichtlich der alten Regierungsart, der Parlamente, des Adels u. s. w. Man vertraute ihm an, daß man die Ausgewanderten zu einem Heere bilden wolle, welches man dem Könige nach seiner Befreiung übergeben werde. Man sprach mit ihm mit Unwillen und Vorurtheil gegen die französischen Prinzen, denen man den Absichten des Königs ganz entgegengesetzte Plane zutraute, und namentlich die, unabhängig handeln

und einen Reichsverweser ernennen zu wollen. (Mallet=du=Pan bestritt diese Vermuthung aufs stärkste, und behauptete, man dürfe über die Absichten der Prinzen nicht nach dem leichtsinnigen oder übertriebenen Geschwätze Einiger aus ihrer Umgebung urtheilen.) Nachdem man die verschiedenen Aufträge Mallet=du=Pans reiflich erörtert hatte, so erkannten die drei Minister die Weisheit und Wichtigkeit derselben einstimmig an, jeder derselben verlangte eine Abschrift oder einen Auszug davon, und gab die bestimmtesten Versicherungen, daß die Wünsche des Königs, welche ganz mit denen der Mächte übereinstimmten, aufs Genaueste befolgt werden sollten.

Die Jakobiner gewinnen immer mehr die Oberhand.

Die Frechheit der Jakobiner nahm nun mit jedem Tage zu, und laut verkündeten sie ihren Haß gegen König und Königthum. Sie hatten erfahren, daß ersterer noch immer einem großen Theil der Leibwache, obgleich sie entlassen worden, ihren Sold fortbezahle, so wie auch, daß er den Beschluß der Nationalversammlung, welcher deren Abdankung verordnete, sein Veto hatte entgegen sezen wollen, wovon ihn nur Dumouriez durch die Vorstellung, daß er durch die Entlassung seiner Garde=du=Corps ja schon ein weit größeres Opfer gebracht habe, abhielt. Aber auch auf den rechtschaffenen Lafayette hatte die

Partei der Jakobiner, an deren Spitze Danton, Chabot, der Schauspieler Collot d'Herbois, Carra und Robespierre standen, einen wüthenden Haß, der besonders durch letzteren angefeuert wurde. Robespierre konnte dem tapfern und redlichen Krieger weder die Publication des Kriegsgesetzes auf dem Marsfelde am 17. Juli 1791, noch sein muthiges und kraftvolles Benehmen vergeben, womit er den furchtbar drohenden Aufruhr gestillt hatte, bei welchem seine eigene Feigheit ins grellste Licht gesetzt worden war, denn er hatte sich während jener Zeit mehrere Tage in die verborgensten Schlupfwinkel verkrochen. Hierzu kam noch, daß er den Einfluß dieses seltenen Mannes auf alle wohlgesinnten und rechtschaffenen Leute in ganz Frankreich, und seine Charakterstärke und Festigkeit fürchtete. Deßhalb vermuthete er, so wie seine Anhänger, den heftigsten Widerstand gegen seine Plane von Lafayette, — eine Furcht, welche auch die andere, etwas gemäßigtere Partei der Jakobiner, deren Häupter Brissot, Condorcet, Vergniaud und Guadet waren, theilte. Diese beiden Parteien, welche sich oft feindselig gegenüber standen, vereinigten sich sogleich, wenn es galt, gegen den König oder gegen die Constitutionellen aufzutreten. In den Sitzungen der Jakobiner-Clubbs ließen Robespierre, Brissot u. s. w. nun die heftigsten Schmähungen gegen Lafayette erschallen. Ersterer nannte ihn einen eiteln, hochmüthigen Ex-Adelichen, einen

Feind der Revolution und des Volks, einen beschränkten Menschen, dessen ganzes Verdienst in einem sanften mechanischen Lächeln bestehe. Hierauf beschuldigte er ihn, der Urheber einer neuen Verschwörung zu seyn, und sagte: „Ich klage diesen mir verächtlichen Menschen an, obgleich ich überzeugt bin, daß es gefährlicher ist, den Exmarquis de la Fayette anzuklagen als alle Monarchen der Erde. Ich bin vielleicht von seinen Helfershelfern, von seinen gedungenen Meuchelmördern umringt; aber noch, indem sie ihre Dolche in meine Brust stoßen, will ich ihn der Verachtung des Volkes preisgeben." Nun nannte er ihn ein moralisches Ungeheuer (dies that das scheußliche Ungeheuer Robespierre) und forderte die Soldaten seiner Armee auf, ihren General zu ermorden. Er beschuldigte ihn, er wolle sich der Dictatur bemächtigen, und sagte: „Wir wollen sehen, ob eine feige Memme uns die eroberte Freiheit wieder rauben soll. Ich kann es beweisen, daß Lafayette der niederträchtigste, grausamste und verabscheuungswürdigste Tyrann ist." Baumier bedauerte, daß sich niemand fände, der bereit sey, Lafayette den Dolch ins Herz zu stoßen. „Cäsar, rief er aus, Cäsar war auch an der Spitze eines Heeres, als es einen Cato gab, der ihn anklagte. Jetzt haben wir wieder einen Cäsar, aber leider keinen Brutus!"

Auch die Brustbilder Lafayette's und Bailly's, welche sich im Versammlungs-Saale des Gemeinderaths befanden, wollten sie schlechterdings aus demselben weggeschafft wissen; aber trotz dem, daß selbst Pethion und Manuel dieses Gesuch unterstützten, und aufgestifteter Pöbel das Rathhaus und dessen Zugänge drohend belagerten, stimmte dennoch die Mehrzahl des Gemeinderaths dagegen, und die Brustbilder, von denen eines (Lafayette's), ein Geschenk des befreiten Nordamerika's war, blieben; indessen wäre es unter den Mitgliedern des Bürgerraths über diese Sache beinahe zum Faustkampf gekommen.

Den Königsmord predigte man nnn schon öffentlich nicht blos in den Jakobiner-Clubbs, sondern auch an andern öffentlichen Orten.

Der Marseiller Clubb schrieb an seine Pariser Brüder: „Unser Eifer soll nicht eher rasten, als bis Frankreich sich frei und in Ruhe der Wohlthaten der Brutusse und der Scävolas erfreuen wird. Ihr verstehet uns; das ist genug.“ Merlin sagte, in einer Rede, die er von dem Rednerstuhle der Jakobiner hielt: „Auch in unsern Mauren trägt Einer eine Krone. Wir aber, wir sind es, denen sie gebührt. Sie ist unser Eigenthum, welches man uns geraubt hat. In den Staub also mit dem Gekrönten, daß er unsere Gewalt erkenne und unserem Willen gehorche, — und wenn er sich sträubt, den Dolch ihm ins Herz!“

Marat schrieb ungestraft sein blutdürstiges Blatt, in welchem er das Volk täglich zum Morden aufforderte, und zuletzt als das beste Mittel vorschlug, aus der ganzen Nationalversammlung einen hellbrennenden Scheiterhaufen zu machen. Endlich wagten es doch vier Mitglieder der Versammlung, dieses abscheuliche Ungeheuer bei dem Justizminister zu verklagen, der ihnen aber zur Antwort gab, man dürfe der Preßfreiheit keinen Einhalt thun; Marat's Schriften enthielten blos allgemeine Ansichten; man sage ja weit ärgere Dinge in den Clubbs, und da er kein öffentlicher Ankläger sey, so gehe ihn die Sache überhaupt nichts an. Indessen reichte er doch wenige Stunden nachher, sich anders besinnend, eine Klage gegen Marat bei dem Pariser Criminalgericht ein. Auch der Abgeordnete Beugnot trat in der Nationalversammlung gegen dieses Ungeheuer auf, und sagte:

„Wenn ein abscheuliches Verbrechen begangen wird, so giebt es für die Stellvertreter der Nation keine heiligere Pflicht, als die Ursachen desselben zu untersuchen und seine Quelle zu verstopfen. Nie war die Ausübung dieser Pflicht nothwendiger, als in den unglücklichen Tagen, in welchen ein General (Dillon), der mit Ehre gedient und sich durch Patriotismus und Edelmuth ausgezeichnet hatte, ermordet worden ist, — in diesen schrecklichen Tagen, in welchen Menschen, die bei allen gesitteten Völkern heilig sind,

Kriegsgefangene, mit barbarischer Wuth geschlachtet worden sind. Ihr entsetztet euch, als man euch dieses erzählte; allein noch mehr würdet ihr euch entsetzen, wenn man euch versicherte, daß es Wütheriche giebt, die sich bemühen, unsere drei Generale von ihren Truppen ermorden zu lassen, und unsere Armee zu bewegen, daß sie ihre Waffen gegen den König, gegen uns selbst wenden solle. Wohlan! an diesem Plane wird gearbeitet, vor euern Augen wird er geschmiedet. An dem Eingange dieses Saales werden dergleichen blutdürstige Ermahnungen unter das Volk ausgetheilt. Hier ist der Beweis. Ich lese im Volksfreunde: „Vor mehr als sechs Monaten habe ich schon vorausgesagt, daß unsere drei Generale die niederträchtigsten Höflinge seyen, — daß sie die Nation verrathen und unsere Gränzen dem Feinde ausliefern würden. Bald werden meine Prophezeihungen erfüllt seyn. Meine einzige Hoffnung ist noch, daß die Armee die Augen öffnen, daß sie einsehen wird, ihre Anführer seyen die ersten Opfer, die man für das Wohl des Staates abschlachten muß." — „Was für Folgen," fuhr Herr Beugnot fort, „was für Folgen müssen wir befürchten, wenn das Verbrechen sein Haupt mit solchem Trotze erhebt, — wenn seine Stimme in unsern Straßen wiederhallt, — wenn man täglich und stündlich das Volk mit dergleichen Schriften vergiftet, — wenn hier in unserer Vorhalle die schändlichsten Grundsätze des Königsmordes öf-

fentlich gepredigt werden? Ja, öffentlich! ich habe es selbst gehört. Blicket hin nach Lille! Dort ist diese gräßliche Theorie in Ausübung gebracht worden; denn es ist keinem Zweifel unterworfen, daß die Blätter von Marat, Carra und andern Böſewichtern dieſes Gelichters Dillon zur Schlachtbank gebracht haben."

Nach ihm traten noch Mehrere gegen Marat auf, und troß der Vertheidigung Bazire's wurde ein Anklagedecret gegen ihn erlaſſen, zu gleicher Zeit aber auch ein zweites gegen einen ultra-royaliſtiſchen Schriftſteller, der ganz im entgegengeſetzten Sinne ein Journal, „der Königsfreund" betitelt, redigirte. Dieſes Decret blieb aber ohne Wirkung, und Marat ſchrieb ungeſtraft, nach wie vor, ſein Blutblatt. In demſelben Sinne ſchrieb Carra, der in einer Nummer (vom 15. Mai) ſeiner Zeitſchrift ſagte: „Es ſteht eine Bartholomäusnacht und eine neue Flucht des Königs bevor. Es müſſen daher alle Staatsbürger von heute an bewaffnet und auf ihrer Hut ſeyn. Es müſſen alle Jakobinergeſellſchaften ſich verſammeln, Tag und Nacht ihre Sitzungen fortſetzen, und, vorzüglich in der Abtheilung des Aisne, alle Bewohner der Städte und des platten Landes auffordern, Achtung auf die Wagen der Reiſenden zu geben. Jetzt iſt der Fall vorhanden, wo man Materialien zum Anzünden der Feuer auf den Anhöhen,

so wie auch die Sturmglocken in den Kirchen, bereit halten muß:"

Die Sage von dem österreichischen Ausschusse wurde nun neuerdings wieder zur Sprache gebracht, und da man troß allen Vorkehrungen und der größten Vorsicht von dem obenerwähnten Geheimenrathe des Königs, aus Bertrand, Montmorin und Malouet bestehend, Wind bekommen hatte, so behauptete man dessen Bestehen mit der größten Zuversicht. Carra hatte in seinem Blatte als etwas Erwiesenes gesagt, daß in diesem Ausschusse die abscheulichsten Complotte gegen die französische Freiheit durch die Königin, Bertrand und Montmorin geschmiedet würden. Leztere belangten den Journalisten bei dem Friedensrichter Etienne de Larivière, welcher Carra vor sich kommen ließ, der, als er die Ursache der Vorladung erfuhr, aussagte, er habe diese Nachricht von den Deputirten Merlin, Bazire und Chabot erhalten. Jezt citirte der Friedensrichter diese, um sie als Zeugen abzuhören; sie sagten aus, daß die Beweise des Daseyns eines solchen Comité sich bei dem Aufsichtsausschusse, dessen Mitglieder sie waren, befände. Nun begab sich der Friedensrichter in die Nationalversammlung, und verlangte von derselben die Auslieferung der Papiere, welche das Daseyn eines österreichischen Ausschusses bewiesen, was ihm aber verweigert wurde; — und auf seine Anfrage, wie er sich in dieser Sache zu verhalten habe, schritt

man zur Tagesordnung. Dies wäre hinlänglich gewesen, um Larivière zu verstehen zu geben, daß er mit der größten Vorsicht zu Werke gehen müsse. Ungeduldig aber, seinen Eifer und seinen Muth zu zeigen, erließ derselbe einen Verhaftsbefehl gegen die drei Mitglieder des Aufsichtsausschusses, der denn auch mit so wenig Schonung vollzogen wurde, daß man Herrn Merlin schon um 5 Uhr des Morgens aus dem Bette holen ließ und vor den gestrengen Richter brachte. Hierin sah die Nationalversammlung ein Majestätsverbrechen gegen ihre Unverletzbarkeit; sie forderte Larivière vor ihre Schranken, und beschloß, trotz seiner Vertheidigung, daß er in Anklagestand versetzt werden müsse, indem sie den nicht sehr klugen Richter in die Gefängnisse von Orleans schickte.

Der König sandte, als er von diesen Vorfällen hörte, den Justizminister mit folgendem Schreiben an den Präsidenten der Nationalversammlung ab: „Herr Präsident! Ich habe dem Minister der Gerechtigkeitspflege aufgetragen, der Nationalversammlung von dem Befehle Nachricht zu geben, den er auf mein Verlangen wegen des vorgeblichen österreichischen Ausschusses dem öffentlichen Ankläger zugesandt hat. Es ist für das Wohl des Staates wichtig, daß diese Sache ganz ins Klare gesetzt werde. Ich erwarte, daß die Nationalversammlung befehle, dem Gerichtshofe die Anzeige mitzutheilen, welche

mehrere ihrer Mitglieder von dieser Sache zu haben behaupten. Die Versammlung wird leicht einsehen, wie unschicklich es ist, dergleichen Angebereien anzunehmen, und davon nur das bekannt werden zu lassen, was bei dem Publikum Verdacht erwecken kann, so wie auch, wie gefährlich es ist, die Urheber derselben vor mir verborgen zu halten."

„Ludwig."

Der Minister selbst begleitete diesen Brief mit folgenden Worten: „Der König," sagte er, „hat erfahren, daß verschiedene Zeitungsschreiber die Lüge verbreiten, daß ein vorgeblicher österreichischer Ausschuß sich in den Tuillerien zu versammeln pflege. Der König würde eine solche Verläumdung mit Verachtung behandelt haben, wenn er nicht erfahren hätte, daß dieselbe bis zu dem gesetzgebenden Körper gekommen wäre. Nun aber muß er befürchten, daß dadurch das Zutrauen vernichtet, die Eintracht gestört, und die Armee sowohl, als der Staat desorganisirt werden möchten. Daher hat mir Se. Majestät befohlen, diejenigen Zeitungsschreiber, welche diese Beschuldigungen verbreitet haben, bei dem öffentlichen Ankläger des Criminalgerichts anzugeben. Der König will, daß die Verläumder entdeckt, die Thatsachen ins Klare gesetzt, und die ganze Nation von seiner Aufrichtigkeit, so wie von seiner Treue, den die Aufrechthaltung der Constitution betreffenden Eid zu halten, überzeugt werden möge."

Gensonné aber und Brissot machten sich sogleich verbindlich, das Daseyn des österreichischen Ausschusses zu beweisen. — Ersterer klagte sogar den König wegen seines Briefes an, den er verbrecherisch nannte, beleidigend für die Versammlung und gefährlich für die öffentliche Sicherheit.

Brissot stand nach ihm auf, und sagte: „Ich will beweisen, daß ein österreichischer Ausschuß vorhanden gewesen ist, und noch vorhanden ist. Was heißt: österreichischer Ausschuß? Es ist eine Rotte von Feinden der Freiheit, welche bald im Namen des Königs herrschten, den sie betrogen, bald das Ministerium leiteten, immer das Volk verriethen, und das Interesse einer Nation dem Nutzen einer Familie aufopferten. Ihre Unterwerfung unter das Haus Oesterreich ist das Hauptkennzeichen. Herr von Mercy regierte das französische Cabinet, als das Volk die Bastille zerstörte, und er regiert es noch. Die characteristischen Züge dieses Ausschusses sind: 1) Gänzliche Ergebung gegen Alles, was man königliche Vorrechte nennt. 2) Gänzliche Ergebung an das Haus Oesterreich und das Interesse desselben. 3) Weigerung, sich mit Preußen und England in ein Bündniß einzulassen, wäre auch dieses Bündniß noch so leicht, noch so vortheilhaft. 4) Nachsicht gegen die ausgewanderten Rebellen, ohne jedoch alle ihre Absichten zu billigen. 5) Widersetzlichkeit gegen den Krieg mit Oesterreich, nachdem er (der Ausschuß) ihn selbst

verursacht hat. 6) Endlich das Project, zwei Kammern zu errichten. Ich will beweisen, daß das vormalige Ministerium, in Verbindung mit einigen Mitgliedern der constituirenden Nationalversammlung, einen Ausschuß errichtet hat, welchen man den österreichischen Ausschuß nennen kann. Bei dergleichen Verschwörungen sucht man gewöhnlich alles Schreiben zu vermeiden. Dennoch will ich Herrn de Montmorin mit seiner Correspondenz in der Hand anklagen. Nach der Rückkehr des Königs von Varennes wußte sich dieser Minister derjenigen Mitglieder der Nationalversammlung zu versichern, welche bisher am nachdrücklichsten die Sache des Volks vertheidigt hatten. Ich könnte mich hiebei auf die allgemeine Stimme der Nation berufen; aber statt bei Wahrscheinlichkeiten zu verweilen, will ich die eigenen Worte des Herrn de Montmorin aus seinem Briefe vom 3. August 1791 an Herrn de Noailles, Gesandten zu Wien, anführen. „Die besten Köpfe der Nationalversammlung, diejenigen, welche bisher den meisten Einfluß auf dieselbe hatten, haben sich vereinigt, und sind mit den wahren Dienern des Königs einverstanden, um die Monarchie aufrecht zu erhalten, und Sr. Maj. die zur Regierung nöthige Macht und Ansehen wieder zu ertheilen. Es werden gewiß nicht vierzehn Tage vergehen, ehe die traurige Lage aufhören wird, in welcher sich der König und die königliche Familie befinden.“ Wer sieht,

wer kennt die vortrefflichen Köpfe nicht, von denen Herr Montmorin spricht? Jedes Wort des Briefes zeigt die Verführung des österreichischen Ausschusses. Warum hat er sich mit den Mitgliedern der Nationalversammlung vereinigt, die den meisten Einfluß haben? Darum, weil die Wahrheit nur durch Stärke der Gründe, die Verführung aber nur durch den Einfluß der Personen eine Vereinigung der Meinungen bewirkt! — Diese Mitglieder der Versammlung haben sich mit den wahren Dienern des Königs vereinigt! — In diesem Ausdrucke ist Alles merkwürdig. Diese Vereinigung ist also die Quelle der damals gefaßten Beschlüsse. Das Wort Diener des Königs ist der Abriß der Grundsätze des Herrn Montmorin und seiner Anhänglichkeit, nicht an die constitionelle, sondern an die alte königliche Würde. Der Vezier, welcher vor dem Sultan auf die Knie fällt, und der Sclave, welcher den Staub vor dem Veziere küßt, sprechen nicht niederträchtiger."

Indessen konnten die Herrn Brissot und Gensonné niemals klare und gültige Beweise beibringen, daß ein solcher Ausschuß vorhanden sey, und verschoben dieß von einem Tag zum andern. Sie brachten immer dasselbe vor, indem sie wiederholten: „Verschwörungen schreibt man nicht nieder." Als Robespierre und Danton sie später als Verschworene hinrichten ließ, sagte das Revolutionstribunal auch zu ihnen: „Verschwö-

schwörungen schreibt man nicht nieder.“ Endlich wurde es die Versammlung müde, von dem österreichischen Ausschuß reden zu hören, und schritt auch über diesen Gegenstand zur Tagesordnung. Dagegen war während der Verhandlungen über diese Sache in der Hauptstadt ausgestreut worden, daß der König heimlich alle Anstalten treffe, um nächstens nach der Gränze zu entfliehen. Pethion schrieb sogar an den Commandanten der Nationalgarde, es sey höchst nöthig, die größte Wachsamkeit anzuwenden, indem er aus sicherer Quelle wisse, daß der König entfliehen wolle: man müsse, um dieß zu verhindern, die Nationalgarde ununterbrochen unter den Waffen halten. Dieses Schreiben bestärkte das Volk noch vollends in seinem Glauben, und schon fingen die Einwohner von Paris an, unruhig zu werden. Als der König hievon Nachricht erhielt, schrieb er sogleich, um allem Unheil vorzubeugen, folgenden Brief an den Gemeinderath der Hauptstadt:

„Am 23. Mai 1792.“

„Meine Herren! Ich habe einen Brief gesehen, welchen der Herr Maire gestern Abends an den Generalkommandanten der Bürgermiliz geschrieben hat, in welchem er ihm bekannt macht, daß er Besorgnisse wegen meiner in der Nacht bevorstehenden Abreise hätte, die sich, wie er sagt, auf Wahrscheinlichkeiten und Anzeigen gründeten. Er mischt diese Neuigkeit mit Gerüchten von Bewegungen und Aufruhr, und

befiehlt dem Generalkommandanten, die Streifwachen zu verstärken und zahlreicher zu machen. Warum giebt der Herr Maire bei dergleichen Gerüchten dem Herrn Generalkommandanten Befehle, und läßt Mir nichts davon sagen, da er doch, vermöge der Constitution, unter Meinen Befehlen die Gesetze zur Erhaltung der öffentlichen Ruhe vollziehen soll? Hat er den Brief vergessen, den ich im Monate Februar an den Bürgerrath geschrieben habe? Sie werden leicht einsehen, meine Herren, daß dieses Gerücht, bei den jetzigen Zeitumständen, eine neue und schreckliche Verläumdung ist, durch welche man das Volk aufzuwiegeln, und dasselbe über die Ursache der gegenwärtigen Unruhen irre zu führen sucht. Ich habe Kenntniß von allen den heimlichen Maßregeln, die man anwendet, so wie auch von denen, die man noch vorbereitet, um die Gemüther in Gährung zu bringen, und um mich zu bewegen, die Hauptstadt zu verlassen. Diese Versuche aber werden vergeblich seyn. Zu einer Zeit, in welcher Frankreich innere und äußere Feinde zu bekämpfen hat, ist mein Posten in der Hauptstadt; und hier hoffe ich, soll es mir gelingen, die sträfliche Hoffnung der Unruhestifter jederzeit zu vernichten. Ich vertraue mich den Einwohnern von Paris ganz an; ganz dieser Bürgermiliz, die jederzeit ihre Würde behauptet hat, und deren, nach unsern Gränzen gesandte, Detaschementer vor kurzem erst einen neuen Beweis ihrer vortrefflichen Gesinnungen gegeben ha-

ben. Sie wird einsehen, daß ihre Ehre sowohl, als die Sicherheit des Reiches, in dem gegenwärtigen Zeitpunkte erfordern, daß sie ihren Eifer und ihre Wachsamkeit verdopple. Von ihr umgeben, verlasse ich mich auf die Reinheit meiner Gesinnungen, und werde wegen alles dessen, was noch vorfallen könnte, ruhig seyn. Man thue auch was man will, so wird dennoch niemals irgend etwas meine Sorgen und meine Bemühungen für das Beste des Königreiches vermindern können."

„Ludwig."

Dieses Schreiben wurde gedruckt, und an alle Straßen-Ecken angeschlagen. Pethion aber hatte die Unverschämtheit, sogleich eine den König bitter zurechtweisende Antwort drucken, und ebenfalls, und zwar über den Brief des Königs, anheften zu lassen. Man ging so weit, den Personen, die mit dem Ankleben dieses Briefs beauftragt waren, zu befehlen, daß sie zugleich des Königs Schreiben mit Schmutz beschmieren sollten, was auch geschah. Man erinnere sich, daß dieser Pethion durch den Einfluß des Hofes statt des damals in Vorschlag gebrachten Lafayette zum Maire von Paris ernannt worden war; wie oft mag der Hof diese Ernennung bereut haben? besonders in den Tagen des 20sten Junius und 10ten August, die, wäre der edle Lafayette Maire gewesen, wahrscheinlich niemals die Geschichte der französischen Revolution be-

sudelt hätten. Doch wir wollen derselben nicht vorgreifen.

War auch die Sache des österreichischen Ausschusses in der Nationalversammlung abgethan, so war sie es noch nicht in dem Clubb der Jakobiner, wo man fortwährend dessen Daseyn behauptete. Chabot hatte in der Nationalversammlung gesagt, zwei der vorzüglichsten Glieder des österreichischen Ausschusses, die Prinzessin Lamballe und Montmorin, seyen nach London abgereist, — ein Fall, der nur bei der erstern eingetreten war, — und er wisse bestimmt, daß man in diesem Augenblick 60,000 weiße Cocarden zu einer Gegenrevolution verfertigen lasse, und daß in den Tuillerien selbst: „Zum Teufel mit der Nation!" gerufen worden sey. Die Folge von diesem allem war, daß schon den 29. Mai mehrere tausend Individuen, mit Piken, Gewehren und Stöcken bewaffnet, nach dem Schlosse zogen, über dessen Thoren die dreifarbige Fahne und die Freiheitsmütze aufpflanzten, die Lüfte mit Schmähungen und Verwünschungen gegen die königliche Familie erfüllten, sogar die Köpfe des Königs und der Königin forderten, und laut ausriefen: „Wo ist ein Brutus, der uns von dem Tyrannen befreit?"

Roland, ganz von seiner Frau beherrscht (welche mit ihren Umgebungen durchaus eine Republik wollte), hatte indessen Stärke und Kraft genug, den Willen derselben zu vollziehen. Er schrieb deßhalb auch

einen Brief an Lafayette, um ihm Verhaltungsmaßregeln vorzuschreiben, worauf aber dieser ihm erwiederte, daß es ihm, der nicht Kriegsminister sey, sondern dem Innern vorstehe, keineswegs zukomme, sich in Kriegsangelegenheiten zu mischen. Lafayette endigte sein Schreiben mit den Worten:

„Was aber meine Armee betrifft, so verlasse ich mich auf dieselbe, so wie sie jetzt ist, mit eben so vielem Rechte, als sie auf mich sich verläßt. Unser gegenseitiges Zutrauen gründet sich auf Liebe der Freiheit, Achtung für die Gesetze, Haß der Partheien und Verachtung der Häupter derselben.“

Neuer Beschluß gegen die widerspenstigen Priester.

Täglich erhielt die Versammlung neue Berichte und Beweise, daß jene Geistlichen, welche den verfassungsmäßigen Eid zu leisten sich geweigert hatten, nicht aufhörten, Aufruhr und Zwietracht zu predigen. Die Gironde setzte deßhalb einen Vorschlag und Beschluß durch, welcher diese Priester ohne weiteres zur Deportation verurtheilte. Dieser Fall sollte eintreten, so wie zwanzig Staatsbürger einen Priester als strafbar angezeigt, und die Bezirksbehörden eine solche Anzeige bestätigt haben würden, indem hierauf die Departementsverwaltung die Verbannung sogleich auszusprechen befugt war. — In 24 Stunden mußte der verurtheilte Geistliche den Canton, in 3 Tagen

das Departement, und in einem Monate das Königreich verlassen. Täglich wurden ihm 3 Livres bewilligt, wenn er etwa nicht selbst die Mittel hatte, die Reisekosten bis an die Gränze zu bestreiten. — Der Unwille der Nation über die Umtriebe dieser Priester, welche in vielen Familien Uneinigkeiten gestiftet hatten, rief dieses, gewissermaßen nothwendige, Gesetz hervor.

Beschluß zur Bildung eines Lagers bei Paris von 20,000 Mann.

Die Girondisten, welche all diesen Kämpfen endlich ein Ende zu machen wünschten, und deren Zweck es war, den König zum Abdanken zu zwingen, befürchteten, daß er sich hiezu doch nicht entschließen möchte, und suchten ihn daher durch seine eigenen Minister angreifen zu lassen. Sie eilten um so mehr damit, als sie sahen, daß das Volk von Paris mit jedem Tage mehr unter den Einfluß der Jakobiner kam, denen sie eine so große Revolution nicht anzuvertrauen wagten, die sie alsdann nicht mehr leiten und über welche sie noch weniger gebieten zu können voraussahen. Sie hegten die Hoffnung, diese neue Umwälzung durch eine Departementalmiliz zu bewirken, ohne daß sie so furchtbar und von so bösen Folgen werden würde, als bei dem ungezähmten Treiben Jener im Voraus zu erwarten stand.

Der Kriegsminister Servan, der, so wie seine Collegen, als man dem König das Decret wegen der Entlassung seiner Leibwache vorgelegt, erklärt hatte, daß er das königliche Veto in dieser Sache nicht kontrasigniren würde, trat nun auf einmal in der Nationalversammlung, ohne dem Könige oder seinen Collegen ein Wort von seinem Vorhaben gesagt zu haben, mit dem Vorschlage auf, daß man noch vor der Feier des 14. Juli zu Paris ein Lager von 20,000 Mann Verbundener errichten solle. Die Girondisten, sammt der Mehrzahl der Versammlung, nahmen diesen Vorschlag mit großem Enthusiasmus an, und sahen hierin das einzige und beste Mittel, sich des Königs zu versichern, und die verdächtigen Plane des Hofes zu vereiteln. Diese Maßregeln wurden zwar als gegen den auswärtigen Feind ergriffen, dargestellt, aber niemand verkannte es, daß sie weit mehr den König selbst bedrohen sollten. Bald war die Annahme dieses Vorschlags beschlossen, ob sich gleich Robespierre und Danton, die Absichten ihrer Nebenbuhler ahnend, demselben kräftig widersetzt hatten; aber ihre Anhänger hatten sie nicht begriffen, ihre Gegenvorstellungen wurden daher ungünstig aufgenommen.

Sobald der König und Dumouriez von dem Vorschlag Servan's Kenntniß hatten, wurde ein Ministerrath zusammenberufen. Dumouriez stellte darin Servan wegen dieser Sache sehr heftig zur Rede. Dieser antwortete nicht minder heftig, und der Streit ging so weit,

daß sie sich gegenseitig beschimpften. Ohne die Gegenwart und die Vermittlung des Königs wäre Blut geflossen. Servan gab endlich nach und sagte, er wolle seinen Antrag zurücknehmen. Aber dies wollte Dumouriez nun nicht zugeben, da dies den Anschein eines Zwanges der Minister von Seiten des Königs haben würde, es auch zu nichts mehr nütze, da die Versammlung sich desselben schon bemächtigt habe. 8000 Nationalgardisten übergaben zwar noch eine Bittschrift gegen die Errichtung dieses Lagers, indem sie vorgaben, daß es eine Beleidigung für sie sey, wenn man ihre Dienste nicht mehr für hinlänglich halte, um die Ruhe der Hauptstadt zu erhalten; aber auch diese blieb unberücksichtigt, denn der Beschluß der Nationalversammlung stand fest. Dumouriez war überdies für die Errichtung dieses dem Thron und den Girondisten so gefährlichen Lagers, welches voraussichtlich unter dem Einfluß der überspanntesten Jakobiner gebildet werden sollte, aus dem richtigen Grunde, weil, wenn man sich dagegen zu setzen trachten wollte, die Ueberschwemmung der Hauptstadt von 50,000 Freiwilligen der wildesten Gattung unabwendbar eintreten würde. Außerdem versicherte der Minister, ein Mittel zu haben, diese Maßregeln zu nichte zu machen, welches er, wenn es Zeit sey, mittheilen wolle. Allein der König war und blieb noch unschlüssig, ob er jenem Beschlusse seine Bestätigung geben oder das Veto ent-

gegensetzen solle; wie er denn auch über den Beschluß, welcher die Verbannung der Priester aussprach, sich noch nicht erklärt, und gesagt hatte, er müsse sich noch länger bedenken. In der Nationalversammlung selbst fing man nun auch an, die abscheulichsten Schmähungen und Ausfälle gegen die königliche Familie auszustoßen, und mit großem Beifall aufzunehmen. Der Deputirte Isnard hatte laut den Königsmord gepredigt, indem er die Worte aussprach: „Sind denn einige Tropfen Bluts mehr oder weniger in den Adern des politischen Körpers so nothwendig!" Nur wenige Abgeordnete wagten es, den unglücklichen Monarchen und seine Umgebungen zu vertheidigen und in Schuz zu nehmen, wobei sie mit der größten Vorsicht zu Werke zu gehen hatten. — Raimond Ribbes war einer von diesen, er hatte es gewagt, gegen Chabot's förmliche Anklage des Hofes, folgende merkwürdige Rede zu halten:

„Auch ich will," sprach er, „den abscheulichen österreichischen Ausschuß anklagen, welcher das Vaterland verräth, mit unsern innern und äußern Feinden Briefe wechselt, den Ausgewanderten und Oesterreichern die Bewegungen unserer Truppen bekannt macht, und welcher, durch diese schändliche Verrätherei, uns die Niederlagen von Mons und Tournay bereitet hat; den abscheulichen Ausschuß, welcher sich durch Verbrechen den Weg zum Throne

Frankreichs zu bahnen sucht, und nunmehr, da er seinen strafbarerweise sich angemaßten Einfluß abnehmen, und den großen Tag der Rache der Gerechtigkeit einer Nation herannahen sieht, welche endlich den Betrug entdeckt hat, die Absichten Englands und die Plane unserer Feinde begünstigt, und also seine begangenen Verbrechen durch noch größere in Vergessenheit bringen will. Ja, es ist wirklich ein solcher Ausschuß vorhanden, und es wäre unrecht, daran zu zweifeln. Wenn die Mitglieder desselben, um sich unsern Blicken zu entziehen, ihn den österreichischen Ausschuß nennen, so darf ich wohl, um ihn im größten Licht zu zeigen, ihm seinen wahren Namen geben, nämlich: Die Partei des Orleans. Diese Partei ist allein an allem Schuld, was man dem vorgeblichen österreichischen Ausschusse zur Last legt. Ich will es beweisen; und sollten auch ihre Dolche mich beim Ausgange aus dieser Versammlung treffen; sollte mich ihr Gift tödten, wie es vielleicht Mirabeau tödtete, als er die drei und dreißig Verschwornen entlarvt hatte; dennoch will ich die Wahrheit ganz und nackt darstellen, und die bis jezt im undurchdringlichsten Dunkel verborgenen Geheimnisse der Bosheit an das Tageslicht bringen. Ich will beweisen, daß diese Rotte den abscheulichen Plan entworfen hat, den König, seine Familie und alle diejenigen, welche die Constitution, so wie sie ist, wollen, zu ermorden, über Frankreich zu herrschen und die

Schuldigen der Strafe zu entziehen. — Gleich zu Anfange der Revolution war die Orleans'sche Partei darauf bedacht, sich des Schutzes von England zu versichern. Sie bot England die Krone Frankreichs für den Herzog von York an. Da aber England einen, durch so schwarze Verbrechen erkauften, Thron, den es doch nicht lange würde haben behaupten können, ausschlug, so sannen sie auf einen andren Plan. Die Eroberung unserer westindischen Inseln, oder, welches den Engländern gleichviel ist, ihre Unabhängigkeit, sollte dieser Partei die Gunst Englands erwerben. — Man hat dem österreichischen Ausschusse den Briefwechsel mit den Feinden vorgeworfen. Aber die Herren Dumouriez und Bonne Carrere sind die alleinigen Besitzer der Geheimnisse des Cabinettes. Wenn sie bekannt werden, so ist niemand Schuld als diese. Drei ausgewanderte Personen sind, unter dem Scheine der Unzufriedenheit, von Coblenz nach Paris zurückgekommen, zwei Brüder nebst ihrer Schwester. Mit diesen Spionen steht Herr Dumouriez in genauer und enger Verbindung; ja die Schwester jener Beiden lebt sogar mit ihm unter Einem Dache und speiset mit ihm an Einem Tische. Durch sie haben die Feinde unsere Plane zum Angriffe von Mons und Tournay erfahren, aus mehreren Zeitungsblättern. Besonders hat man in dem Journal général de l'Europe und in der Chronique, deren Verfasser die Herren Lebrun und Noel, Secretäre des

Ministers, sind, die Plane bereits am 22. April gelesen, da doch der Angriff erst am 29. geschah. Die Feinde hatten also sechs Tage Zeit, um die nöthigen Zurüstungen zu machen. Herr Dumouriez ist für seine Secretäre verantwortlich, und wegen dieser Verrätherei strafbar; um so viel mehr, da er gar nicht zugeben sollte, daß seine Secretäre Zeitungen schrieben, und die Staatsgeheimnisse öffentlich bekannt machten. Es ist also eben so unredlich, als unverschämt, den Verrath unserer Plane dem österreichischen Ausschusse zuzuschreiben, da doch sechs Tage vor dem Angriffe nicht nur die beiden genannten Zeitungen, sondern auch die Tageblätter des Gorsas, Marat, Regnier, Brissot und Carra, ganz Paris mit dem Geheimnisse desselben bekannt gemacht hatten." — Der Redner bewies hierauf umständlich, daß der Minister Dumouriez ein Mitglied der Orleansschen Partei wäre, und ging dann zu einem anderen Abschnitte seiner merkwürdigen Rede über. „Nun will ich, sprach er, beweisen, daß die Orleans'sche Partei ein Complott gegen den König gemacht hat. Ohne mich jetzt bei dem aufzuhalten, was aus der wegen der Verbrechen des 5. und 6. Octobers 1789 angestellten Untersuchung gegen Orleans, das Haupt dieser Partei, erhellt; nichts zu sagen von den Mißhandlungen, denen der König und die Königin am 18. April 1791 ausgesetzt gewesen sind; ohne von der unpatriotischen Parade zu sprechen, die

man mit den vierzig Soldaten von Chateauvieux vornahm, und deren Ausgang zum Glücke bloß lächerlich gewesen ist, noch von den Bemühungen dieser Partei, die Befreiung der Mörder von Avignon zu begünstigen, um sie in die Hauptstadt zu ziehen, wo sie glaubte, dieselben brauchen zu können: will ich blos die neuesten Versuche ausführlich entwickeln, die man am 23. Mai gemacht hat, den König nebst seiner Familie zu morden, oder zur Flucht zu nöthigen. Um das abscheuliche Complott auszuführen, mußte man das Volk gegen den König und die Königin aufhetzen. Hiezu brauchte man Geld und künstlich vorbereitete Verläumdungen. Herr Dumouriez bekam den Auftrag, für das Geld zu sorgen, und indessen sechs Millionen herbeizuschaffen, bis der ehemalige Herzog von Orleans andere Summen durch ein, in seinem und der Brabanter Patrioten Namen zu Brüssel von Herrn Larchier eröffnetes Anlehen erhalten würde. Die Verläumdungen wurden Carra, Gorsas, Lebrun und Noel überlassen. Herr Dumouriez verlangte und erhielt von der Nationalversammlung, für angebliche Bedürfnisse seines Departements, sechs Millionen, vermöge eines Beschlusses vom 26. April, und bezog am 7. Mai 1,200,000 Livres davon. Den größten Theil des Geldes vertheilte er unter seine Partei: und nun fing die Verläumdung an, in die Posaune zu stoßen; nun machte man die wichtige Entdeckung eines österreichischen Ausschusses, und

die besoldeten Herolde sprachen in allen Gesellschaften davon; selbst Mitglieder der Nationalversammlung halfen das Gerücht verbreiten. Der König sah sich genöthigt, die Verläumdung durch den Weg des Rechts in ihrer Blöße darstellen zu lassen. Ohne dazu verpflichtet zu seyn, gab er der Nationalversammlung Nachricht davon, um das gegenseitige Vertrauen zu unterhalten. Allein sein Brief hatte eine ganz andere Wirkung, als er von demselben zu erwarten berechtigt war. Es hätte dieser Brief das, zum Ausführen noch nicht reife, Complott beinahe früher zum Ausbruche gebracht. Man fürchtete, entdeckt zu werden; und die Läufer der Partei rannten überall herum, um das Gift des Königsmordes in alle Herzen zu gießen. Der verruchte Pater Duchesne . . . ."

(Hier entstand ein lautes Zischen, Schreien und Pfeifen unter den von den Jakobinern besoldeten Zuhörern auf den Gallerien.)

„Der verruchte Pater Duchesne stieß die gräßlichsten Verwünschungen gegen den König und gegen die Königin aus, so wie gegen alle guten Bürger des Staats, gegen alle wahren Patrioten, die nichts als die Constitution wollen. Er forderte die braven Sansculotten auf, ihre Piken zu schärfen, und das Vaterland von allen denen zu befreien, die dem Sturze des Königthums und der Constitution (das heißt: des Königs, der Nationalversammlung

und der braven Bürgermiliz) sich widersetzen würden. Der schändliche Martel schreibt in seinem Journale: der König (den er bald Herrn Capet, bald Herrn Veto, bald Ludwig Bluthund zu nennen sich erfrecht) wolle sich nur mit dem Blute der Franzosen sättigen; seine Verrätherei sey an den Niederlagen von Mons und Tournay Schuld; der König werde gehangen werden; er werde bald mit einem rothen Hemde bekleidet werden . . . ."

(Lautes und anhaltendes Beifallklatschen unter den Zuhörern auf den Gallerien. Mehrere Mitglieder der Versammlung riefen unwillig darüber aus: Das ist abscheulich!)

„Zu gleicher Zeit erschien in den Blättern des Lebrün und Noel die Nachricht, daß England keine Verbindung mit uns eingehen wolle. Nun verbreitete sich das Gerücht, daß die Königin bei den falschen Assignaten zu Passy mit im Spiele wäre, nebst der Lüge von den weggenommenen Kanonen der Vorstadt St. Antoine und des Zeughauses. Den Zeitpunkt einer so großen Gährung in den Gemüthern wollte man nicht ungenutzt vorüber gehen lassen. Die Rolle, denselben zu benutzen, übernahm Pethion. — Wahrlich keine Erfindung der Verläumdung war im Stande, mächtiger auf das Volk zu wirken, als der Verdacht einer neuen vorgehabten Flucht des Königs. Pethion verbreitete diese Erfindung auf die ihm eigene heuchlerische Art, daß die Bürgermiliz

sowohl, als die ganze Stadt dieselbe am Morgen erfahren mußte. Der Republikaner Santerre und der wilde St. Hurug e tränkten die Einwohner der Vorstadt St. Antoine mit Wein und Brantewein. Die Gährung nahm zu; das Volk drängte sich zu dem Schlosse und um unsern Saal, wo gerade der österreichische Ausschuß angeklagt wurde; die schändlichsten Verläumdungen gegen den König und die Königin wurden ausgespieen; ja ihr Leben war in der größten Gefahr, und wer weiß, was geschehen wäre, wenn nicht die brave Bürgermiliz die Gitter des Gartens verschlossen, und die Reiter den Haufen auseinander gesprengt hätten. — Der König beklagt sich in seinem Schreiben an den Bürgerrath und an die Aufseher der Abtheilung, daß der Maire die seine Sicherheit betreffenden Nachrichten ihm verschweige, und dem Commandanten der Bürgermiliz entdecke, und daß man auf diese Weise das Volk aufzuwiegeln suche. Während nun der König acht Tage lang in seinem Schlosse sich verschließen muß, läßt der Maire seine Antwort drucken, und überall mit den Worten: „Merkwürdige Antwort des Herrn Pethion auf den infamen Brief des Königs," verbreiten; eine Antwort, in welcher er die Verläumdung noch künstlich zu bestätigen sucht. — Die folgenden Tage waren, aller Ränke der Parthei ungeachtet, ruhiger; aber kaum war am 26. Mai durch eine Unvorsichtigkeit das Schießpulver auf ei-

ner

ner Wachstube entzündet und zwei Bürger dadurch getödtet worden, als die Verläumdung schon verbreitete: der König und die Königin hätten es anstecken lassen. Die Lüge war zu grob, um die Ruhe dieses und des folgenden Tages zu stören. Allein am 29. verbreitete man neue Verläumdungen gegen den König und gegen die Königin, gegen den vorgeblichen österreichischen Ausschuß, gegen die neuen Pariser Regimenter, gegen die Bürgermiliz und gegen die Schweizerwache. Man berauschte fünf Schweizer und vermochte sie, die weiße Cokarde aufzustecken; man verbreitete: Herr de Montmorin sey nach England gegangen; der österreichische Ausschuß wolle die Nationalversammlung sprengen, um den König in seine alten Rechte wieder einzusetzen; die Papiere dieses Ausschusses seyen zu Sevres verbrannt worden; und der Maire hätte ein großes Complott entdeckt, durch das Schießpulver im Zeughause das ganze dortige Quartier in die Luft zu sprengen. So unwahrscheinlich alles dieses war, mußte es dennoch auch auf verständige Leute im ersten Augenblick Eindruck machen, bis eine reifere Ueberlegung die Richtigkeit dieser Schreckbilder zeigte. — Am Abende des 29. Mai liefen während des Aufruhrs blutdürstige Kerle umher, welche sagten, daß man ihnen vier Köpfe (des Königs, der Königin, des Dauphins und der Krouprinzessin) versprochen hätte, die ihnen auch nicht fehlen sollten. Einem bei den Jakobinern ge-

machten Vorschlage gemäß sollte die Krone dem Herzog von York angetragen werden. Dieser Prinz besuchte während seines Aufenthaltes in einer unserer Städte fleißig die Clubbs, und war bemüht, sich durch die größte Popularität auszuzeichnen.“ — Herr Ribbes verlangte am Ende seiner Rede, daß die Versammlung das Complott näher untersuchen, und gegen die Schuldigen ein Anklagedecret erlassen solle.

Rolands Umtriebe und berüchtigter Brief an den König.

Madame Roland, auf deren Antrieb ihr Gatte fortwährend Schritte thun mußte, welche offenbar ganz republikanisch waren, kam in Verdacht, die Zügellosigkeit und gänzliche Anarchie des Volkes zu beabsichtigen und zu begünstigen. Um dieß zu widerlegen, erließ Roland ein Rundschreiben an die Verwaltungsbehörden der 83 Departemente, in welchem er, oder vielmehr seine Frau, die gemäßigsten Grundsätze aufstellte, und sehr viel von den Verschwörungs-Planen des Hofes sprach. Die Behörden der Abtheilung von Paris erwiederten auf dasselbe, daß sie bis jetzt trotz aller angewandten Mühe noch keine authentische Beweise von einer Verschwörung des Hofes hätten auffinden können; ihre Antwort endigte mit folgenden merkwürdigen Worten:

„In unserer Abtheilung (in Paris), beinahe unter unsern Augen selbst, wird mit aller nur erdenkbaren

Kunst das Gift bereitet, welches man nachher in alle Theile des Königreiches ausgießt. Wir würden schlechte Staatsbürger, unwürdige Magistratspersonen des Volkes seyn, wenn wir Ihnen verschweigen wollten, daß sich mitten in der unserer Aufsicht anvertrauten Hauptstadt ein öffentlicher Hörsaal der Verläumdung befindet, wo die Bürger jedes Alters und beiderlei Geschlechts zugelassen werden, verbrecherische Lehren hören, und sich täglich mit Allem berauschen können, was die Verläumdung Schmutziges, was die Zügellosigkeit Vergiftendes hat. Wir meinen die Versammlungen, die in dem ehemaligen Kloster der Jakobiner in der Straße St. Honoré gehalten werden. Weite Gallerien stehen daselbst den Zuhörern offen; Tag und Stunde der Sitzungen werden dem Volke bestimmt angezeigt, und ein gedrucktes Tagebuch, welches sehr reichlich vertheilt wird, macht alle daselbst gehaltenen Reden bekannt. Wenn Sie, mein Herr, einige Bogen dieses Journals von vier oder fünf Sitzungen der vorigen Woche durchlaufen wollen, so werden Sie darin finden, daß man den König, die Gerichtshöfe, die verwaltenden Körperschaften, die Anführer unserer Armeen, kurz Alles, was in Frankreich mit einiger Würde bekleidet ist, absichtlich erniedrigt und herabgewürdigt hat. Man sagt daselbst (Sitzung vom 22. Mai): „Wenn es einem patriotischen Bürger unmöglich sey, im Dienste des Königs zu bleiben, so bestätige dieses das Sprichwort:

Wie der Herr, so der Diener.“ Und diese Worte, die der Präsident der Gesellschaft ausgesprochen hat, sind zufolge eines ausdrücklichen Beschlusses in das Tagebuch, welches Protokoll genannt wird, eingerückt worden. Man sagt daselbst (Sitzung von 17.): „Die Gerichtshöfe wollen die Gegenrevolution anfangen.“ Man klagt die Verwalter der Abtheilung der Nievre an, daß sie Kornjuden seyen. Das Andenken des unglücklichen Dillon wird auf die schändlichste Weise beschimpft; die Generale Lafayette und Narbonne werden von mehrern jener Redner Verräther, Treulose, des Schaffots würdige Böswichter genannt. Auch die Constitution ist nicht vor ihren Angriffen gesichert; denn in der Sitzung vom 17. wurde gesagt: „Es kostet ja nicht mehr Mühe, das Veto zu vernichten, als die Vernichtung der Bastille gekostet hat.“ Ja, mein Herr, Sie werden nicht ohne Schaudern in jenen Blättern lesen, daß in der Sitzung vom 19. Mai die Erzählung einer grausamen, auf die unmenschlichste Weise verübten Mordthat mit einem gräßlichen Beifallgeschrei angehört worden ist. Wir wollen nicht weiter citiren; allein die Durchlesung jenes Tagebuchs wird Sie überzeugen, daß es keinen Ungehorsam, keinen Aufruhr, keine Verhöhnung des Gesetzes, der Gerechtigkeit oder der Menschheit giebt, die daselbst nicht gerechtfertigt, ja sogar mit den auffallendsten Beifallsbezeigungen aufgenommen worden wäre. Auf jeder Seite werden Sie finden,

daß der Verläumder auf die frechste Weise seine Lügen auskramt, ohne sich die Mühe zu geben, auch nur die mindesten Thatsachen, auch nur die leichtesten Anzeigen beizufügen, und daß er, weil er schon im Voraus von dem guten Erfolge seiner Angaben überzeugt ist, die Leichtgläubigkeit des Volkes sich zu Nutze macht, ohne sich die Mühe zu geben, das Gift, welches er demselben austheilt, auch nur zu verbergen."

Madame Roland hatte ein Schreiben an den König zu Papier gebracht, und verlangte nun, daß es sämmtliche Minister unterzeichnen und alsdann dem Monarchen übersenden sollten. Da sie sich aber weigerten, dies Begehren zu erfüllen, so mußte sich Roland, auf seiner Frau ausdrücklichen Willen, entschließen, seinen Namen allein darunter zu setzen. Daranthon hatte ihm zwar Vorstellungen dagegen gemacht, und bemerkt, daß dieser Brief geeignet sey, dem Könige das Zutrauen zu seinen Ministern zu nehmen. Aber Roland bestand fest auf der Meinung seiner Frau und deren Freunde, der Girondisten, welche hierdurch eine Erklärung zu erlangen hofften, die sie aus aller Ungewißheit ziehen werde. Roland übersandte den Brief dem Könige, und las ihn zum Ueberflusse noch einmal in jener berühmten Minister-Raths-Sitzung, wo es wegen des Vorschlags von Servan beinahe zu Schlägereien unter den Herren Ministern gekommen wäre, und in Gegenwart des

Königs vor, dem er dabei die härtesten Vorwürfe machte. Dieser so berühmt gewordene Brief lautet:

„Sire! Der gegenwärtige Zustand Frankreichs kann nicht lange dauern; es ist ein Zustand der Crisis, welcher den höchsten Grad von Spannung erreicht hat; er muß sich durch einen Ausbruch endigen, bei dem Eure Majestät eben so sehr als das ganze Reich betheiligt ist."

„Mit Ihrem Vertrauen beehrt, und auf einem Posten, wo ich Ihnen Wahrheit schuldig bin, wage ich es, sie ganz zu sagen; es ist eine Verbindlichkeit, die Sie mir selbst auflegten."

„Die Franzosen haben sich eine Verfassung gegeben; dieselbe hat Mißvergnügte und Aufrührer gemacht. Die Mehrheit des Volkes aber will sie aufrecht erhalten; es hat den Eid geleistet, sie mit seinem Blute zu vertheidigen, und es hat mit Vergnügen den Krieg als ein großes Sicherungsmittel gesehen. Allein die Minderzahl, auf Hoffnungen sich stützend, hat Alles aufgeboten, um den Sieg zu erringen. Daher dieser innere Kampf gegen die Gesetze, die Anarchie, über welche alle guten Bürger seufzen, und deren sich die Uebelwollenden bedienen, um die neue Ordnung der Dinge zu verläumden; daher die überall verbreiteten und überall hervorgerufenen Unruhen. Denn nirgends herrscht Gleichgültigkeit, man will den Sieg oder die Abänderung der Verfassung; man handelt, um sie aufrecht zu erhal-

ten, oder um sie zu ändern. Ich werde hier nicht auf die Untersuchung der Verfassung selbst eingehen, sondern nur bei dem stehen bleiben, was die jetzigen Zeitumstände erheischen; ohne Partei für sie zu nehmen, untersuche ich hier bloß, was man erwarten darf und was man begünstigen muß."

„Eure Majestät genoß großer Vorrechte, welche Sie als der Königswürde angehörig betrachteten. Mit dem Gedanken an ihre Erhaltung aufgewachsen, konnten Sie nicht mit Vergnügen sehen, wie sie Ihnen entrissen wurden; der Wunsch, sie wieder zu erlangen, war eben so natürlich, als der Schmerz um ihren Verlust. Diese Gesinnungen, welche in dem Herzen des Menschen gegründet sind, mußten von den Feinden der neuen Ordnung der Dinge benützt werden; sie haben daher auf eine heimliche Billigung gezählt, bis die Umstände einen offenen Beistand erlauben würden. Diese Gesinnungen konnten auch dem Volke nicht entgehen, und mußten es in beständigem Mißtrauen erhalten."

„Eure Majestät war daher immer in dem Falle, entweder Ihren ersten Gewohnheiten, Ihren besondern Neigungen nachzugeben, oder Opfer zu bringen, welche die Philosophie verlangte, die Nothwendigkeit forderte; entweder also die Aufrührer kühn zu machen und die Nation zu erschrecken, oder diese zu beruhigen und sich mit ihr zu vereinigen. Alles hat

seine Zeit, und die der Ungewißheit ist endlich gekommen."

„Will Eure Majestät sich jetzt offen mit Denen verbinden, welche die Verfassung abändern wollen, oder wollen Sie sich großmüthig und ohne Rückhalt entschließen, ihr den Sieg zu verschaffen? Dies ist die wahre Frage, deren Beantwortung die gegenwärtige Lage der Dinge unumgänglich nothwendig macht. Was die sehr speculative Frage betrifft, ob die Franzosen reif zur Freiheit sind, so thut ihre Untersuchung nichts zur Sache; denn es handelt sich nicht darum was wir in einem Jahrhundert geworden seyn werden, sondern davon, wessen das gegenwärtige Geschlecht fähig ist."

„Was ist während der Unruhen geschehen, in denen wir seit vier Jahren leben? Vorrechte, die dem Volke lästig waren, sind abgeschafft worden; die Idee der Gerechtigkeit und der Gleichheit hat sich allgemein verbreitet, ist überall hingedrungen; die Meinung über die Rechte des Volks hat das Gefühl derselben für seine Rechte veredelt; die Anerkennung derselben ist ein geheiligter Lehrsatz geworden; der Haß gegen den Adel, welchen das Lehenwesen schon längst eingeflößt hatte, ist bitterer geworden durch den offenbaren Widerstand der meisten Adelichen gegen die Verfassung."

„Während der ersten Jahre der Revolution sah das Volk im Adel Menschen, verhaßt wegen ihrer

schändlichen Vorrechte; allein es hätte aufgehört, sie zu hassen, wenn nicht das Betragen des Adels alle möglichen Gründe an die Hand gegeben hätte, ihn als einen unversöhnlichen Feind zu hassen und zu bekämpfen."

„Die Anhänglichkeit an die Verfassung ist in demselben Verhältnisse gewachsen; nicht nur verdankte ihr das Volk sehr merkliche Vortheile, sondern es glaubte, daß sie ihm noch viel größere bereite, weil die, von denen es die Ueberwälzung aller Lasten gewohnt war, sich so viele Mühe gaben, sie zu vernichten oder zu verändern. Die Erklärung der Rechte ist ein politisches Evangelium geworden, und die Verfassung eine Religion, für welche das Volk bereit ist, sich aufzuopfern. Auch ist sein Eifer manchmal so weit gegangen, daß es das Gesetz ersetzen wollte, und wenn dieses die Ruhestörer nicht genug im Zaume hielt, so haben die Bürger sich erlaubt, dieselben selbst zu bestrafen. So sind die Besitzungen von Ausgewanderten den Verwüstungen der Rache ausgesetzt gewesen; deswegen haben so viele Departemente sich zu strengen Maßregeln gegen die Priester bewogen gefunden, welche die Meinung für schuldig erklärte und die sie geopfert hätte."

„In diesem Kampfe der Interessen sind alle Gefühle zu Leidenschaften geworden. Das Vaterland ist nicht blos ein Wort, welches die Einbildungskraft verschönert hatte, — es ist ein Wesen, dem man

Opfer gebracht hat, an das man sich alle Tage mehr anschließt durch die Sorge, die es verursacht, das man durch große Bemühungen erschaffen hat, das sich mitten unter Unruhen erhebt, und das man eben sowohl um der ihm gebrachten Opfer, als um der Hoffnungen willen liebt, die man jetzt von ihm hegt; alle Angriffe auf das Vaterland sind Mittel, die Begeisterung für dasselbe zu erhöhen. Zu welcher Höhe wird sich diese Begeisterung nicht erheben, wenn die feindlichen Mächte sich mit den innern Verschwörungen zu noch gefährlichern Streichen verbinden werden! Die Gährung ist in allen Theilen des Reiches außerordentlich; sie wird auf eine schreckliche Art ausbrechen, wenn nicht ein vernünftiges Vertrauen in die Gesinnungen Eurer Majestät sie endlich beruhigen kann; allein dieses Vertrauen kann nicht durch Betheuerungen erlangt, es kann nur auf Thatsachen begründet werden."

„Es ist augenscheinlich für das französische Volk, daß die Verfassung im Gange bleiben, die Regierung die ganze ihr nothwendige Kraft erhalten kann, sobald Eure Majestät bestimmt den Sieg dieser Verfassung wollen, die gesetzgebende Gewalt mit der ausübenden Macht unterstützen, zu allen Unruhen des Volkes den Vorwand nehmen und allen Mißvergnügten die Hoffnung rauben wird."

„So sind zum Beispiele zwei wichtige Beschlüsse gefaßt worden; beide sind von hohem Werthe für die öffentliche Ruhe und das Wohl des Staates;

die Verzögerung ihrer Bestätigung vermehrt das Mißtrauen; wenn sie verlängert wird, so wird sie Mißvergnügen erzeugen, und, ich muß es sagen, bei der gegenwärtigen Gährung kann Mißvergnügen zu allem führen."

„Es ist keine Zeit mehr, zurückzugehen, selbst zu zögern ist nicht mehr möglich: die Umwälzung ist in den Gemüthern geschehen, sie wird sich durch Blut in der Wirklichkeit ausführen, und durch dasselbe begründet werden, wenn dem noch zu vermeidenden Unglücke nicht mit Weisheit zuvorgekommen wird.

„Ich weiß, man kann hoffen, durch gewaltsame Mittel alles durchzusetzen, alles zu unterdrücken; allein wenn man auch so viel Kraft entwickelte, um die Versammlung zu zwingen, um in Paris und in seinen Umgebungen Schrecken zu verbreiten, so würde ganz Frankreich sich mit Unwillen erheben, und sich selbst durch die Gräuel eines Bürgerkrieges zerfleischen, jene düstere Thatkraft entwickeln, welche die Mutter von Tugenden und Verbrechen, und immer für die verderblich ist, welche sie hervorgerufen haben."

„Das Wohl des Staates und das Glück Eurer Majestät sind innig mit einander verbunden, keine Macht kann sie von einander trennen: grauses Unglück wird Ihren Thron umgeben, wenn Sie ihn nicht selbst auf den Grundlagen der Verfassung feststellen, und ihn durch die Ruhe befestigen, welche uns ihre endliche Aufrechterhaltung verschaffen wird.

So machen der Zustand der Gesinnungen, der Lauf der Dinge, die Gründe der Klugheit, der Vortheil Eurer Majestät die Verbindlichkeit unausweichlich, sich mit der gesetzgebenden Versammlung zu vereinigen, und dem Wunsche des Volkes zu entsprechen; sie machen das zur Nothwendigkeit, was die Grundsätze als Pflicht aussprechen. Schon die diesem Volke natürliche Dankbarkeit sollte vermögend seyn, Ew. Majestät hiefür zu bestimmen. Man hat Sie grausam getäuscht, Sire, wenn man Ihnen gegen dieses leicht zu rührende Volk Abneigung oder Mißtrauen eingeflößt hat. Dadurch, daß man Sie beständig in Besorgniß versetzte, hat man Sie zu einem Betragen gebracht, welches das Volk zum Mißtrauen bewegen mußte; zeigen Sie ihm, daß Sie entschlossen sind, die Verfassung in Gang zu bringen, an die es sein Glück knüpft, und bald werden Sie der Gegenstand seiner Segenswünsche seyn.“

„Das Betragen der Priester an vielen Orten, die Vorwände, welche der Fanatismus den Mißvergnügten gab, haben ein weises Gesetz gegen die Ruhestörer veranlaßt; geben Eure Majestät dazu Ihre Zustimmung; die öffentliche Ruhe und die Sicherheit der Priester verlangen es gleichmäßig. Wenn das Gesetz nicht erlassen wird, so sind die Departemente genöthigt, gewaltsame Maßregeln an seiner Stelle zu ergreifen, und das erbitterte Volk wird es durch Verbrechen ersetzen.“

„Die Versuche unserer Feinde, die Unruhen in der Hauptstadt, das durch das Betragen Ihrer Leibwache hervorgebrachte Mißtrauen, welches immer noch durch die Beweise der Zufriedenheit, die man durch Eure Majestät an dieselbe verschwendet, und durch einen unter den jetzigen Umständen sehr unklugen

Aufruf unterhalten wird; die Lage von Paris, seine Nähe an der Gränze, haben das Bedürfniß eines Lagers in den Umgebungen der Stadt fühlbar gemacht. Diese Maßregel, deren Weisheit und Nothwendigkeit alle Vernünftigen eingesehen haben, erwartet nur noch die Bestätigung Eurer Majestät. Warum mußte eine Zögerung ihr den Schein des Widerwillens geben, da Schnelligkeit Dankbarkeit zur Folge gehabt hätte?"

„Die Versuche des Generalstaabes der Pariser National-Garde haben schon die Vermuthung eingeflößt, daß er durch höheren Einfluß geleitet werde; schon erwecken die Reden einiger überspannten Volksthümler den Verdacht einer Verbindung mit denen, welche die Verfassung umstürzen wollen; schon tadelte die öffentliche Meinung die Gesinnungen Eurer Majestät. Noch einige Zögerung, und das betrübte Volk wird in seinem Könige den Freund und den Mitschuldigen der Verschwörer erblicken."

„Gerechter Himmel! hast du die Gewaltigen der Erde verblendet, und werden sie nie andere Rathgeber haben, als solche, die sie ins Unglück stürzen?"

„Ich weiß, daß die strenge Sprache der Wahrheit selten gut am Throne aufgenommen wird; ich weiß aber auch, daß, weil sie beinahe nie sich an demselben hören läßt, Staatsumwälzungen nothwendig werden; vor allem weiß ich, daß ich sie zu Eurer Majestät sprechen muß, nicht nur als den Gesetzen gehorchender Bürger, sondern als mit Ihrem Vertrauen beehrter, oder wenigstens mit einem Amte, welches dasselbe voraus setzt, bekleideter Minister, und ich kenne nichts, was mich abhalten könnte, eine von mir anerkannte Pflicht zu vollbringen."

„In demselben Geiste wiederhole ich meine Vor-

stellungen über die Verpflichtung und den Nutzen, einen Geheimschreiber im Ministerrathe zu haben. Schon das bloße Daseyn des Gesetzes hierüber spricht so laut, daß die Ausführung ohne Verzug erfolgen zu müssen scheint; allein außerdem noch müssen alle Mittel angewendet werden, um den Berathungen alle Würde, alle Weisheit, alle Reife zu erhalten; für verantwortliche Minister muß es ein Mittel geben, ihre Meinungen beweisen zu können; wenn dasselbe vorhanden wäre, so würde ich mich jetzt nicht schriftlich an Eure Majestät wenden."

„Das Leben ist nichts für Denjenigen, welcher seine Pflichten über Alles hält; wenn aber das Gefühl, sie erfüllt zu haben, beruhigend ist, so ist es beglückend, wenn man sie mit Treue erfüllt hat."

„Paris den 10. Juni 1792, im vierten Jahr der Freiheit." „Unterzeichnet: Roland."

Geduldig hatte der König dieses Schreiben vorlesen hören, und sich mit den Worten entfernt: „Ich werde Sie meine Meinung wissen lassen."

Gleich darauf wurde Dumouriez in's Schloß berufen, wo er den König und seine Gemahlin beisammen antraf. Letztere redete ihn mit den Worten an: „Müssen wir die Frechheit dieser Minister noch länger ertragen?" Dumouriez antwortete: „Nein; ich übernehme es, Eure Maj. von ihnen zu befreien, wenn Sie in meine Vorschläge eingehen." — Auf die Frage, worin diese bestehen, machte Dumouriez zur Bedingung, daß der König die beiden Beschlüsse wegen der Priester und der 20,000 Mann bestätigen müsse, weil er (Dumouriez) sonst seine ganze schon sehr schwankende Popularität verliere, wenn dem

Aufsehen, das die Entlassung dreier seiner Collegen nothwendig machen müsse, nicht durch die Bestätigung dieser Beschlüsse das Gewicht gehalten würde. Die Königin war anfangs dagegen, weil sie die 20,000 Mann fürchtete; aber Dumouriez beschwichtigte diese Furcht, indem er versicherte, daß, da der Ort des Lagers nicht genau bestimmt sey, man sie ja nach Soissons und noch weiter schicken, sie fortwährend mit militärischen Uebungen beschäftigen, auch nach und nach bei der Armee unterbringen könne.

Der König willigte endlich unter der Bedingung ein, daß Dumouriez das Kriegsdepartement übernehmen solle, wozu sich dieser, trotz dessen Verantwortlichkeit, verstehen zu wollen erklärte, wenn Ludwig auch den Beschluß gegen die Geistlichen bestätige. Er behauptete, nur dann Minister bleiben zu können, und sagte: „Dieses Decret wird den Geistlichen mehr nützlich als schädlich seyn, denn es wird sie der Wuth des Volkes entziehen. Eure Majestät hätte sich dem Beschlusse der ersten Nationalversammlung wegen der Eidesleistung widersetzen sollen; jetzt ist es nicht mehr Zeit.“ Der König gab ihm zur Antwort: „Ich will nicht noch einmal unrecht handeln.“ Indessen vereinigte sich die Königin jetzt mit dem Minister, und der König schien endlich einzuwilligen.

Nun erhielten Roland, Servan und Clavière sogleich ihre Entlassung, und Dumouriez wurde Kriegsminister. Die verabschiedeten Minister wünschten sich gegenseitig Glück. Roland las auf Anrathen seiner Frau, welche nun Rache brütete, den Brief an den König in der Nationalversammlung vor, welche denselben mit großem Beifall aufnahm, dessen Druck und Versendung in alle Welt verordnete, und erklärte, daß die entlassenen Minister das Vertrauen der Nation mit sich nehmen.

Dumouriez hatte kühnen Muth genug, um in diesem Augenblicke die Rednerbühne, und zwar als Kriegsminister sich ankündigend, zu besteigen, ohne das Geschrei und das Zischen, welches ihn von allen Seiten empfing, zu achten, oder gar Delessart's Schicksal zu fürchten. Endlich gelang es ihm, sich Gehör zu verschaffen. Er berichtete nun einen kleinen Vortheil, den Lafayette über den Feind errungen hatte, und den Heldentod Gouvian's, welcher Lafayette's theuerster Waffengenosse war, indem er ihn herzlich bedauerte. Nun las er, dem nach abermaligem Sturm und Toben das Wort nur mit Mühe wieder geworden war, einen sehr eilfertig entworfenen Bericht über den Zustand der Armeen, über die Mängel der Verwaltung und sogar über die Fehler der Versammlung selbst vor, wobei er zugleich seinen Gegnern harte Vorwürfe machte. Häufig wurde er durch lärmendes Geschrei unterbrochen. So rief Guadet laut: „Hört ihn, er unterfängt sich, uns noch Rath zu ertheilen!" — „Und warum denn nicht?" erwiederte Dumouriez. — Als er geendet hatte, rollte er seinen Bericht zusammen, und wollte ihn weggehend in die Tasche stecken. Da schrie man: „Er will entfliehen!" — „Nein!" rief der unerschrockene Minister, nahm die Papiere wieder aus der Tasche, legte sie auf den Tisch und unterschrieb sie mit sichtbarer Kaltblütigkeit. Hierauf ging er mit langsamen Schritten und größter Ruhe mitten durch die Versammlung, um sich wegzubegeben. Als ihm einige Deputirte zuriefen: „Man wird Sie nach Orleans transportiren!" — sagte er: „Desto besser! Dann werde ich von meinen Strapatzen ausruhen, und Bäder und die Milchkur gebrauchen." — Und so entging er dem Anklagedecrete.

Marat.

Unsere Zeit,

oder

geschichtliche Uebersicht

der

merkwürdigsten Ereignisse
von 1789—1830.

nach den

vorzüglichsten französischen, englischen und deutschen Werken bearbeitet

von einem

ehemaligen Officiere der kaiserlich französischen Armee.

Sechzehntes Heft.

Stuttgart,
gedruckt bei E. F. Wolters.
1827.

Die französische

Staats-Umwälzung.

Zweite Periode.

Geschichte

der

gesetzgebenden oder zweiten

National-Versammlung.

Abermaliger Ministerwechsel.

Während sich der Kriegsminister mit so großer Festigkeit für den König in der Versammlung herumstritt, war dieser durch seine Umgebung in seinem Entschlusse hinsichtlich der beiden Decrete, besonders der Geistlichen wegen, schon wieder ganz umgestimmt worden, so daß er seine zuvor ziemlich bestimmt ausgesprochene Einwilligung zurücknahm. Jetzt vereinigten sich die vier Minister zu dem gemeinschaftlichen, ziemlich drohenden Verlangen an den König, daß er jenen Beschlüssen seine Bestätigung ertheilen möchte. Dieser aber antwortete: Drohungen könnten ihn nicht schrecken, sein Entschluß stehe fest; er werde höchstens das Decret wegen der 20,000 Mann, nimmermehr aber das gegen die Geistlichen gerichtete bestätigen. Indem er hierauf ihnen ein deßhalb an die Nationalversammlung gerichtetes Schreiben vorlas, sagte er in sehr bestimmtem Tone zu den Ministern: „Einer von Ihnen muß dieses Schreiben contrasigniren."

Nun begehrte Dumouriez nebst den andern Ministern die Entlassung. Der König, unwillig darüber, nahm Dumouriez's Entlassung erst an, nachdem er ihn noch einmal zu sich hatte rufen lassen, und dieser auf die ihm gemachte Frage, ob er auf seinem Entschlusse beharre, die schon gegebene Erklärung als unveränderlich erklärte. Duranthon aber und Lacoste nöthigte er, zu bleiben. Die nun erledigten Stellen besetzte er sämmtlich mit Feuillants, indem er de Montciel, Lajard und Chambras dazu berief; Mourgues war schon vorher zum Minister des Innern, und Naillac für die auswärtigen Angelegenheiten ernannt worden.

Ludwig XVI. setzte jetzt mehr als jemals seine Hoffnung auf die auswärtigen Mächte; seine Umgebung hatte ihn glauben gemacht, daß seine Befreiung vor der Thüre sey, daß in wenig Tagen die verbündeten Mächte zu Paris einrücken würden, und daher für diese kurze Zeit jedes Ministerium recht sey. Er hatte es daher nicht einmal der Mühe werth gehalten, bei der Wahl der neuen Minister auf Brauchbarkeit, Talente u. s. w. zu sehen.

Dumouriez hatte indessen ein Abschiedsschreiben an die Nationalversammlung erlassen, in welchem er ihr anzeigte, daß er sich nun zur Armee begebe, und welches er mit dem Wunsche schloß, daß eine Kanonenkugel alle Meinungen über seine Person vereinigen möchte. — Er war nur vier Tage Kriegsminister

gewesen; Mourgues behielt seine Stelle nur 36 Stunden, und Raillac, der Gesandter zu Zweibrücken gewesen war, verlor seine Stelle wieder, ehe er noch in Paris ankam. Die Stellung der Hauptstadt nahm nun mit jedem Tage eine drohendere Richtung, und man sah einem nahen und furchtbaren Ausbruche bange entgegen. Dem Volke entging es nicht, daß der Hof jetzt noch seine einzige Hoffnung auf den Feind setzte und dessen Ankunft mit Sehnsucht erwartete; es wurde deßhalb immer unruhiger, und die Schwierigkeiten, dasselbe im Zaume zu halten, vergrößerten sich. Um diese Zeit wurde in den Tuillerien und überhaupt öffentlich eine Schrift feilgeboten, welche betitelt war: „Der Sturz des Götzenbildes von Frankreich.“ Sie enthielt unter Anderem folgende Stelle:

„Der König, dieses Ungeheuer, gebraucht die ihm anvertraute Gewalt zur Vernichtung der Nation; wie ein zweiter Carl IX. will er euch gegen einander bewaffnen und Frankreich mit Verheerung und Leichen anfüllen. Treuloser! deine Verbrechen gegen eine gefühlvolle und großmüthige Nation setzen dich in die Classe der größten Uebelthäter. Damiens war nicht so strafbar als du; wäre ihm sein Verbrechen gelungen, so hätte er die menschliche Gesellschaft von einem Spitzbuben befreit. Aber dich, dessen Verbrechen fünfundzwanzigmillionenmal größer ist, dich läßt man ungestraft! Zittert, Verräther,

die ihr mit dem Willen des Volkes euer Spiel treibt! Die Stunde der Rache nahet heran; es giebt unter uns mehr als einen Scävola, der weder Qualen noch Tod fürchtet, wenn es darauf ankömmt, unsere Unterdrücker umzubringen. Weil der Nachfolger so vieler Tyrannen alle Bande zerrissen hat, die ihn an uns knüpften, — wohlan! so laßt uns dieses leere Schattenbild des Königthums mit Füßen treten, welche sich anmaßt, Gesetze zu vernichten, die der Wille von fünfundzwanzig Millionen Menschen gegeben hat. Werfen wir den Ueberrest des Königthums über den Haufen; zertreten wir dieses Götzenbild der Franzosen, welches die Majestät der Nation herabgewürdigt hat, indem es sich für unverletzbar erklären ließ."

Der abscheuliche, blutdürstige Marat hatte in einem seiner letzten mordbrennerischen und mordpredigenden Blätter gesagt: „Der König, die Minister und die Versammlung verstehen sich unter einander, wie Spitzbuben auf einem Jahrmarkte." — Der Bierbrauer und Commandant der Nationalgarde, Santerre, hatte an der Spitze einer Gesellschaft und von seinen Lanzenträgern begleitet, in der Absicht, die Versammlung fest bei dem Beschlusse wegen des Lagers von 20,000 Mann zu erhalten, folgende Worte an dieselbe gerichtet: „Freie Männer vereinigen sich, um als Brüder die Bande fester zu knüpfen; Sklaven

treibt man zusammen, um gekrönten Mördern entehrende und schimpfliche Huldigungen darzubringen."

Eine andere Gesandtschaft des Volkes trat den 17. Juni im Namen desselben vor die Schranken der Nationalversammlung, und begehrte die Erlaubniß, daß die Versammlungen der Abtheilungen von Paris permanent bleiben dürften, wie es zur Zeit der Bestürmung der Bastille gewesen; denn Gefahr und Hochverrath bedrohe die Nation. Sie hielt dabei folgende Rede:

„Mag doch die Wahrheit dem verwöhnten Ohre der Könige mißfallen, unsern Gesetzgebern muß sie willkommen seyn. Schon seit vier Jahren ist das Volk unaufhörlich von Verschwörungen umgeben gewesen, welche, wie es scheint, von Denjenigen, welche die vollziehende Gewalt in Händen haben, begünstigt, unterstützt und angezettelt werden. Ein unglücklicher Genius bestimmt die Schritte Ludwigs XVI. Seine Verräthereien haben wir vergessen, auf den glänzendsten Thron von Europa haben wir ihn gesetzt, — dennoch erinnert er sich keiner dieser Wohlthaten! Ihr habt zwei heilsame Entschlüsse gefaßt, — und er weigert sich, dieselben zu genehmigen! Ihr habt eine Leibwache von ihm entfernt, welche den frechsten Aristokratismus an den Tag legte, — und er stattet derselben in einer öffentlichen Erklärung für ihre Aufführung Dank ab. Sein Staatsrath war mit patriotischen Ministern besetzt, — und er giebt ihnen

den Abschied! Eine so unbegreifliche Hartnäckigkeit, die beständig Gutes mit Bösem vergilt, kann unmöglich länger geduldet werden. Wir müssen den Verräthern Schrecken einjagen; wir müssen diesen Wahnsinnigen, die sich noch immer mit der thörichten Hoffnung schmeicheln, uns zu einem Vergleiche zu bringen, ihren Irrthum benehmen. Sie müssen unsern Entschluß erfahren; sie müssen wissen, daß sie nicht eher triumphiren können, als bis alle Franzosen todt sind, und daß der Umsturz der Constitution nicht eher möglich ist, als wenn der letzte Vertheidiger derselben zu Boden gestreckt seyn wird. Auf, Gesetzgeber! auf! und gebt uns die Mittel, diesen unsern Willen zu vollziehen! Bewilligt den Versammlungen der Sectionen die Permanenz, um die sie so oft gebeten haben! Dort sind die Vertheidiger der Constitution immer bereit, für dieselbe zu fechten, immer mit den Waffen in der Hand. Ihr furchtbarer Anblick allein wird schon alle Feinde zu Boden werfen."

Jetzt schien Alles einen nahen allgemeinen Aufstand zu verkündigen, zu dem die Anstalten sichtlich getroffen wurden. Unterdessen kam noch den 18. Juni folgendes merkwürdige Schreiben Lafayette's an die Nationalversammlung ein, durch welches er noch einen Versuch machen wollte, die Verfassung und den ihm so theuern constitutionellen Thron zu retten:

„Im Lager bei Maubeuge, am 16. Juni 1792, im vierten Jahre der Freiheit.“

„Meine Herren! In dem vielleicht zu lange verschobenen Zeitpunkte, in welchem ich Ihre Aufmerksamkeit auf große öffentliche Angelegenheiten richten, und das Betragen eines Ministeriums, welches ich in meiner Correspondenz schon lange angeklagt habe, als eine der Gefahren, in denen wir schweben, darstellen wollte, erhalte ich die Nachricht, daß dieses Ministerium, durch seine Zwietracht entlarvt, ein Opfer seiner eigenen Ränke geworden ist; denn gewiß wird Derjenige unter den Ministern, der am wenigsten entschuldigt werden kann, der die meisten Vorwürfe verdient, seine ärgerliche und zweideutige Existenz im Staatsrathe des Königs durch die Aufopferung dreier Collegen, die sich wegen ihrer Unfähigkeit unter seine Gewalt beugen mußten, nicht befestigt haben.“

„Dennoch ist es nicht genug, daß dieser Zweig der Regierung von einem schändlichen Einflusse befreit ist. Das öffentliche Wohl ist in Gefahr. Frankreichs Stärke beruht vorzüglich auf seinen Stellvertretern. Von Ihnen erwartet die Nation ihre Rettung; allein indem sie sich eine Constitution gab, schrieb sie Ihnen die Bahn vor, auf welcher Sie die Nation retten können.“

„In der Ueberzeugung, meine Herren, daß, so wie die Rechte des Menschen Gesetz für jede constituirende Versammlung sind, auch eine Constitution für die Gesetzgeber, welche von ihr angeordnet sind, Gesetz werde, muß ich bei Ihnen selbst gegen die allzumächtigen Bemühungen klagen, welche man anwendet, um Sie von der Regel abzuführen, die Sie zu befolgen versprochen haben. Nichts soll mich hindern, dieses Recht eines freien Mannes auszuüben, diese Pflicht eines Bürgers zu erfüllen: weder die augenblicklichen Verirrungen der Meinung, denn was sind Meinungen, die sich von den Grundsätzen entfernen? noch meine Ehrfurcht für die Stellvertreter des Volks, denn ich habe noch mehr Ehrfurcht für das Volk selbst, dessen höchster Wunsch die Constitution ist, — noch das Wohlwollen, welches Sie mir beständig bezeugt haben, denn ich will es dadurch behaupten, wodurch ich es erhalten habe, nämlich durch unveränderliche Liebe zur Freiheit."

„Ihre Lage ist bedenklich. Frankreich wird von Außen bedroht und von Innen zerrüttet. Während die auswärtigen Höfe das unerträgliche Vorhaben ankündigen, Angriffe auf unsere Nationalsouveränetät zu thun, und sich so als Frankreichs Feinde erklären, unterhalten innere Feinde, die von Fanatismus oder Stolz berauscht sind, eine chimärische Hoffnung, und ermüden unsere Geduld noch mit ihrer frechen Bosheit."

„Diese müssen Sie, meine Herren, im Zaume halten; und sie werden dazu nur dann stark genug seyn, wenn Sie constitutionell und gerecht handeln. Gewiß wollen Sie es; allein werfen Sie einen Blick auf das, was um Sie her und in Ihrer Mitte vorgeht.“

„Können Sie es sich verhehlen, daß eine Rotte, und — um allen schwankenden Benennungen auszuweichen — die Jakobinerrotte, alle Unordnungen verursacht hat? Sie ist es, die ich laut deßwegen anklage. Sie ist wie ein besonderes Reich in ihrer Muttergesellschaft und ihren verbrüderten Clubbs organisirt; sie wird von einigen ehrgeizigen Häuptern blind geleitet; und so bildet diese Secte, mitten unter dem französischen Volke, eine eigne Körperschaft, die alle Gewalt des Volkes an sich reißt, indem sie seine Stellvertreter und Geschäftsträger unterjocht.“

„Hier wird, in öffentlichen Sitzungen, die Liebe zu den Gesetzen Aristokratie, und die Uebertretung derselben Patriotismus genannt; hier ertheilt man den Mördern des Delille den Triumph; hier finden die Verbrechen Jourdans ihre Lobredner; hier erregt die Erzählung des Mordes, welcher die Stadt Metz befleckt hat, ein höllisches Beifalljauchzen. Hofft man diesen Vorwürfen zu entgehen, indem man sich mit einem österreichischen Manifeste brüstet, in welchem dieser Secte Erwähnung geschieht? Ist sie

heilig geworden, weil Leopold ihren Namen ausgesprochen hat? und weil wir gegen Ausländer fechten müssen, die sich in unsere Streitigkeiten mischen, sind wir darum der Pflicht entledigt, unser Vaterland von einer innern Tyrannei zu befreien? Was liegt dieser Pflicht an den Anschlägen der Ausländer und an ihrem Einverständnisse mit den Freunden der Gegenrevolution, oder an ihrem Einflusse auf laue Freunde der Freiheit? Ich, ich klage diese Secte bei Ihnen an, ich, der ich, ohne von meinem vormaligen Leben zu reden, denen, die sich anstellen möchten, als ob sie mich verdächtig machen wollten, antworten kann: „Nähert Euch in diesem entscheidenden Augenblicke, wo sich der Charakter eines Jeden enthüllen wird, und lasset uns sehen, wer von uns unbiegsamer in seinen Grundsätzen, hartnäckiger in seinem Widerstande seyn, und den Hindernissen sowohl, als den Gefahren Trotz bieten werde! den Gefahren, welche Verräther ihrem Vaterlande verbergen, wahre Staatsbürger aber zu berechnen und für dasselbe zu verachten wissen!" — Und wie könnte ich noch länger zaudern, diese Pflicht zu erfüllen, da die gesetzmäßige Gewalt täglich herabgewürdigt wird, und der Parteigeist sich an die Stelle des Nationalwillens setzt; da die Kühnheit der Volksaufwiegler die friedlichen Staatsbürger zum Stillschweigen nöthigt und nützliche Männer entfernt; da die Verbindung mit einer Secte alle Privat- und Bürgertu-

genden vertritt, welche in einem freien Lande das strenge und einzige Mittel seyn müssen, um zu den Geschäften der Regierung zu gelangen.“

„Nachdem ich allen Schlingen, allen Hindernissen, den muthigen und ausdauernden Patriotismus einer Armee entgegengesetzt habe, die man vielleicht aufopfern wollte, um ihren Anführer zu stürzen, so kann ich heute dieser Secte die Correspondenz eines Ministeriums vorhalten, welches ein würdiges Geschöpf seines Clubbs ist; diese Correspondenz, deren Berechnungen alle falsch sind, deren Versprechungen grundlos, deren Nachrichten trügerisch oder unbedeutend sind, deren Rath treulos oder widersprechend ist; diese Correspondenz, worin man in mich drang, ohne Vorsicht vorzurücken, ohne Mittel zum Angriffe anzugreifen, und nachher anfing zu sagen, daß bald aller Widerstand unmöglich seyn würde — eine feigherzige Behauptung, die ich mit Unwillen abwies.“

„Welch eine merkwürdige Uebereinstimmung der Sprache zwischen den Aufwieglern der Aristokratie und denjenigen, die sich den Namen der Patrioten anmaßen? Beide wollen unsere Gesetze umwerfen; beide freuen sich über die Unordnungen; erheben sich gegen diejenigen, deren Händen das Volk Gewalt anvertraut hat; verabscheuen die Bürgermiliz; predigen der Armee Ungehorsam; und streuen bald Mißtrauen, bald Muthlosigkeit aus.“

„Was mich betrifft, meine Herren, der ich die Sache der Amerikaner zu der Zeit zu der meinigen machte, als mir die Gesandten erklärten, daß dieselbe verloren sey; der ich mich seit jener Zeit einer anhaltenden Vertheidigung der Freiheit und der Souveränetät der Völker weihte; der ich am 11. Juli 1789, als ich meinem Vaterlande eine Erklärung der Menschenrechte vorlegte, zu sagen wagte: „damit eine Nation frei sey, darf sie es nur seyn wollen" — ich komme heute, voller Vertrauen auf die Gerechtigkeit unserer Sache, voller Verachtung gegen die Feigherzigen, welche dieselbe verlassen, voll Unwillen gegen die Verräther, welche dieselbe beflecken wollten, — ich komme, um zu erklären, daß die französische Nation, wofern sie nicht die verworfenste der Erde ist, der Verschwörung der Könige, die man zu einer Verbündung gegen sie bewogen hat, Widerstand thun kann und muß. Wahrlich! in der Mitte meiner tapfern Armee sind furchtsame Gesinnungen nicht erlaubt; Patriotismus, Kraft, Mannszucht, Geduld, gegenseitiges Zutrauen, alle Bürger- und Soldatentugenden finde ich bei ihr."

„Bei ihr sind die Grundsätze der Gleichheit und Freiheit geliebt, die Gesetze geehrt und das Eigenthum heilig. Bei ihr kennt man weder Verläumdungen noch Parteien; und wenn ich erwäge, daß Frankreich mehrere Millionen Männer besitzt, die solche Soldaten werden können, so frage ich mich:

wie

wie tief gesunken müßte ein zahlreiches Volk seyn, welches, stark durch seine Vertheidigungsanstalten, noch stärker aber durch seine natürlichen Hülfsmittel, gegen einer unnatürlichen Verbindung in Masse aufzustehen vermag, und dennoch den feigherzigen Gedanken kaum geben könnte, seine Souveränetät aufzuopfern und seine Erklärung der Menschenrechte zum Gegenstand eines Vergleichs zu machen. Wie sollte dies auch bei Vorständen, denen wir mit schnellen Schritten entgegen gehen, für möglich gehalten werden können! Damit aber wir, die Soldaten der Freiheit, mit Nachdruck für sie streiten und mit Nutzen für sie sterben könnten; so muß die Zahl der Vertheidiger des Vaterlandes schleunig mit der Anzahl seiner Gegner in Verhältniß gesetzt, und Vorrath aller Art, um unsere Märsche zu erleichtern, angeschafft werden. Der Wohlstand der Truppen, die Lieferungen für dieselben, ihre Bezahlung und die Vorkehrungen für ihre Gesundheit, müssen nicht mehr schädlichen Verzögerungen ausgesetzt seyn oder unter vorgeblichen Ersparnissen leiden, die ihrem Zwecke gerade entgegengesetzt sind."

„Vorzüglich müssen die, um die Constitution versammelten, Staatsbürger gewiß seyn, daß die Rechte, welche dieselbe zusichert, mit einer heiligen Treue, die alle Hoffnungen ihrer heimlichen oder öffentlichen Feinde zu vernichten fähig ist, unangetastet gelassen

werden. Verwerfen Sie diesen Wunsch nicht: es ist der Wunsch der aufrichtigen Freunde Ihrer rechtmäßigen Gewalt. Halten Sie Sich für überzeugt, daß keine ungerechte Folgerung aus meinem reinen Grundsatze entspringen kann; daß keine tyrannische Maßregel die Stütze einer Sache seyn kann, die ihre Stärke und ihren Ruhm den heiligen Grundlagen der Freiheit und Gleichheit zu danken hat; und sorgen Sie dafür, daß die Criminaljustiz wieder ihren constitutionellen Gang gehe, daß, in Ansehung der bürgerlichen Gleichheit und der Religionsfreiheit, die wahren Grundsätze in ihrer ganzen Ausdehnung angewandt werden."

„Die königliche Gewalt darf nicht angetastet werden, denn sie wird durch die Constitution gesichert. Sie muß unabhängig seyn, denn diese Unabhängigkeit ist eine Stütze unserer Freiheit. Der König muß geehrt werden, denn er ist im Besitze der Majestät der Nation. Er muß ein Ministerium wählen dürfen, welches nicht die Fesseln irgend einer Partei trägt; und wenn es Verschwörer gibt, so müssen sie durch das Schwert des Gesetzes fallen."

„Endlich muß auch die Herrschaft der Clubbs durch Sie zernichtet werden und der Herrschaft der Gesetze Platz machen. Ihre Anmaßungen müssen der festen, unabhängigen Ausübung der constituirten Gewalten, ihre zerrüttenden Grundsätze den wahren Grundsätzen der Freiheit, ihre wahnsinnige Wuth

dem ruhigen und festen Muthe einer Nation, die ihre Rechte kennt und vertheidigt, überhaupt aber ihre sectirerischen Plane dem wahren Wohle des Vaterlands weichen: des Vaterlands, welches, in dem gegenwärtigen Zeitpunkte der Gefahr, alle diejenigen vereinigen muß, für welche seine Unterjochung und sein Verfall keine Gegenstände einer abscheulichen Freude, oder einer infamen Spekulation sind."

„Dies, meine Herren, ist die Vorstellung, die Bitte, welche ein Staatsbürger der Nationalversammlung vorlegt, so wie er sie dem Könige vorgelegt hat; ein Staatsbürger, dem niemand die Liebe zur Freiheit im Ernste absprechen wird, den die verschiedenen Parteien weniger hassen würden, wenn er sich nicht durch seine Uneigennützigkeit über sie erhoben hätte; ein Staatsbürger, der lieber stille geschwiegen hätte, wenn ihm, wie so vielen andern, die Ehre der Nationalversammlung und das Zutrauen gleichgültig wäre, welches sie schlechterdings einflößen muß; ein Staatsbürger, der ihr sein Zutrauen nicht besser beweisen konnte, als dadurch, daß er ihr die Wahrheit ohne Hülle zeigte."

„Meine Herren! Ich habe meinem Gewissen, meinem Eide gehorcht. Ich war es meinem Vaterlande, Ihnen, dem Könige und vorzüglich mir selbst schuldig; mir, dem die Kriegszufälle nicht erlauben, die Mittheilung der Bemerkungen aufzuschieben, die ich für nützlich halte. Ich hoffe, daß die National-

versammlung darin einen neuen Ausdruck meiner Ergebenheit gegen ihr constitutionelles Ansehen, so wie meiner persönlichen Erkenntlichkeit und meiner Ehrerbietung gegen sie sehen werde."

„Lafayette."

Dem König übersandte er zugleich eine Abschrift dieses Schreibens mit nachstehendem Briefe:

„Aus dem verschanzten Lager vor Maubeuge, am 16. Junius 1792, im 4. Jahre der Freiheit."

„Sire! Ich habe die Ehre, Ew. Majestät die Abschrift eines Schreibens an die Nationalversammlung zu übersenden, in welchem Sie den Ausdruck derjenigen Gesinnungen finden werden, die ich während meines ganzen Lebens gehegt habe. Dem Könige ist bekannt, mit welchem Eifer und mit welcher Standhaftigkeit ich von jeher der Sache der Freiheit ergeben gewesen bin, so wie den Grundsätzen der Menschlichkeit, der Gleichheit und der Gerechtigkeit. Ihm ist bekannt, daß ich von jeher der Gegner der Partheimänner und ein Feind der Ausgelassenheit gewesen bin; und daß niemals irgend eine Macht von mir anerkannt worden ist, wenn ich dieselbe für unrechtmäßig hielt. Der König kennt meine Ergebenheit für sein konstitutionelles Ansehen, und meine Anhänglichkeit an seine Person. Dieß, Sire, sind die Gründe, um welcher willen ich an die Nationalversammlung schrieb; nach diesen Grundsätzen

werde ich, mitten unter den Stürmen, welche die Feinde und die Partheimänner durch ihre Projekte über uns zu bringen suchen, mein Betragen gegen mein Vaterland und gegen Ew. Majestät einrichten. Es kommt mir nicht zu, Sire, meinen Meinungen und meinen Handlungen ein größeres Gewicht beizulegen, als die einzelnen Handlungen eines einfachen Staatsbürgers haben können: allein ich habe ein Recht zu sagen, was ich denke; ein Recht, welches, bei der jetzigen Gelegenheit zur Pflicht wird. Und, ungeachtet ich diese Pflicht früher würde erfüllt haben, wenn meine Stimme, statt aus einem Lager zu kommen, sich aus jenem einsamen Zufluchtsorte hätte hören lassen, welchen ich wegen der Gefahr des Vaterlandes verlassen habe: so halte ich dennoch nicht dafür, daß ein öffentliches Amt, oder irgend eine persönliche Rücksicht, mich überheben könne, diese Pflicht eines Staatsbürgers zu erfüllen, dieses Recht eines freien Mannes auszuüben."

„Beharren Sie, Sire, mit der Kraft desjenigen Ansehens, welches der Wille der Nation Ihnen übertragen hat, in dem großmüthigen Entschlusse, die Grundsätze der Constitution gegen alle Feinde derselben zu vertheidigen. Möge dieser Entschluß, sowohl durch die Handlungen Ihres Privatlebens, als durch eine standhafte und vollständige Ausübung der königlichen Gewalt, unterstützt werden! Möge derselbe das Pfand der Eintracht werden, welche, vorzüglich

in bedenklichen Zeitumständen, zwischen den erwählten Stellvertretern des Volkes und seinem erblichen Stellvertreter unfehlbar entstehen muß. Von diesem Entschlusse, Sire, hängt die Ehre und das Wohl des Vaterlandes sowohl, als Ihrer Person ab. Sie werden alle Freunde der Freiheit, alle rechtschaffenen Franzosen, bei Ihrem Throne versammelt finden, um denselben gegen die Complotte der Rebellen und die Angriffe der Partheimänner zu vertheidigen. Und ich, Sire, der ich mir den Haß dieser Leute, welchen ein standhafter Widerstand mir zugezogen hat, zur Ehre rechne; ich will, durch meinen Eifer einer Sache zu dienen, der ich mein ganzes Leben geweiht habe, und durch die Treue, mit welcher ich den Eid halten werde, den ich der Nation, dem Gesetze und dem Könige geleistet habe, diesen Haß beständig zu verdienen suchen. Dieß, Sire, sind die unabänderlichen Gesinnungen, die ich ehrfurchtsvoll Ew. Majestät vorlege."

„Lafayette."

Das Schreiben des Generals an die Nationalversammlung hatte daselbst alle Gemüther in die heftigste Gährung und Bewegung gebracht. Lafayettes Freunde forderten sogleich den Druck und die Versendung desselben in die 83 Departemente, aber Vergniaud, welcher das Wort erhalten hatte, behauptete, daß es Lafayette, der hier nicht mehr als einzelner Bürger, sondern als der Anführer eines Hee-

res zu betrachten sey, nicht zugestanden hätte, dieses Schreiben voller Zurechtweisungen zu erlassen, die bei seiner Stellung als Befehle erschienen; denn auf diese Weise käme die Freiheit in Gefahr. Er trug daher darauf an, ohne weiters zur Tagesordnung zu schreiten. Thevenet erwiederte ihm, man müsse es sich gefallen lassen, die Wahrheit von Lafayette zu hören, da man selbst nicht wage, sie auszusprechen. Hierüber entstand großer Lärmen. Mehrere Abgeordnete behaupteten nun, der Brief sey gar nicht von Lafayette, sondern unterschoben. Aber Coube sagte: „wenn er auch nicht von ihm unterschrieben wäre, so könne doch nur Lafayette so schreiben.“ Guadet sagte unter öfterer Unterbrechung, daß, als Cromwell diese Sprache führte, Englands Freiheit bereits dahin gewesen, und daß Lafayette, nach seinen bekannten Gesinnungen, eine solche Sprache niemals führen könne. Der Brief müsse also falsch, oder die Unterschrift müsse in blanco nach Paris gekommen seyn, und irgend eine Faction sich ihrer bedient haben: auch thue der vom 16. datirte Brief von Dumouriez's Entlassung Erwähnung, die erst den 16. Statt gefunden, — ein Umstand, der dieß noch wahrscheinlicher mache, denn Lafayette könne doch unmöglich von einem ihm noch unbekannten Vorfall reden. Endlich wurde der Zankapfel an einen Ausschuß von zwölf Deputirten verwiesen, welcher seine Aechtheit trotz dem, daß sehr viele die Unterschrift als ächt

anerkannt hatten, untersuchen sollte; und somit unterblieb Druck und Versendung. Noch mehr Sturm und Unruhe verursachte dieses Schreiben in den Sitzungen des Jakobinerclubbs, wo des würdigen Mannes erbosteste Feinde Sitz und Stimme hatten. Merlin sagte: man müsse diesen Verräthern jetzt ohne Aufschub den Dolch in das Herz stoßen, und Robespierre goß einen Strom voll giftiger Galle über Lafayette aus; er sagte: nun habe sich dieser Verräther endlich selbst vor den Augen der französischen Nation und der ganzen Welt entlarvt, indem er das größte aller Verbrechen begangen habe, denn er habe die Souveränetät der Nation, die heiligsten Rechte des Volkes angegriffen, und der Nationalversammlung selbst sich drohend gegenüber gestellt, die Aufhebung des Jakobinerclubbs, der einzigen Brustwehr der Freiheit, verlangt, und dieß alles an der Spitze einer Armee von 45,000 Mann, mit welchen er den König zu beschützen erklärt und der Versammlung zu zittern befohlen habe.—Robespierre machte hier eine langePause, und es herrschte eine tiefe feierliche Stille. — Dann fuhr er plötzlich fort: „Ich fürchte nichts. Laßt ihn kommen. Ich erwarte die Dolche Lafayettes.“ — Mit einer Begeisterung, die man sich kaum groß genug denken kann, erschallte nun, wie ein Augenzeuge erzählt, von allen Seiten her aus dem Versammlungssaale und von den Zuhö-

rern ein Geschrei: „Wir auch! wir auch! wir auch!“ — Bewegt und gerührt fuhr Robespierre fort: „Ich sage euch, Lafayette will entweder herrschen, oder sterben; er will sich zum Protector der Constitution aufwerfen; er will Dictator werden. Dieß, dieß ist das einzige Ziel seiner Wünsche. Die Nationalversammlung muß ein Anklagedecret gegen diesen Rebellen erlassen, und zwar bald, damit er nicht Zeit gewinne, seine treulosen Plane auszuführen. Ja, ich wiederhole es, der Verräther, der Rebelle muß gestürzt, die Nationalversammlung muß von dem Volke unterstützt, und der König muß gezwungen werden, auf dem Wege der Constitution zu wandeln. Von dem Schicksal Lafayette's hängt das Wohl Frankreichs ab! Er muß bald gestürzt werden, damit die Freiheit, damit das Volk triumphire!“ Mit dem lebhaftesten Beifallsgeschrei nahmen die Jakobiner die Rede dieses Demagogen auf.

Nach ihm trat der Schauspieler Collot d'Herbois auf, und sagte: „Der General, welcher diesen Brief geschrieben hat, hält sich schon für einen Dictator. Er will euern Stellvertretern, er will der ganzen Nation Gesetze vorschreiben. Er wirft die heuchlerische Maske ab, und seine Abscheulichkeit erscheint in ihrer ganzen Blöße. Er ist wahnsinnig geworden vor Ehrgeiz, und in seinem Wahnsinne hat er sich so weit vergessen, daß seine Anhänger es selbst nun nicht mehr länger wagen dürfen, ihn zu vertheidigen.

Sein Bestreben geht dahin, das schönste Recht freier Menschen zu vernichten, — das Recht, über das, was dem Vaterlande gut und nützlich ist, zu berathschlagen. Sein Bestreben geht dahin, die nützliche Oberaufsicht den Patrioten zu verbieten, indem er sich bemüht, die Jakobinergesellschaften zu trennen. Er spricht gerade so, wie die gegen die Constitution bewaffneten Tyrannen; denn die Ehrgeizigen und die Tyrannen haben, wie Lafayette selbst einst sagte, nur Eine Sprache. Unsere schrecklichsten Feinde sind diejenigen, die beständig das Wort Constitution im Munde führen, aber dennoch das Volk gerne aller der Wohlthaten berauben möchten, welche ihm die Constitution zusichert. Allein wir wollen die Constitution erhalten; weder Ehrgeizige noch Tyrannen sollen uns dieselbe rauben; und wenn es nöthig ist, so wollen wir Alle unser Blut vergießen, um sie aufrecht zu erhalten."

Danton war nicht der Meinung, wie Mehrere, daß man sogleich ein Anklagedecret gegen Lafayette erlassen solle; man müsse dagegen zuerst suchen, meinte er, ihn durch List von seiner Armee zu entfernen. Man solle ihn vor die Schranken der Nationalversammlung laden; durch sein Benehmen hiebei würde man am besten seine Gesinnungen erfahren können. Würde er dann sich dessen weigern, so könne man ihn seiner Befehlshaberstelle verlustig erklären, wenn die Nationalversammlung zugleich den Beschluß fas-

se, daß keines ihrer Mitglieder eine solche Stelle bekleiden könne. Käme er aber nach Paris, so könne man mit ihm anfangen, was man wolle.

Der 20. Juni 1792 *).

Die furchtbaren Auftritte dieses Tages, welche nur das Vorspiel der gräßlichen Ereignisse des 10.

---

*) Wir theilen unsern Lesern die merkwürdigsten Begebenheiten dieses Tages, so wie die furchtbaren des 1. August, und die gräßlich-entsetzlichen der 2., 3., 4, und 5. Septembertage ꝛc. mit, nachdem wir über alle diese Thatsachen die zuverlässigsten und besten Autoren von jeder Parthei zu Rathe gezogen haben; als Thiers, Mignet, Soulavie, Lacretelle, Girtanner, Bertrand de Molleville, Dumouriez, St. Mirard, Madame Campan, Rabaud de St. Etienne, Montjoie, Berville und Barriere, ꝛc., so wie die vorzüglichsten Zeitungen der damaligen Zeit, des noch bestehenden Moniteur u. s. w. Hierbei haben wir so viel als möglich das sich Widersprechende zu vereinigen gesucht, oder das, was der Wahrheit und Wahrscheinlichkeit am meisten sich zu nähern schien, ausgehoben; denn manche interessante und merkwürdige Einzelnheiten und Bebegebenheiten erzählen zwanzig Schriftsteller auf zwanzigmal verschiedene, oft gänzlich von einander abweichende und sich widersprechende Art. Der Grund hievon liegt theils in Partheiwuth, theils aber auch in der großen Schwierigkeit, selbst für den Zeitgenossen und den sich an Ort und Stelle befindlichen Schriftsteller, sich über so tumultuarische und wilde Auftritte, die Wahrheit zu verschaffen, da solche selbst gleich nach dem Augenblick, wo sie begangen worden, von hundert Menschen, die handelnd gegenwärtig waren, auch hundertmal verschieden und abweichend berichtet werden.

August und der entsetzlichen Mordscenen des 2ten und der folgenden Septembertage waren, sollten noch für jetzt nur den König schrecken, ihn zur Bestätigung der beiden mehr erwähnten Beschlüsse, und vielleicht auch zur Abdankung selbst zwingen. Schon lange bereitete man einen allgemeinen Aufruhr vor, und die republikanisch gesinnte Parthei dachte nun erstlich daran, das noch bestehende Schattenbild der königlichen Würde ohne Zeitverlust zu zernichten, denn sie fürchtete die geheimen Verbindungen mit dem Ausland, auf welche, wie wir schon gezeigt haben, der Hof jetzt die einzige Hoffnung schneller Befreiung setzte. Den Jakobinern konnte nichts Erwünschteres eintreten, als das Veto gegen die beiden Beschlüsse. Schon seit einiger Zeit fanden geheime Zusammenkünfte statt, um den Aufstand zu organisiren, denen, wie man behauptete, Robespierre, Sillerie, Anwalt der Gemeinde, Manuel, der Ercapuciner Chabot, und sogar der Maire Pethion beiwohnten. Letzterer kannte alle unruhigen Köpfe von Paris und stand in genauer Verbindung mit ihnen. Seine große Kaltblütigkeit und die Ruhe, von dem Hofe für Beschränktheit gehalten, hatten ihm, so wie nicht weniger seine erwiesene Unbestechlichkeit, welche selbst seine größten Feinde nicht in Abrede zu ziehen vermochten, einen gewaltigen Einfluß verschafft. Man nannte ihn den tugendhaften Pethion. Der Hof hatte wirklich versucht, ihn durch Geld zu gewinnen.

Es fanden sich ohne Schwierigkeit dienstfertige Gauner, welche die schwere Aufgabe mit der Versicherung übernahmen, daß es ihnen ein Leichtes seyn werde, den Herrn Maire durch den Glanz des Goldes zu verführen. Solche Menschen erhielten ungeheure Summen zu diesem Zwecke; anstatt aber auch nur einen Versuch zu unternehmen, steckten sie dieselben in ihre Tasche, da sie die Vergeblichkeit eines solchen Versuchs nur zu gut kannten. Der so oft betrogene Hof sah zwar, daß nicht alle seine Gegner feil waren; er ließ aber, nie gewitzigt, sich noch öfters betrügen. Pethion war außerdem, daß er strenger Republikaner war, von der Unverbesserlichkeit des Hofes überzeugt; er war des festen Glaubens, daß ein unumschränkter Monarch niemals aufrichtig auch nur einen Theil seiner Macht an die Nation abtreten, und daß er jede Gelegenheit und alle Mittel ergreifen würde, das Verlorene wieder zu erringen. Deßhalb verhielt er sich bei manchen Auftritten ganz passiv, wenn er sie, wie allerdings der Fall war, durch sein Ansehen auch hätte verhindern können, während er dagegen sie öffentlich zu begünstigen doch nicht den Schein haben mochte. Welchen Antheil er an den Zurüstungen auf den 20. Juni gehabt hat, ist nicht erwiesen; so viel ist aber gewiß, daß er nichts that, sie zu hintertreiben. Auch sagte man, daß er kurz vorher bei Santerre eine Zusammenkunft mit Robespierre, Manuel und und Syllerie gehabt, während Chabot dem Volk der

Bezirke der Quinze-Vingt versicherte, daß die Nationalversammlung diese Maßregeln erwarte. Man sprach nun zuerst von einem Feste, welches zum Andenken der Eidesleistung im Ballhause den 20. Juni gefeiert werden sollte; dann von einen Freiheitsbaume, den man bei dieser Gelegenheit auf die Terasse der Feuillants pflanzen wolle, und endlich von einer Bittschrift, die man der Versammlung und dem König bewaffnet und durch 30,000 Lanzen und zwei Kanonen unterstützt, übergeben müsse. Dieses Fest sollte nach dem Willen der Girondisten zu gleicher Zeit ein Triumph für Roland seyn, dem sich aber Robespierre auf das kräftigste widersetzte, denn er befürchtete, daß man dem Exminister die Dictatur übertragen möchte, die er vielleicht schon damals für sich selbst beabsichtigte. Roland hatte sich nach seiner Entlassung fast gänzlich zurückgezogen, und mischte sich, dem Anschein nach, in nichts mehr; nur den Druck der Schildwache, einer von Louvet herausgegebenen Zeitschrift, die in einem sehr freiheitsliebenden Sinn geschrieben und an die Straßenecken angeschlagen wurde, beförderte und unterstützte er noch. Barbaroux, ein junger Mann aus Marseille, voll Feuer, Kraft und Muth, vom Freiheitsschwindel ergriffen, dabei durch seine außerordentliche Schönheit in ganz Paris, wo man ihn nur den Antinous nannte, berühmt, kam zu Roland, um mit ihm das Unglück seines Vaterlandes zu be-

weinen, welches man sammt seiner Freiheit den Fremden überliefern wolle, die es dann wohl gar zerstückeln würden. Beide entwarfen nun Plane, wie man diesem zuvorkommen könnte; sie vereinigten sich in der Ansicht, daß man sich, im Falle der Noth, in das südliche Frankreich zurückziehen müsse, um daselbst einen freien Staat nach dem Muster von Nordamerika zu gründen. Auch der vormalige Kriegsminister Servan nahm Theil an diesen Entwürfen. Man machte aus, daß die am Rhein geschlagene Freiheit sich hinter die Loire zurückziehen müsse, wenn ihr auch nur noch die wilden, unzugänglichen Gegenden, die Schlünde, Wälder und Abgründe der Auvergne, die ausgebrannten, mit Tannen bedeckten Vulkane von Velay, oder der Cevennen blieben, um einen Zufluchtsort gegen die Zwingherrschaft zu finden; und sollte selbst der Süden sammt den Wällen von Toulon genommen werden, so bliebe ja noch Corsica, wo die Genueser und die Franzosen nie eine Zwingherrschaft hätten einführen können.

Der Maire von Marseille, welches damals ganz demokratisch gesinnt war, stand als Freund mit Barbaroux im Briefwechsel, welcher ihm schrieb, er solle sich mit den Corsen verständigen, keine Abgaben mehr abliefern, den Ehrgeiz Montesquieu's, der die Alpenarmee befehligte, für die Freiheit benützen, und sich mit Getreide versehen, im Falle es zu Paris unglücklich ginge. Barbaroux forderte zu

gleicher Zeit die Marseiller, seine Landsleute, auf, an Pethion zu schreiben, und diesem alle mögliche Unterstützung an Leuten und Geld anzubieten, — auf welchen Antrag diese auch ohne weiteres eingingen, und außerdem noch eine Vorstellung folgenden Inhalts bei der Nationalversammlungei nreichten:

„Gesetzgeber! Die französische Freiheit ist in Gefahr; die freien Männer des Südens sind alle wach, um dieselbe zu beschützen. Der Tag des Zorns des Volkes ist gekommen! Dieses Volk, welches man immer erwürgen oder fesseln wollte, ist endlich müde, den Streichen, die ihm zugedacht werden, auszuweichen. Es will selbst zuschlagen. Es ist müde, die Plane der Verschwornen zu vereiteln, und wirft einen schrecklichen Blick auf die Verschwornen. Dieser großmüthige, aber jetzt allzusehr erbitterte Löwe will sich aus seiner Ruhe aufraffen und über seine Feinde wie über eine Kuppel Hunde herfallen. Begünstiget diese kriegerische Bewegung, ihr, Anführer und Stellvertreter des Volkes! Ihr, die ihr mit ihm euch retten oder mit ihm untergehen müßt! Die Macht des Volkes ist eure ganze Stärke. Ihr habt dieselbe in Händen, bedienet euch ihrer. Keine Schonung mehr, denn wir haben auch keine zu erwarten! Ein Kampf zwischen dem Despotismus und der Freiheit muß nothwendig ein Kampf auf

Leben

Leben und Tod seyn; denn, ist die Freiheit großmüthig, so wird der Despotismus sie heute oder morgen meuchelmörderischer Weise ermorden. Wer anders denkt, ist ein Unsinniger, der weder die Geschichte, noch das menschliche Herz, noch den höllischen Machiavellismus der Tyrannei kennt. Stellvertreter! Das französische Volk hat nur Einen Wunsch, nämlich dem Vaterlande zu Hülfe zu eilen. Es fordert von euch ein Decret, wodurch es berechtigt werde, mit einer beträchtlichern Macht, als ihr errichtet habt, gegen die Hauptstadt und die Gränzen zu marschiren. Das Volk will mit Gewalt eine Revolution endigen, die seine Rettung und sein Ruhm ist und die dem menschlichen Verstande zur Ehre gereicht. Es will sich und euch retten. Solltet ihr die Ausführung dieses erhabenen Entschlusses verhindern wollen? Könnt ihr es, Gesetzgeber? Ihr werdet doch denen, die zur Vertheidigung des Gesetzes sterben wollen, nicht verweigern, es unter der Autorität des Gesetzes zu thun?"

Nach den heftigsten Debatten und auf den nicht ungegründeten Einwurf der rechten Seite, daß der Druck und die Absendung derselben in die 83 Departemente so gut als eine Aufforderung zum Aufruhr sey, beschloß die Versammlung dennoch diese Maßregel.

Gegen den 15. Juni hatte der König förmlich die Bestätigung der beiden Beschlüsse verweigert, und

auch die Königin hatte auf deren Veto beſtanden, was ſie jedoch nach dem 20. Juni wieder bereute und ſich zum Vorwurf machte. Bertrand verſicherte, eine von vielen Biſchöffen unterzeichnete Bittſchrift habe den noch ſchwankenden Monarchen hauptſächlich zu dieſem Schritt vermocht. Eine Anzahl von 20,000 Männern hatte ſich den 16. nach dem Gemeinderath begeben, und demſelben in einer Bittſchrift angekündigt, daß ſie den 20. Juni den Freiheitsbaum vor die Thüre der Nationalverſammlung aufpflanzen und dem König eine Vorſtellung gegen das Veto der beiden Beſchlüſſe der Verſammlung übergeben würden. Dieſe furchtbaren Haufen defilirten unter den Fenſtern der Königin in dem Garten der Tuillerien. Es waren meiſtens Einwohner der Vorſtädte von St. Antoine und St. Marceau, die zum Theil ein wildes und grauſames Ausſehen hatten, und ſehr ſchlecht gekleidet waren. Der Gemeinderath ging auf die ihm vorgelegte Bittſchrift zur Tagesordnung über, und befahl, daß man die Sache der Municipalität und der Departements-Verwaltung anzeigen ſolle. Die 20,000 Mann aber erklärten, daß ſie ſich dennoch verſammeln würden. Der Maire Pethion machte darauf die verordnete Anzeige erſt am 18. Juni, und zwar nicht der Municipalität, ſondern nur der Departements-Verwaltung. Dieſe Behörde hatte bisher bei jeder Gelegenheit ihr Möglichſtes gethan, um die Ruhe zu erhalten, und erließ daher auch

einen Befehl, der jede Art von bewaffneter Zusammenrottung streng untersagte, und dem Commandanten der Nationalgarde so wie dem Maire befahl, solche mit Gewalt auseinander zu jagen. Der Minister des Innern las diesen Beschluß der Nationalversammlung vor, welche nun ihrerseits ebenfalls deshalb zur Tagesordnung schritt. Noch an demselben Tag, während die Nationalversammlung über das, was unter diesen Umständen zu thun sey, debattirte, versammelten sich Haufen Volks in dem Garten der Tuillerien, und sprachen mit wilder Freude von dem Sturm, melcher den folgenden Tag auf das Schloß unternommen werden solle. Einige Stimmen unter ihnen ließen die abscheulichen Worte ertönen: „Morgen müssen wir vier Köpfe haben.“ An den Befehl der Departements-Verwaltung kehrte sich niemand, und die Zusammenrottungen und unruhigen Bewegungen dauerten in den Vorstädten die ganze Nacht hindurch fort. Der furchtbare Santerre soll damals zu seinen etwas ängstlich gewordenen Vertrauten gesagt haben: „Was haben wir zu fürchten? Die Nationalgarden geben kein Feuer auf uns, und der tugendhafte Pethion wird überall gegenwärtig seyn.“

Noch um Mitternacht (vom 19. auf den 20.) schrieb Pethion an die Departementsverwaltung, und begehrte, daß man die bewaffneten Bürger der Vorstadt St. Antoine und St. Marceau unter die Na-

tionalgarde aufnehmen und ihre Zusammenrottungen für gesetzlich erklären solle. Es erfolgte aber darauf die Antwort, daß es bei dem gegebenen Befehl sein Verbleiben habe. Ein zweiter Brief Pethions hatte keinen bessern Erfolg. Nun gab er Befehl, daß die Nationalgarde alle Posten besetzen und die Wache am königlichen Schlosse verdoppelt werden solle. Dieß war Alles, was er that, um die Ruhe der Hauptstadt und die königliche Familie vor Gefahr zu sichern. Er handelte ganz im Geiste der Partei, welche durch Schrecken und Beschimpfung Ludwig zur Niederlegung der Krone zu zwingen suchte, ohne ihm jedoch ein weiteres Leid zufügen zu wollen. Um 9 Uhr endlich rief er den Gemeinderath zusammen, der auf seinen Antrag nun einen Beschluß faßte, welcher gerade das Gegentheil von dem der Departementsverwaltung war. Dieser befahl der Nationalgarde, die ungestümmen Bittsteller in ihre Reihen aufzunehmen — eine gesetzwidrige Handlung, welche ihm nachher auch zum Vorwurfe gemacht wurde. Indessen waren alle diese Maßregeln viel zu spät ergriffen worden, und blieben ohne Erfolg, da sie nicht mehr befolgt werden konnten; denn die Menge der Aufrührer war schon zu einem furchtbar wogenden Strome angeschwollen. Die Bewohner der Vorstadt St. Antoine hatten sich bereits mit Lanzen, Stachelstöcken, Flinten, Keulen, Heugabeln, Säbeln, Beilen, Pistolen und Sensen bewaffnet, in großer Anzahl versammelt, und mar-

schirten, unter Anführung Santerre's und bei immer neuem Zuwachse, auf den Platz, wo die Bastille gestanden hatte. Um 11 Uhr kamen auch die Einwohner der Vorstadt St. Marceau, mit ähnlichen Waffen und dreifarbigen Bändern auf den Hüten und Mützen, von einem ehemaligen Laquai, Namens Alexander, angeführt, daselbst an, und vereinigten sich mit ihren Brüdern. Die Nationalgarde hatte sich zwar gleichfalls versammelt, aber ihre Streitkräfte alle in dem Palais Royal vereinigt, um die Aufrührer zu verhindern, daselbst einzudringen, da man eine allgemeine Plünderung fürchtete. Es schien, als glaubten sie mit diesem glänzenden Bazar auch die Hauptstadt zu retten, und daß deren Heil von dem Bestehen desselben abhinge. Alle Kaufleute hatten ihre Läden und Magazine geschlossen, und waren neugierig dem furchtbaren Haufen gefolgt. Santerre übernahm nun in der Eigenschaft eines Generals den Oberbefehl über das ganze wilde Heer, und stellte sich, mit seinen Adjutanten und einer Abtheilung die Avantgarde bildend, an dessen Spitze. — Während dieser Zeit überlegten die verwaltenden Behörden, was für Maßregeln zu nehmen seyen, und — nahmen keine. Die Aufseher der Abtheilungen begaben sich in die Nationalversammlung, um derselben anzuzeigen, daß — ihre Bemühungen, den Auflauf zu verhindern, vergeblich gewesen seyen. Nun trat aber der Anwalt Röderer auf, begehrte

und erhielt das Wort. Er machte der Versammlung bekannt, daß eine sehr große Anzahl Bürger sich gesetzwidrig versammelt habe, um, wie sie vorgäben, das Andenken an den 20. Juni zu feiern, und zugleich der Versammlung bewaffnet Bittschriften zu übergeben, forderte aber dieselbe auf, eine solche gesetzwidrige Handlung nicht zu dulden, brachte den Befehl in Erinnerung, daß die Bittsteller nicht die Zahl von zwanzig übersteigen sollten, und endigte mit den Worten: „Heute können bewaffnete Bittsteller mit guten patriotischen Gesinnungen kommen; wer steht aber dafür, daß nicht morgen ein Haufen Meuterer unter demselben Vorwande kommt, und was können Sie alsdann dessen Verlangen entgegensetzen, meine Herren?“ — Trotz der übeln Aufnahme, die seine Rede bei einem Theile der Versammlung und den Gallerien fand, wurde sie doch durch mehrere Deputirte unterstützt. Aber Vergniaud und Guadet sprachen für die Sache, indem sie behaupteten, man könne diesen Bittstellern den Eintritt in die Versammlung um so weniger verweigern, da man dieselbe Gunst schon früher andern bewaffneten Bürgern zugestanden habe. Nun kam ein Brief von Santerre an die Versammlung an, in welchem er derselben ankündigte, daß die Bürger, die man so verläumde, sich nur versammelt hätten, um den 20. Juni zu feiern, und bäten, vor die Nationalversammlung gelassen zu werden, um der-

selben ihre Ehrfurcht zu beweisen und ihre Feinde zu beschämen.— Noch debattirte man über die Zulässigkeit des Gesuchs, als der Präsident ankündigte, er habe ein Schreiben erhalten, welches ihn versichere, daß die Zahl der Bittsteller achttausend sey. Da sprang der Abgeordnete Calvet auf, und rief: „Es sind ihrer achttausend, und wir nicht einmal achthundert! laßt uns gehen!" Nun rief man von allen Seiten Calvet zur Ordnung, und dem eben sprechenden Ramond zu: er möge sich beeilen, weil achttausend Bürger warteten. Dieser aber gab zur Antwort: „Und auf mich warten vierundzwanzig Millionen Franzosen!" Er wiederholte seine Gründe, warum man die Bittsteller nicht zulassen sollte. Nun drang auf einmal eine Abtheilung dieser bewaffneten Bürger in den Saal. Sogleich standen fast alle Deputirte unwillig auf, der Präsident bedeckte sich und verlangte, daß sie den Saal wieder verlassen sollten. Die Eingedrungenen leisteten Gehorsam und entfernten sich. Hierdurch besänftigt, willigte die Versammlung nun ein, sie zu empfangen. Hierauf trat eine Abtheilung vor die Schranken, und Einer unter ihnen las folgende Bittschrift vor:

„Gesetzgeber! Das französische Volk kommt heute, um euch seine Besorgnisse mitzutheilen. Im Namen der Nation, welche die Augen auf diese Stadt geheftet hat, kommen wir, euch zu versichern, daß das Volk bereit ist, daß es sich zu der Höhe der Umstände

hinaufgeschwungen hat, und sich großer Mittel bedienen wird, um die beleidigte Majestät des Volkes zu rächen. Diese Mittel der Strenge sind durch den zweiten Artikel der Erklärung der Menschenrechte gerechtfertigt, denn es ist Widerstand gegen Unterdrückung. Es ist ein Unglück für freie Leute, welche euch alle Gewalt übertragen haben, sich in die grausame Nothwendigkeit versetzt zu sehen, ihre Hände in das Blut der Verschwörer tauchen zu müssen. Die Stunde hat geschlagen. Es wird Blut fließen, oder der Baum der Freiheit, welchen wir pflanzen wollen, muß im Frieden grünen. Es ist Zeit, den zweiten Artikel der Erklärung der Menschenrechte in Ausübung zu bringen. Ihr habt Männer unter euch, die vom heiligen Feuer des Patriotismus entflammt sind; diese mögen reden, wir aber sind bereit, zu handeln. Das Herz des Gesetzgebers muß jedem Privatinteresse verschlossen seyn. Das Bild des Vaterlandes ist die einzige Gottheit, die er anbeten darf. Sollte wohl diese Gottheit, die allen Franzosen so heilig ist, selbst in ihrem Tempel Feinde haben? Sie mögen sich nennen, die Freunde des Despotismus! Sie mögen sich zu erkennen geben! Das Volk, der wahre Souverän, ist hier, um sie zu richten! Sie gehören nicht hieher; sie mögen sich nach Coblenz begeben, und das Land der Freiheit nicht länger mit ihrer Gegenwart beflecken! Dort, zu Coblenz, wird ihr Herz sich erfreuen, — dort

mögen sie ihr Gift zubereiten, und gegen ihr Vaterland, welches niemals zittern wird, Complotte schmieden! So sprach Cicero im römischen Senate, als er den Verräther Catilina aufforderte, nach dem Lager der Verschwornen zu wandern. Vollzieht endlich die Constitution und den Willen des Volkes, welches euch unterstützt! Vereinigt euch! Handelt! Es ist Zeit. Das französische Volk hat die Vorurtheile umgeworfen; es will frei bleiben; es will sich von den Tyrannen befreien, die wider uns verschworen sind. Diese Tyrannen — ihr kennt dieselben. Wohlan! Zaudert nicht länger! Die vollziehende Gewalt ist nicht einig mit euch; wir brauchen keinen andern Beweis davon, als die Entlassung der patriotischen Minister. Das Glück eines freien Volkes kann nicht von dem Willen, von dem Eigensinne eines Königs abhängen. Soll dieser König einen andern Willen haben, als den Willen des Gesetzes? Das Volk will es, und sein Kopf ist wohl eben so viel werth, als der Kopf der gekrönten Despoten! Vor der starken Eiche muß das schwache Rohr sich beugen! Ist die vollziehende Gewalt an der Unthätigkeit unserer Armeen schuld, so werde sie vernichtet! Das Blut der Patrioten darf nicht fließen, um den Stolz und den Ehrgeiz des treulosen Schlosses der Tuillerien zu befriedigen. Ein einziger Mensch kann auf den Willen von fünfundzwanzig Millionen Menschen keinen Einfluß haben. Wenn wir, in Rücksicht auf

vergangene Zeiten, ihn auf seinem Posten lassen, so geschieht es unter der Bedingung, daß er denselben der Constitution gemäß versehe; wofern er sich von derselben entfernt, so ist er nichts mehr für das französische Volk. Wird man das Volk zwingen, sich in den Zeitpunkt des 14. Juli zurückzuversetzen, selbst das Schwert zu ergreifen und mit einem einzigen Streiche die Beleidigung des Gesetzes zu rächen? Das Volk ist da, es erwartet mit Stillschweigen eine Antwort, die seiner Souveränetät würdig sey.“

Diese Rede wurde von den Gallerien mit ungeheuerm Beifalle aufgenommen, und der Präsident antwortete, daß das Volk und die Nationalversammlung nur Eins ausmachten, und man die Bittschrift in Berathung nehmen werde. Nun trat Santerre hervor, und verlangte, daß man seiner Armee die Ehre erzeige, vor der Versammlung defiliren zu dürfen, wozu er die Erlaubniß erhielt. Nun begann der Zug, von Santerre und dem Ex-Marquis Hurugues angeführt, einzutreten. Es waren nicht weniger denn dreißig- bis vierzigtausend Menschen, unter denen sich eine Menge Weiber, Kinder, Freudenmädchen und Neger befanden. Unter den Männern erblickte man furchtbare Gestalten und verzerrte, abscheuliche Physiognomien; Viele hatten sich die Gesichter mit Ruß schwarzgefärbt, um unkenntlich zu seyn und gräßlicher auszusehen; Andere hatten sich die Bärte wachsen lassen, waren halb nackend und sahen aus

wie Wilde. Die Trommeln und Pfeifen, welche jede Abtheilung mit sich führte, machten ein scheußliches Getöse im Saale, wozu noch ein wildes ohrenbetäubendes Geschrei kam, welches diese Haufen ausstießen und von den Gallerien beantwortet wurde. Auf ungeheuern Tafeln aufgeschrieben trugen sie die Rechte der Menschheit, so wie auf Stangen zerrissene und zerlumpte Beinkleider, welche die Fahne vorstellten, denn das Wort Ohnehosen (Sansculotte) war schon lange ein Ehrentitel und das Mot de ralliement (Vereinigungswort) des Volkes und die Parole der Jakobiner geworden. Die Meisten hatten Piken, mit Lorbeeren bekränzt, und mitten im dichtesten Haufen trug ein Sansculotte ein blutiges Ochsenherz auf einer Lanze, über welchem auf einem Täfelchen das Wort „Aristokratenherz" angebracht war. Während dieser Zeit ertönte unaufhörlich das bekannte: „Ça ira! Les Aristocrates à la lanterne!" bald mit ohrenzerreißenden Tönen kratzender Geigen, bald von Blasinstrumenten accompagnirt. Weiber und Mädchen tanzten um die Tafeln, und abwechselnd schrie man: „Es lebe die Nation! Es lebe die Versammlung! Nieder mit dem Veto! Es lebe die Constitution! Tod allen Aristokraten und Tyrannen! Es lebe die Freiheit!" Dabei schwenkten sie Bänder, auf welchen die Worte standen: „Freiheit oder Tod!" — Die Gallerien jauchzten und klatschten diesem Zuge unaufhörlich Beifall zu, und

stimmten patriotische Gesänge an. Die Nationalversammlung verhielt sich ernst und still; als sie aber das gespießte Ochsenherz erblickte, gab sie ihren Unwillen zu erkennen, und das gräßliche Zeichen verschwand, um jedoch bald wieder an den Thoren des königlichen Schlosses zum Vorscheine zu kommen. Drei volle Stunden währte dieser Durchzug, dem einige Abtheilungen der Nationalgarde folgten, um Ordnung zu erhalten. Als die letzte Abtheilung aus dem Saale verschwunden war, trat Santerre, eine Fahne in der Hand, noch einmal ein, und übergab dieselbe der Versammlung als ein Zeichen des Gehorsams und der Unterwürfigkeit des Volkes gegen dieselbe. — Während diese Haufen durch den Versammlungssaal zogen, zeigten sie sich kaltblütig, und sogar eine Gleichgültigkeit, die an Phlegma gränzte; sobald sie aber die Tuillerien wieder in's Gesicht bekamen, erneuerte sich ihre Wuth und stieg mit jedem Augenblicke.

Im Schlosse hatte man schon früh die Nachricht erhalten, daß die größte Gefahr vorhanden sey, daß der Pöbel das Schloß stürmen wolle, und daß von nichts anderem gesprochen werde, als von der Ermordung des Königs und seiner Familie. Als endlich der Zug sich in Bewegung gesetzt hatte, und sich dem Schlosse näherte; da folgten die Unglücksboten mit fürchterlicher Schnelligkeit auf einander, und immer war die Erzählung desjenigen, der zuletzt ankam, noch gräß-

licher als die seines Vorgängers. Alle Bewohner des königlichen Schlosses zitterten vor Schrecken, und bereiteten sich zum Tode. Die Königin fiel in Ohnmacht; die Hofdamen weinten, jammerten und versteckten sich so gut sie konnten; die Minister nebst den übrigen Hofbedienten versammelten sich um die Person des Königs, in der Absicht, dieselbe gegen den Pöbel zu vertheidigen, und mit dem Könige zugleich zu fallen. Nur der König allein blieb unbegreiflich kaltblütig und ruhig; eine Kaltblütigkeit, die man beinahe für Unempfindlichkeit halten sollte, weil sie nicht mit Kraft, nicht mit Entschlossenheit, nicht mit Gegenwart des Geistes verknüpft war. Von seinen Gegenanstalten gegen den Angriff, der dem Schlosse bevorstand, von seinen Befehlen, hieng sein Leben, das Leben seiner Familie, das Leben seiner treuen, um ihn versammelten Diener ab; es hieng davon die Erhaltung der königlichen Würde ab, die der König, selbst mit Gefahr seines eigenen Lebens, zu vertheidigen verpflichtet war: dennoch gab er keine Befehle. Er erwartete ruhig das anrückende Gesindel; er hörte in stumpfer Unthätigkeit das gräßliche Geschrei des anrückenden Pöbels, das Geklirre der mörderischen Waffen, mit denen derselbe in seine Zimmer einzudringen, und ihn, nebst den Seinigen, zu vernichten drohte.

Indeß schrieb der Minister der innern Angelegenheiten, welcher einsah, daß es unnütz seyn würde,

sich an den Bürgerrath zu wenden, weil derselbe den Aufruhr begünstigte, eiligst an die Aufseher der Abtheilung, und bat um Truppen zur Vertheidigung des Schlosses. Sogleich wurden Befehle ertheilt, daß die Bürgermiliz dahin marschiren sollte. Mehrere Bataillons kamen nach den Tuillerien, und nunmehr machten die Minister Anstalten, das Eindringen des Volkes zu verhindern. Eine starke Wache mit Kanonen wurde an die Eingänge des Gartens der Tuillerien und an die Drehbrücke gestellt; eine dreifache Reihe von Bürgersoldaten besetzten die ganze Seite des Schlosses, die nach dem Garten zu geht; an diese Reihe schlossen sich zwei andere Reihen so an, daß sie mit der ersten rechte Winkel bildeten, und daß die drei Reihen vereinigt ein Viereck ausmachten, dessen vordere Seite offen blieb, und mit geladenen Kanonen bepflanzt wurde. Die Schweizer besetzten in Gemeinschaft mit einem Detaschement der Bürgermiliz, die Zimmer und Treppen des Schlosses. Auf dem Carousselplatze, vor dem Schlosse, machten die Gensd'armen, mit einem Theile der Bürgermiliz vereinigt, ein Bataillon Carré, an welchem die Miliz zu Pferde die eine Seite besetzt hielt. Auch der Schloßhof war mit bewaffneter Mannschaft angefüllt, und an die wichtigsten Posten wurden geladene Kanonen gestellt, so daß es den Anschein hatte, als ob ein jeder Angriff unmöglich anders, als zum Nachtheile der Angreifenden ausfallen

könnte. Die Reiterei der Gensd'armen, welche vor dem äußersten Hofe in Schlachtordnung stand, und bestimmt war, den ersten Angriff zurückzutreiben, belief sich auf dreitausend Mann.

So wie der Haufen aus dem Versammlungssaale der Nationalversammlung herauskam, zog er dem königlichen Schlosse zu. Er fand aber wider Erwarten alle Zugänge besetzt. Anfänglich versuchte er, von dem Platze Ludwigs XV. über die Drehbrücke in den Garten einzudringen; allein die daselbst postirte Nationalgarde that ihre Pflicht. Sie hatte die Kanonen so gestellt, daß dieselben den Eingang in den Garten und den ganzen Platz Ludwigs XV. vollkommen bestrichen. Der Pöbel zog daher bald von hier ab, und suchte von einer andern Seite in den Garten einzudringen. Längs der Seine ging der Zug herauf nach dem Thore des Gartens, welches dem Pont-Royal gegenüber liegt. Hier drängte sich der Haufe auf das Thor zu, welches verschlossen war, und von viertausend Mann Bürgersoldaten bewacht wurde. Diese leisteten keinen Widerstand. Ohne daß ein einziger Schuß fiel, wurde das Thor aufgesprengt; der wüthende Pöbel stürzte hinein und verkündigte den Schloßbewohnern seine Ankunft durch ein gräßliches Siegsgeschrei.

Die Nationalgarde stellte sich vor dem Pallaste in Schlachtordnung, um dem Pöbel den Eingang in denselben zu verwehren. Vor dieser Fronte mar-

schirte die bewaffnete Schaar, von Santerre angeführt, auf und nieder. Die Nationalgarde, weit entfernt, sich in Vertheidigungsstand zu setzen, schwenkte ihre Fahnen zum Beweise der Freundschaft und Brüderlichkeit. Nur die Grenadiere der Nationalgarde, welche an dem einen Flügel standen, weigerten sich, ihre Fahnen zu schwenken, und drohten, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Die Anführer des Pöbels, commandirten: „Rechts um!" marschirten ab, ließen den Haufen einige Schwenkungen im Garten machen, und zogen wieder durch eben das Thor heraus, durch welches sie hineingekommen waren, um den Angriff auf das Schloß von einer andern Seite zu versuchen, nämlich von der Seite des Carousselplatzes.

Diese Seite war, wie oben bereits erzählt worden ist, am stärksten besetzt, und schien ganz unangreifbar zu seyn, weil sich hier die Reiterei der Gensd'armen befand. Allein diese Gensd'armen thaten gar keinen Widerstand; sie theilten sich zu beiden Seiten, machten dem andringenden Pöbel Platz, schütteten das Pulver von den Zündpfannen ihrer Gewehre auf die Erde, zerrissen ihre Patronen, warfen Pulver und Blei weg, schwenkten ihre Hüte und riefen: „Hoch lebe die Nation!" Vergeblich bemühte sich der General, de Rulhières, unter dessen Anführung diese Truppen standen, sie zum Gehorsam zurückzubringen; sie weigerten sich schlechterdings, dem Pöbel Wi-

Widerstand zu leisten; dieser drang daher gerade vorwärts nach dem Schloßthore zu.

Nun verlangten sie, daß man ihnen das Thor, welches auf die Terrasse der Feuillants ging, öffnen sollte; da man dieses verweigerte, so begaben sich drei Municipalbeamte, René, Sauveur und Mouchet, in das Schloß, und verlangten den König zu sprechen; man ließ sie vor, und Mouchet verlangte von dem Monarchen, daß man friedlich gesinnte Bürger, welche unter dem Schilde des Gesetzes marschirten, und nur der Nationalversammlung eine Bittschrift hätten übergeben wollen, die Erlaubniß ertheilen möge, über die Terrasse der Feuillants zu marschiren, um sich von da über den Carousselplatz in die verschiedenen Straßen zu zerstreuen.

Der König ging in die Falle und sagte: „Handhaben sie das Gesetz und verstehen sie sich mit dem General-Commandanten der Nationalgarde. Halten sie es für nöthig, so lassen sie die Thore der Terrasse der Feuillants öffnen; lassen sie die Bürger längs dieser Terrasse defiliren, und zum Thor des Marstalls hinausmarschiren. Verhüten sie, meine Herrn, daß die öffentliche Ruhe gestört werde; Ihre Pflicht befiehlt ihnen, darüber zu wachen.“

Mouchet ließ nun dieses Thor öffnen und in einem Augenblick stürmten die friedlichen Bürger herein, defilirten unter den Fenstern des Schlosses an der Nationalgarde vorbei, indem sie schrien: „Nieder

mit dem Veto! Es lebe die Nation und die Sans-culotten! Wir brauchen keinen König, wir brauchen keinen Vielfraß, der jährlich 25 Millionen verzehrt. Nun zogen sie durch den Garten ab, gegen den Pontroyal, längs den Quai hinauf, gingen durch die Gewölbe des Louvres und stellten sich wieder auf dem Carousselplatz, dem Hauptthor gegenüber, auf. Hier untersagten einige Gemeindebeamten dem Volke den Eintritt, und es schien auf deren Zureden nicht abgeneigt, sich zu entfernen. In diesem Augenblick aber kömmt Santerre, läßt eine Kanone vor das Thor pflanzen, und zwei der Municipalbeamten, über deren Namen man nicht einig war, (Lacretelle behauptet, es seyen Panis und Sergent gewesen, welche sich später bei den September-Mordthaten so auszeichneten) redeten die aufgestellte Nationalgarde an, und beschworen sie, kein Bürgerblut zu vergießen, um einige Verräther zu retten, die man nicht ermorden, sondern denen man nur eine heilsame Lection geben wolle, und befahlen endlich, daß man dem souverainen Volk, welches unterdessen schon mit Beilen und Hämmern Gitter und Thore einschlug, öffnen sollte. Jetzt stürzte die zügellose Menge in das Schloß, und vertheilte sich auf allen Treppen in allen Corridors, Vorhallen und Gängen desselben, indem sie das Geschrei ertönen ließ: „Man liefere uns die Köpfe des Herrn und der Madame Veto aus!“ Der Pöbel schleppte mit den Händen eine geladene Kanone die Treppe

herauf, und richtete dieselbe auf einem Ruheplatze der Treppe gegen die verschlossene Thüre des königlichen Zimmers, in der Absicht, diese Thüre einzuschießen. Da aber Einige unter ihnen dieses nicht zugeben wollten, und darauf bestanden, daß kein Schuß geschehen solle, so wurde beschlossen, die Thüre mit Aexten einzuhauen. Bei dem ersten Hiebe, der in die Thüre geschah, stellten sich der Kammerdiener, Herr v. Septeuil, der Kammerherr Aubier, der Commandant der Nationalgarde, Acloque, der Bürgersoldat Carot, und die Herren Guingerlot, Vinfras und de Bougainville neben den König mit bloßem Degen, um ihn zu vertheidigen. Zweimal befahl ihnen der König, den Degen einzustecken. Sie gehorchten. Da indessen das Geschrei des Pöbels immer lauter wurde, da bereits mit der Axt eine kleine Oeffnung in die Thüre gemacht war, so sagte der König: „Her zu mir, Grenadiere! kommt her; macht, daß die Thüre geöffnet werde. Ich will ihnen entgegen gehen, ich will verhüten, daß sie die Thüre mit Gewalt aufbrechen.“ Der König ging auf die Thüre zu, die Grenadiere öffneten dieselbe, während dem Könige die Splitter von dem zerschmetterten Holze schon vor die Füße flogen. In dem Augenblicke, da die Thüre aufging, hätte eine Pike, welche gegen dieselbe von Außen gerichtet gewesen war, den König durchbohrt, wenn nicht der Operntänzer und Kanonier unter der Na-

tionalgarde, Joly, herbeigesprungen wäre und das Mordgewehr mit der Hand abgelenkt hätte.

Nun drang der Pöbel mit Gewalt in das Zimmer. Diejenigen, welche nachfolgten, stießen die zuerst Eingedrungenen mit Ungestümm vorwärts und auf den König zu, welcher hierdurch bis hinten in das Zimmer zurückgedrängt wurde, wo er sich an ein Fenster stellte. Die Schweizergrenadiere, welche auf Befehl des Königs die Thüre geöffnet hatten, verließen ihn nicht, sondern stellten sich neben und vor ihn. Der König aber lehnte sich an Acloque. Die Prinzessin Elisabeth, die Schwester des Königs, stellte sich, von Herrn von Marcilly unterstützt, an ein Fenster, nahe am Eingange des Zimmers, so daß alle diejenigen, welche herein traten, vor ihr vorbei gehen mußten, wenn sie an die Stelle kommen wollten, an welcher der König sich befand. Bald nachher stellte sich der König hinter eine Bank, die bei dem Fenster stand, und Acloque setzte sich vor den König, so daß sein Kopf die Brust des Königs bedeckte und beschützte.

Derjenige Theil des Pöbels, welcher zuerst in das Zimmer gedrungen war, blieb ganz ruhig, und begnügte sich damit, den Monarchen neugierig anzugaffen; sie schienen verwirrt, verwundert und bestürzt darüber zu seyn, sich so nahe bei ihrem Könige zu befinden. Bald aber traten einige Menschen unter dem Haufen hervor, die den König mit unverdienten

Vorwürfen überhäuften, ihm die geballte Faust vorhielten, und ihm in das Gesicht schrieen: sein Maaß sey voll, und er würde nächstens sein Haupt auf das Schaffot tragen. Der König antwortete: „Bedürfte es zum Wohle Frankreichs weiter nichts als meines Kopfes, wie gerne wollte ich denselben zum Opfer bringen!“ Ungerührt von diesen väterlichen Worten, rief der Pöbel: „an die Laterne! an die Laterne!“ Ein Pikenträger unter dem Haufen hatte sogar die Frechheit, mit seiner Pike gerade auf den König loszugehen; allein einer von den Grenadieren, Namens Canolle, wandte glücklich den Stoß ab, wobei er an der Hand verwundet wurde. Er ergriff den Meuchelmörder, warf ihn vor dem Könige auf die Knie nieder, hielt ihn fest und nöthigte ihn zu rufen: „Hoch lebe der König!“ Der Pöbel erschrack über eine so kühne That und wurde ruhig.

Hierauf sagte ein Grenadier der Bürgermiliz (ein Kaufmann, Namens Gosse), welcher bemerkte, daß der König durch jene schändliche Handlung tief erschüttert war: „Sire! fürchten Sie Sich nicht.“ — „Ich mich fürchten?“ erwiederte der König, „ein rechtschaffener Mann, der seine Pflichten erfüllt, kennt weder Furcht noch Gewissensangst.“ — Bald nachher ergriff der König die Hand dieses Grenadiers, drückte dieselbe auf sein Herz und sprach: „Fühle, ob es schneller schlägt.“ — „Nein, Sire, antwortete der Grenadier, es schlägt nicht schneller, es zeigt nicht

die mindeste Furcht an.“ — „Wohlan! sprach Ludwig, so furchtlos ist der König der Franzosen, weil er sich mitten unter Franzosen befindet!“

Gentil und Septeuil gingen indessen unter dem Volk herum und riefen: „Habt Ehrfurcht vor eurem Könige, der gütig genug ist, sich hier unter euch aufzuhalten und euch anzuhören.“ — Diese Worte schienen einigen Eindruck zu machen, wenigstens dauerte die Ruhe im Zimmer noch eine Zeitlang fort.

Indessen drangen mehr als zehn tausend Menschen nach und nach in das Schloß und besetzten Zimmer, Treppen, Zugänge, Fenster, Dächer und Balkons desselben. Von allen Seiten wurde in den Pallast eingebrochen. Einige stiegen oben auf das Dach und richteten über dem Schornsteine eine hohe Stange auf, worauf ein Paar zerrissene Beinkleider befestigt waren, gleichsam als ein Sinnbild des Sieges, den die Sansculotten über das Königthum davon getragen hätten.

Jemehr die Menge des eindringenden Pöbels in dem Pallaste zunahm, desto größer wurde der Lärm, desto wüthender das Geschrei. Die Anstifter des Aufruhrs waren unaufhörlich bemüht, das Volk aufzubringen. Sie riefen: „Weg mit dem Veto! Genehmigung der beiden Decrete! Wir wollen die drei patriotischen Minister wieder haben!“ und der Pöbel wiederholte dieses Geschrei, wobei die Waffen an einander geschlagen wurden, so daß das Geklirre

derselben in dem Zimmer, in welchem sich der König befand, deutlich gehört werden konnte. Unter den Mitteln, die man anwandte, um den Pöbel in Wuth zu bringen und ihm vorzuschreiben, was er thun solle, waren einige sehr sonderbare, die aber ihre Wirkung nicht verfehlten. Es wurden an hohen Stangen große, weiße Tafeln getragen, an denen geschrieben stand: „Genehmigung oder Tod!“ Eine Flugschrift von wenigen Blättern, welche am Tage vorher zu diesem Zwecke gedruckt worden war, und den Titel führte: „Die Verräthereien Ludwigs des Sechszehnten,“ wurde in großer Menge umsonst ausgetheilt. In der Verwirrung konnte zwar niemand das Blatt lesen; allein man las den Titel, und dies war hinreichend.

Nun las man dem König eine Bittschrift vor, welche fast nichts als Schmähungen gegen ihn enthielt. Er antwortete mit Mäßigung und Festigkeit auf dieselbe, indem er seinen Eifer für die Constitution wiederholt versicherte, und erklärte, daß er keine andere Rechte haben wolle, als die, welche sie ihm verlieh, und es entspann sich deßhalb ein ziemlich friedliches Gespräch zwischen ihm und einigen Häuptern des Aufstandes. Bougainville hatte den König klugerweise unter eine Fensterhalle gebracht; Nationalgarden und einige seiner treuesten Anhänger umgaben ihn, als Sansculotten verkleidet, um ihn zu schützen; er saß auf einem Stuhl, den man auf

einen Tisch gestellt hatte, damit er freier athmen, und vom Volke gesehen werden konnte. Niemals hatte Ludwig mehr Muth gezeigt, als an diesem Tage; er antwortete fortwährend denen, die mit großem Geschrei die Bestätigung der beiden Beschlüsse begehrten, daß dies nicht die Art und Weise sey, sie von ihm zu verlangen. Immer neue Haufen drängten sich nun in die königlichen Gemächer, und in das Zimmer, wo der König saß, — unter ihnen der Fleischer Legendre mit einer Abtheilung der rohesten und wildesten Menschen. Einer von diesen, von sehr übelm Aussehen, (Montjoie behauptet, es sey Mouchet gewesen) hielt dem König auf einem Stock das Symbol der Freiheit, die rothe Mütze hin, indem er ihm zuschrie, er solle sie aufsetzen, welches der Monarch zur größten Zufriedenheit der Menge that, welche ihm nun Beifall klatschte und Vivat zurief. Andere schrien: „Er that recht daran, die Mütze aufzusetzen, sonst wäre es ihm schlecht ergangen, und wenn er die Decrete gegen die Pfaffen und das wegen der 20,000 Mann nicht bestätigt, so kommen wir alle Tage wieder, und werden uns schon zu fürchten machen wissen. Ein halbtrunkener Mensch reichte ihm, da er vor Hitze und Durst fast erstickte, eine halb gefüllte Weinflasche hin, die er ohne Bedenken nahm und aus der er trank. Einer aus seiner nächsten Umgebung nahm ihm die Flasche ab, und sagte, gleichfalls daraus trinkend: „Ich will jede Gefahr mit meinem Könige theilen!“ — Der

Fleischer Legendre hatte sich bis zu dem Monarchen hingedrängt und ihn mit dem Worte Monsieur angeredet. Hier hatte der König Unwillen und Erstaunen bezeugt; als Legendre dies bemerkt hatte, fuhr er fort: „Ja, Monsieur, Sie müssen und sollen uns hören, dazu sind Sie da. Für was bezahlen wir Sie mit dem sauern Schweiß unserer Arbeit, indem wir uns und den Unsrigen oft das Nöthigste entziehen müssen, um Ihre Tagdiebe zu ernähren! Sie sind ein Verräther . . .“ In diesem Tone ging die Anrede fort. Bald darauf erhielt er noch eine heftigere Aufforderung, die Decrete zu bestätigen. Er antwortete aber mit Festigkeit: „Nein, eher den Tod!“ Dies Benehmen blieb nicht ohne Wirkung auf den Haufen. — Ueberall sah man nur die gräßlichsten und blutdürstigsten Bilder als Trophäen aufgestellt. Die Erklärung der Rechte der Menschen war auf einer Kanone angebracht, ein Laternenpfahl und eine Guillotine, die jezt gebräuchlichen Mord-Instrumente zu gesezlosen und gesezlichen Hinrichtungen, hatte man dem Könige gegenüber gestellt, mit der Aufschrift: „Justiz für die Tyrannen.“ Auch das Ochsenherz und andere Embleme waren wieder zum Vorschein gekommen.“

Die Auftritte, welche während dieser Zeit bei der Königin Statt fanden, waren nicht minder gräßlich und schimpflich. Die ganze Familie hatte sich in einem Zimmer befunden, als die ersten Beilhiebe

gegen die Thüre fielen. Acloque, Chef der zwei-ten Legion der Nationalgarde, war ungestümm her-eingetreten und hatte den König beschworen, sich sogleich dem Volke zu zeigen, worauf ihm dieser, ohne sich zu bedenken, in das nahe Gemach gefolgt war, gegen welches die ersten Hiebe gerichtet waren. Die Prinzessin Elisabeth war ihm nachgeeilt, aber die Königin war so sehr mit ihren Kindern beschäftigt, daß sie seine Entfernung gar nicht bemerkt hatte. Bald aber erfuhr sie die große Gefahr, in welcher der König schwebte, so wie seine Schwester, welche ein großer Theil des Haufens für die Königin hielt, und die nur wenige Getreue zu ihrer Vertheidigung hatte. Einige Zeit schwankte Marie Antoinette, ob sie ihrem Gatten folgen, oder bei ihren Kindern bleiben solle. Als sie aber die sich immer mehrende Gefahr erfuhr, in welcher ersterer schwebte, wollte sie ihm durchaus folgen, und erklärte, sein Schicksal theilen zu wollen. Ihre Umgebungen, die schöne Prinzessin Lamballe, die Prinzessin von Tarent, die Damen Roche-Aymond, Tourzel und Mackau, waren um sie, und suchten sie von diesem Vorhaben abzubringen; allein sie bestand darauf, indem sie sagte: „mein Platz ist bei dem König.“ — „Er ist bei Ihren Kindern,“ antworteten die Herrn Dessonville und Chois-seul Stainville. Nichts desto weniger ging die Königin mit schnellen Schritten auf das Zimmer des Königs zu. Herr Aubier trat der Monarchin in

den Weg, verschloß die Thüre, stellte sich vor dieselbe und sagte: „Ew. Maj., ich darf Sie nicht hinaus lassen.“ — „Ich will hinaus, ich muß hinaus, antwortete die Königin, ich muß mit meinem Gemahl umkommen; ich will an seiner Seite sterben. Ist doch meine Schwester Elisabeth bei ihm.“ Mit diesen Worten griff die Monarchin Aubier an, und war eben im Begriffe ihn wegzustoßen, als Nougeville ihr zu Füßen fiel und zu ihr sagte: „Ew. Majestät, hören Sie doch auf Ihre Kinder, hören Sie das Weinen derselben, ihr dringendes Bitten.“ Die Kinder fielen ebenfalls ihrer Mutter zu Füßen, und flehten so rührend, daß die Königin ihr Vorhaben aufgab, ganz matt und hinfällig wurde, und sich ohne den mindesten Widerstand in den inneren Theil des Pallastes führen ließ, wo sie kaum angekommen war, als sie in Ohnmacht fiel. Nachdem sie wieder zu sich gekommen war, stellte ihr Aubier vor, wie unmöglich es seyn würde, durch einen Haufen bewaffneten und gegen sie aufgebrachten Pöbels — 10,000 Menschen stark — zu dringen; wie sie entweder ermordet, oder in dem Gedränge erstickt werden würde, ehe sie noch zum Könige kommen könnte; und wie der König selbst dadurch in Gefahr gerathen könnte, indem er sich gewiß durch das Gewühl der Piken stürzen würde, um zu ihr zu kommen. Herr de Chambonas unterstützte diese Vorstellungen, und die Monarchin ließ es sich gefallen, daß man

sie, nebst ihren Kindern, in das Zimmer des Dauphins brachte.

Noch nicht lange hatte sich die Königin hier befunden, als ein rasendes Geschrei den Pöbel ankündigte, der die Monarchin von Zimmer zu Zimmer aufsuchte, und sie umzubringen drohte. Das Paradezimmer des Königs, die Gallerie und die Säle der Königin waren bereits vergebens durchstrichen worden. Mit jedem neuen Zimmer, in welchem der Pöbel die Monarchin zu finden hoffte, und nicht fand, nahm seine Wuth zu; und als endlich ein Mensch die Nachricht brachte, daß sich die Königin in das Zimmer des Dauphins zurückgezogen hätte, wurde sogleich der Anfang gemacht, die verschlossene Thüre des Spielsaals, welche zu diesen Zimmern führte, mit Aexten einzuhauen.

Sobald die Königin diesen Lärm hörte, floh sie aus dem Zimmer des Dauphins in den Saal des königlichen Staatsrathes. Hier schob der Kriegsminister Lajarre den großen Tisch, an welchem die Minister zu sitzen pflegten, quer vor die Thüre, doch so, daß ein Zwischenraum zwischen der Tafel und der Thüre blieb. In diesen Zwischenraum vor dem Tische wurde eine doppelte Reihe von Bürgersoldaten der Sektion von St. Thomas gestellt. Eine andere vierfache Reihe verschloß die Ausgänge an beiden Enden. Hinter den Tisch stellte sich die Königin mit ihren Kindern, und die Hofdamen, die Prinzessin

von Lamballe und von Tarent, die Frau von La Roche Aymont, von Mailhe, von Tourzel, von Ginestons, von Duras und von Chimay. Die beiden letztern hatten sich außer dem Schlosse befunden, als der Pöbel nach demselben hinzog. Sobald sie aber hörten, daß sich die Königin in Gefahr befinde, waren sie, in gemeine Weiber verkleidet, durch die Menge gedrungen und unerkannt bis zur Königin gekommen, um die Gefahr mit ihr zu theilen. Den Dauphin stellte die Königin vor sich auf den Tisch und hielt ihn in ihren Armen. In dieser Stellung wurde das Pariser Volk erwartet, welches auch bald nachher mit Beilen und Keulen die verschlossene Thüre des Saales einschlug. Sobald der Pöbel die Königin erblickte, brach er mit den schrecklichsten Verwünschungen, Drohungen und Schimpfwörten gegen sie los. Die Weiber zeichneten sich hierbei vorzüglich aus. Eines derselben, eine Furie, bot der Monarchin, unter den kräftigsten Flüchen, eine rothe Mütze, eine Nationalcocarde und einen Pack dreifarbiger Bänder an. Herr von Vittinghof nahm diese Sachen zu sich, und überreichte der Königin die rothe Mütze. Sie setzte dieselbe einen Augenblick auf ihren Kopfputz, und nachher auf den Kopf des Dauphins. Die Nationalcocarde befestigte sie, vermittelst einer Stecknadel, an ihrer Brust.

Die Weiber brachten eine Menge Dinge herbei, die sie vor der Königin auf den Tisch legten. Darun-

ter befand sich ein Beil, ein Bündel Ruthen mit der Aufschrift: „Für Antoinette," ein von Holz geschnittener Galgen, woran ein Strick mit einer Puppe befestigt war, unter welcher geschrieben stand: „An die Laterne mit Marie Antoinette!" Auf einem Brette war ein Ochsenherz angenagelt, bei welchem die Worte standen: „Herz Ludwigs XVI." Auf ein anderes Brett hatte man zwei Ochsenhörner genagelt, unter welchen beißende Inschriften zu lesen waren. Ferner hatten sie auf einem Brette ein Stück frisches Fleisch, welches in Gestalt eines Herzens geschnitten war. Die schändlichen Worte, welche bei dieser Gelegenheit ausgestoßen wurden, übergehen wir mit Stillschweigen, um das Gefühl unserer Leser nicht zu beleidigen. Die Königin schien ziemlich gefaßt, doch schien sie heftig bewegt. Sie sagte: „Ich habe stets die Franzosen geliebt; ich bedaure die Verirrung des Volkes; doch liebe ich es zu sehr und denke zu gut von ihm, als daß ich mir vorstellen könnte, daß es strafbare Absichten haben sollte. Bei diesen Worten fielen einige Thränen über ihre Wangen, der Dauphin weinte und die Kronprinzessin schluchzte laut. Diesem Anblicke waren selbst die wilden Weiber nicht vermögend, zu widerstehen. In einem Augenblicke waren sie wie umgestimmt. Alle die abscheulichen Dinge, die auf dem Tische lagen, wurden heruntergeworfen. Einige Weiber rissen sich aus Reue selbst die Kopfzeuge ab;

andere betheuerten, daß sie bereit seyen, für die Königin ihr Leben zu lassen, und riefen: „Hoch lebe die Königin! Hoch lebe der Dauphin!“

Eine der wüthendsten dieser Furien hatte die Königin mit den schändlichsten und gemeinsten Schimpfwörtern überhäuft. Diese fragte nun dieselbe, ob sie sie jemals gesehen habe? — das Weib schrie: „Nein!“ Nun fragte sie: „Habe ich Ihnen denn persönlich etwas zu Leide gethan?“ — die Antwort war wieder: „Nein! Aber,“ fügte sie hinzu, „Sie sind Schuld an dem Unglücke der Nation!“ — „Das hat man Ihnen gesagt,“ antwortete die Königin; „aber man hat Sie hintergangen! Als Gattin des Königs von Frankreich und als Mutter des Dauphins bin ich Französin, und werde niemals mein Vaterland wiedersehen. Ich kann nur in Frankreich glücklich oder unglücklich seyn. Ich wäre glücklich, wenn ihr mich Alle liebtet.“ — Jetzt fing die Megäre an zu heulen, und bat um Verzeihung, indem sie sagte: „Ich habe Sie ja nicht gekannt; jetzt sehe ich, daß Sie gut sind.“

Unterdessen waren viele der Weiber und Männer, welchen der General Vittinghoff, der an diesem Tage viel Schwäche zeigte, überall den Durchgang gestattete, in die innern Gemächer gedrungen, verunreinigten und entehrten die königlichen Betten, brachen Commoden und Schränke auf, zerschlugen die Möbeln, Spiegel u. s. w., und schrien: „Ist dieß das Bett

des dicken Veto? Der Herr hat ein viel schöneres Bett, als wir. Wo ist denn der dicke Veto? Wir wollen ihn tödten! Nieder mit dem Veto! Es lebe die Nation und die Freiheit!" Vergebens suchten die besänftigten Weiber ihnen Einhalt zu thun.

Bald erschien ein neuer Haufe, Santerre an seiner Spitze. Ein lautes Geschrei: „Hoch lebe Santerre! Hoch lebe die Vorstadt St. Antoine! Hoch leben die Ohnehosen!" verkündigte die Ankunft dieses Gesindels. Sobald sich Santerre zeigte, bat ihn eine der Hofdamen um die Gefälligkeit, das Volk zu entfernen, weil die Hitze so unausstehlich sey, daß die Königin, wie er selbst sehe, der Gefahr einer Ohnmacht ausgesetzt sey. Ohne hierauf zu antworten, trat er an den Tisch, lehnte sich über denselben, faßte die Königin scharf in's Auge, und sprach mit lauter Stimme: „Madame! Seyn Sie unbesorgt! Von mir haben Sie nichts zu befürchten; vielmehr würde ich Sie vertheidigen, wenn man Ihnen etwas zu Leide thun wollte. Allein das sage ich Ihnen, daß Sie auf einem irrigen Wege wandeln, und daß, wofern Sie Sich nicht bessern, man Sie bald überzeugen wird, daß Niemand ungestraft das französische Volk hintergehen darf." — Die Königin sah ihn mit dem ihr eigenen majestätischen Blicke an, und sagte mit Unwillen und Verachtung: „Mein Herr! Ich weiß sehr gut, daß ich nicht nach

Ihnen

Ihnen das französische Volk beurtheilen muß.“ — Santerre, ohne sich hieran zu kehren oder darauf zu antworten, wandte sich zu den Vorstädtern, die er anführte, und rief ihnen zu: „Brave Ohnehosen! begebt euch hinweg. Ich muß für die Folgen des heutigen Tages stehen; darum beweist jetzt, daß ich Herr meiner Truppen bin!“ — Dann gab er seinen Schaaren Befehl zum Abmarsche, und Alle richteten sich nach seiner Stimme. Er trieb den Einen, ermunterte den Andern, und drohte dem Dritten. Bei seinen Vorwürfen und Drohungen schienen sie zu zittern.

Ehe Santerre *) sich selbst wegbegab, nahm er noch dem Dauphin die große rothe Mütze ab, welche ihm über die Ohren herabhing und bis an die Na-

---

*) Dieser Santerre hatte einen hohen Wuchs, kräftige Muskeln und volle Formen. Seine rauhe Stimme, seine groben Manieren, seine, obgleich rohe, dennoch gewandte Beredtsamkeit, waren ganz dazu geeignet, einen Volkshelden aus ihm zu machen. Auch übte er eine despotische Gewalt über die Vorstädte St. Antoine und St. Marceau aus, und leitete sie ganz nach Willkühr. Er war eigentlich weder böse noch grausam; blindlings ging er in alle Verschwörungen und Aufstände ein, ohne weder sich, noch seine Untergebenen der Ausführung derselben schuldig zu machen. Ein Unglücklicher, gleichviel, von welcher Partei, rührte immer sein Herz, und Thränen entwaffneten ihn.

senspitze reichte, indem er sagte: „Mein Gott! das Kind erstickt ja!"

Während von diesen furchtbaren Auftritten die Hallen des Schlosses erbebten, berathschlagte man in der Nationalversammlung, was zu thun sey, und beschloß endlich, eine Deputation zum Schutze der königlichen Familie nach den Tuillerien abzusenden. Sehr weislich, und nicht, wie Lacretelle behauptet, um die Aufrührer zu verstärken, suchte man zu dieser Gesandtschaft lauter durch ihre Freiheitsliebe bekannte Männer und Gegner des Hofes aus; denn nur solche konnten bei dem Volke Eindruck machen und Gehör finden, während Royalisten dasselbe nur erbittert und zu noch größern Excessen angereizt haben würden. Vergniaud, der Abbé Fauchet, Isnard, Merlin, Albitte, Bazire und Chabot wurden abgeschickt, und erschienen um halb sechs Uhr des Abends in den Tuillerien. Sie hatten nicht wenig Mühe, bis zu dem Könige zu gelangen. Vergniaud hatte sich auf die Schulter eines Grenadiers stellen müssen, um gesehen und gehört zu werden. Als es Isnard endlich gelungen war, bis zu dem Könige zu dringen, sprach dieser einige Worte zu ihm, welche wegen des Tumults nicht gehört werden konnten, und als Vergniaud und Isnard sie dem Volke wiederholen wollten, schrie dasselbe: „Der König soll selbst reden!" — Nun sprach der König:

„Ich werde jederzeit der Constitution ergeben seyn. Ich weiß, was für Pflichten sie mir auflegt und was für Rechte sie mir giebt. Ich werde jederzeit das Wohl der Franzosen zu befördern suchen. Dieß ist aber nicht die Art und Weise, mir eure Bitte vorzutragen. Ich muß erst euer Verlangen untersuchen, um euch Antwort ertheilen zu können.“ Der Pöbel, mit dieser Antwort unzufrieden, schrie von neuem: „Kein Veto, sondern die Genehmigung der Decrete!“ Isnard und Vergniaud suchten den Pöbel zu besänftigen, indem sie das Versprechen des Königs wiederholten und bekräftigten. Einer aus dem Haufen gab ihnen zur Antwort: „Wenn ihr zufrieden seyd, so sind wir auch zufrieden, denn nur für euch und durch euch sind wir hierher gekommen!“

Einige Deputirte, unter denen Merlin war, hatten sich nun auch zur Königin begeben, um sie in Schuß zu nehmen. Sie zeigte ihnen, in welchen Zustand man den königlichen Pallast versetzt hatte, und wie beschimpfend man mit ihrer Wohnung umgegangen war. Als sie Thränen in Merlin's Augen sah, sagte sie zu ihm: „Sie weinen, Herr Merlin, den König und seine Familie durch ein Volk so mißhandelt zu sehen, das sie immer glücklich machen wollten?“ — Merlin erwiederte: „Es ist wahr, Madame, ich beweine das Unglück einer schönen Frau und gefühlvollen Familienmutter; aber mißkennen Sie mich nicht; hierbei ist keine einzige

Thräne für den König oder die Königin. Ich hasse die Könige und die Königinnen; dieser Haß ist das einzige Gefühl, welches sie mir einflößen können; er ist meine Religion.“ — Indessen that er doch sein Möglichstes, das Volk im Zaume zu halten, was ihm auch gelang. Die Nationalversammlung sandte nun alle halbe Stunden Abgeordnete, um von den weitern Vorfällen und dem Gange der Dinge beständig unterrichtet zu seyn und die nöthigen Maßregeln treffen zu können. Gegen sieben Uhr ertönte auf einmal das Geschrei: „Es lebe Pethion, der Freund des Volkes!“ Bald darauf erschien der Maire im Saale, und eilte durch die wilde Menge, welche ihm Platz machte, bis zum Könige. Man beschuldigte ihn, seine Pflicht schlecht erfüllt zu haben, indem er so spät gekommen sey, um der Unruhe zu steuern. Er aber entschuldigte sich damit, daß er die Nachricht von diesen Gewaltthätigkeiten erst gegen fünf Uhr erhalten habe; eine halbe Stunde brauche er bei der größten Eile, um in das Schloß zu gelangen, und bis es ihm gelungen sey, durch die Menge bis zu dem Könige zu kommen, sey gleichfalls eine geraume Zeit verstrichen; weßhalb er unmöglich habe früher kommen können. Hierauf sagte er zum Könige in einem Tone, als ob derselbe unter seiner Botmäßigkeit stände:

„Sire! Seyn Sie ruhig, Sie haben nichts zu befürchten. Ich stehe für Alles.“ — Der König

antwortete mit sichtbarem Unwillen: „Ich befürchte nichts, denn mein Gewissen ist rein, und meine Pflichten habe ich erfüllt. Nur diejenigen haben Ursache, sich zu fürchten, die sich selbst Vorwürfe zu machen haben.“

Als der König diese Worte gesprochen hatte, hob ein Mitglied des Bürgerraths, welches mit Pethion gekommen war, seine dreifarbige Schärpe in die Höhe, und rief: „Stille, Staatsbürger! stille, im Namen des Gesetzes!“ Alles wurde stille. Ein Kerl brachte einen Lehnstuhl herbei, auf welchen Pethion sich stellte und folgende Rede an die Menge hielt: „Staatsbürger! meine Freunde! Ihr habt bewiesen, daß Ihr ein Volk seyd, welches die Gesetze kennt und achtet. Fahret ferner fort, dem Gesetze unterthänig zu seyn. Begebt Euch jetzt hinweg, damit man nicht die Absichten der Magistratspersonen verläumde. Ich zweifle nicht, daß der König nur das will, was Euch nützlich seyn kann. Staatsbürger! . . . . . Staatsbürger! . . . . . .“ Der Lärm, welcher aufs Neue entstand, verhinderte Pethion, seine Rede zu endigen.

Diesen Lärm verursachte ein Mann, der sich, mit grimmigen Augen und wüthenden Gebärden, durch das Volk drängte, um zu dem Könige zu gelangen. Als er nahe bei Pethion war, stellte man sich ihm in den Weg, und verlangte, wenn er etwas vorzutragen hätte, so möchte er es durch den Maire thun

lassen. Dieser, der mit Einem Worte den Lärm hätte stillen können, stellte sich, als läse er aufmerksam in einem Papier, welches er in der Hand hielt, und als bemerke er nicht, was um ihn her vorgehe. Der Mann drängte sich mit Gewalt durch, stellte sich vor den König, sagte demselben die gröbsten Schimpfwörter und endigte endlich mit folgender Anrede: „Sire! Das Volk hat mich hierher gesendet. Seine Geduld ist zu Ende. Es ist unzufrieden mit Ihnen. Sie haben es schon lange betrogen. Sie müssen Sich erklären. Sagen Sie deutlich, ob Sie die Constitution umwerfen wollen . . .“ Der König hatte dem Menschen anfänglich ruhig zugehört; aber bei diesen Worten unterbrach er ihn unwillig: „Ich habe mich nie von dem Wege der Constitution entfernt. Eure Magistratspersonen sind hier; sie mögen sagen, ob es sich anders verhält.“

Während der König noch sprach, trat Brunk, an der Spitze einer Gesandtschaft von der Nationalversammlung, herein. Er betrug sich mit Anstand und Würde, stieg auf den Lehnstuhl, auf welchem Pethion vorher gestanden war, machte eine tiefe Verbeugung vor dem Monarchen, und sprach: „Sire! Die Nationalversammlung sendet Ihnen vierundzwanzig von ihren Mitgliedern zu, um gewiß zu seyn, daß Ihre Freiheit nicht verletzt wird, und um mit Ihnen die Gefahr zu theilen, wenn Gefahr vorhanden ist.“ — „Gefahr ist nicht vorhanden, erwiederte der Kö-

nig mit einem freundlichen Gesichte, dennoch danke ich der Nationalversammlung für ihre Besorgniß."

Es war jezt acht Uhr des Abends. Der Saal war so voller Menschen, und die Hize so groß, daß man kaum Athem holen konnte. Ein Mitglied des Bürgerraths hob aufs Neue die dreifarbige Schärpe in die Höhe, und rief dabei mit durchdringender Stimme: „Staatsbürger! gehorcht dem Gesetze, und folgt demjenigen nach, der das Zeichen desselben trägt!"

Pethion wiederholte nun noch die Worte: „Volk! du hast heute ganz deine Würde behauptet, keine Excesse haben dein erhabenes Benehmen verunglimpft. Aber die Nacht bricht herein, ihre finstern Schatten könnten die Absichten Uebelgesinnter, die sich unter dich schleichen, begünstigen; darum, Volk, entferne dich."

Die Menge begriff nun, daß man für heute nichts mehr von ihr wolle, und entfernte sich ruhig, zum Theil auch mißvergnügt mit sich selbst und mit ihren Anführern. Die Girondisten sagten: „Das Volk war in Wahrheit heute erhaben." Die Royalisten schauderten und erflehten die baldige Ankunft der Fremden, und die wüthendsten Jakobiner sagten: „Das war ein Fehlschuß." Es sollte aber durchaus nur ein Schreckschuß seyn, der indessen nicht die gehoffte Wirkung, die Abdankung des Königs, ja nicht einmal die Bestätigung der Decrete, welche diesen Aufrührern zum Vorwand diente, erreichte.

Vier lange Stunden hatten diese für den König sowohl, als für seine Gattin so furchtbaren Auftritte gedauert. Als endlich das Schloß geräumt, und die leßten Haufen durch Santerre's Veranstaltung abgezogen waren, begab sich der König, noch immer mit der rothen Müße auf dem Kopf, in sein Zimmer (man hatte ihn, als das Volk in so großer Masse eindrang, zu seiner Sicherheit in einen geräumigen Saal gehen lassen, wo man ihn unter der Fensterhalle mit Bänken und Tischen gewissermaßen verschanzt hatte). Seine Diener und einige wahrhafte Freunde, die keine feile Höflinge waren, und ihn auch in der höchsten Gefahr umgeben hatten, vereinigten sich in diesem Zimmer, um ihn zu trösten und zu seiner Festigkeit Glück zu wünschen. Unter ihnen war der fast achtzigjährige Marschall Mouchy, der ihn auch nicht einen Augenblick verlassen, und mit seinem Rohr mehrere dem Monarchen drohende Gefahren oder Beschimpfungen parirt hatte; ferner der würdige Lamoignon de Malesherbes, den der Hof heute zum ersten Mal mit einem Degen umgürtet erblickte, und der troß der Einfachheit der Manieren und Kleider als ein neuer Aligre unter den neuen Liguisten erschien. Auch der Kammerdiener von Septeuil, der Kammerherr Aubier, Bougainville, Acloque und noch einige Andere hatten sich mit Gefahr ihres Lebens höchst verdient um die königliche Familie gemacht, und mit unsäglicher Mühe das Gedränge

durchbrochen, um bald dem König bald der Königin zu dienen und nützlichen Rath zu ertheilen. Auf der andern Seite hatten die Prinzessin Lamballe, die Damen Tourzel, Duzas, Maillé, Luynes ꝛc. nicht weniger Heldenmuth, bei der Beschützung ihrer Gebieterin bewiesen. Aber vor allem war es die Prinzessin Elisabeth, die Schwester des Monarchen, welche einen wahrhaft übermenschlichen Heroismus, Seelenstärke und Geistesgegenwart bewiesen hatte; sie war ihrem bedrohten Bruder auf dem Fuße von Fenster zu Fenster gefolgt, hatte sich so zu sagen an seine Fersen gehängt; und als man sie für die Königin selbst hielt, und ihre Freunde dem Volk diesen Irrthum, der ihr leicht das Leben hätte kosten können, benehmen wollten, hatte sie es verhindert, indem sie sagte: „Laßt sie dabei; es rettet meine Schwägerin.“

Nachdem Ludwig kaum in seinem Zimmer angekommen war, stürzte die Königin mit ihren Kindern an der Hand, und von ihren Damen umgeben, herein, und ihm zu Füßen, und alle brachen in einen Strom von Thränen aus. Noch immer hatte der König, ohne es zu wissen, die rothe Mütze auf dem Kopfe und riß sie, als man es ihm bemerkbar machte, unwillig herunter. Bertrand de Molleville sagte aus dieser Veranlassung: „Was die Freunde des Königs am meisten schmerzte, war die Begebenheit

mit der rothen Mütze, welche drei Stunden lang auf des Königs Kopf geblieben war. Ich erlaubte mir, den Monarchen um einige Erläuterungen über diesen Gegenstand zu bitten, da diese Thatsache in einem so grassen Contrast mit dem außerordentlichen Muthe stand, den S. Majestät an diesem schrecklichen Tage gezeigt hatte. Hier folgt dessen Antwort: „Das Geschrei, „es lebe die Nation!“ ertönte mit solcher Heftigkeit um mich her und schien an mich gerichtet zu seyn, so daß ich antwortete: Die Nation hat keinen bessern Freund als mich. Da trat ein Mensch von sehr übelm Aussehen zu mir heran und sagte: Wohlan, wenn Sie wahr sprechen, so beweisen Sie es, indem Sie die rothe Mütze auffetzen. Ich will wohl, antwortete ich; hierauf kam einer oder zwei dieser Menschen auf mich zu, und setzte diese Mütze auf meine Haare, denn sie war zu klein für meinen Kopf. Ich hielt mich, ich weiß nicht warum, überzeugt, ihre Absicht sey, die Mütze nur einen Augenblick auf meinem Kopf zu lassen, und sie dann wieder abzunehmen, und war so sehr mit dem beschäftigt, was um mich vorging, daß ich nicht mehr wußte, ob ich die Mütze noch aufhatte, oder ob sie herabgenommen war. Selbst in meinem Zimmer merkte ich es nicht eher, als bis man mir es sagte. Ich war sehr erstaunt, sie noch auf meinem Kopfe zu finden, was mir um so leider that, da ich sie ohne alle Schwierigkeiten hätte gleich wieder abnehmen

können. Aber ich bin überzeugt, daß, wenn ich mich geweigert hätte, sie auf meinen Kopf zu setzen, der trunkene Mensch, der mir sie darreichte, mir seinen Spieß in den Leib gerannt haben würde."

Als das Schloß gänzlich geräumt war, ließ der König einen Friedensrichter holen, um den Zustand desselben zu besichtigen und ein Protocoll darüber aufzunehmen, wobei zwei Magistratspersonen als Zeugen dienten, woraus hervorging, daß viele Thüren mit Gewalt eingeschlagen, viele Geräthschaften zertrümmert, Spiegel, Porcellain, Getäfel ꝛc. zerschlagen waren.

Viele Personen behaupteten, daß der Herzog von Orleans auch bei diesem Aufstand, so wie bei dem am 5. October, die geheime Triebfeder gewesen, was aber durchaus nicht der Fall war. Lacretelle äußert hierüber: man nahm Orleans zu Hülfe, um den Aufstand mit seinem Golde zu bezahlen, aber nicht um ihn zu leiten; er war von allen Parteien schon zu sehr verachtet, als daß man ihn anders, als zum bloßen Werkzeuge gebrauchen wollte. Indessen diente dieses Geld meistens, um den hartnäckigsten Haß, den jemals eine feige und niedrige Seele hatte, zu befriedigen. Auch durch die Untersuchung und das Verhör der Zeugen ging durchaus nichts hervor, was den Herzog von Orleans im mindesten beschweren konnte. — Eine dieser Zeugenaussagen, die des Freiwilligen Lareynie, führt Thiers

als sehr merkwürdig, und über mehreres großen Aufschluß gebend, an; sie lautet:

„Vor uns — — — erschien der Herr Johann Baptist Maria Ludwig Lareynie, freiwilliger Soldat des Bataillons der Insel St. Louis, mit dem Militärorden geziert, in Paris, Kay Bourbon Nr. 1, wohnhaft. Derselbe, betrübt über die neuesten Unordnungen in der Hauptstadt, und überzeugt, daß es die Pflicht jedes guten Bürgers ist, der Gerechtigkeit alle ihm zu Gebot stehenden Nachweisungen über diese Vorfallenheiten zu geben, damit die Urheber und Beförderer der gegen die öffentliche Ruhe und die Heiligkeit der Verfassung begangenen Thathandlungen bestraft werden können, gibt an: daß er schon seit ungefähr acht Tagen durch Verbindungen, welche er in der Vorstadt St. Antoine hat, weiß, daß die Bewohner dieser Vorstadt von Herrn Santerre, Befehlshaber des Bataillons vom Findelhause, und noch von andern Personen bearbeitet werden, worunter sich befinden: Herr Fournier, der sich einen Amerikaner und Wähler von 1791 nennt; Herr Roland, der sich einen Italiener nennt, Herr Legendre, Fleischermeister in der Rue-des-Boucheries in der Vorstadt St. Germain wohnend; Herr Cuirelle-Verrières, wohnhaft über dem Kaffeehaus zum Rendezvous, in der Straße des französischen Theaters; daß diese alle Nacht bei Santerre, oder auch im Versamm-

lungssaale des Bezirkes des Findelhauses heimliche Zusammenkünfte hatten; daß man da, in Gegenwart einiger weniger der Vertrautesten aus jener Vorstadt sich berieth, unter denen waren: Herr Rossignol, vormals Goldschmidtsgeselle, Herr Nicolas, Zimmermann des Bataillons vom Findelhause, Herr Brierre, Weinhändler; Herr Genox, der sich den Bastille-Besieger nennt, und noch andere, die er im Nothfalle benennen kann; daß man hier beschlossen hat, welche Anträge in dem Volkshaufen im Palais Royal, in den Tuillerien, auf dem Grève-Platz, und vorzüglich auf dem Platze der Porte St. Antoine, und auf dem Bastillen-Platze gemacht werden sollen; daß man da aufrührerische Aufrufe abgefaßt hat, welche von Zeit zu Zeit in den Vorstädten angeschlagen worden sind, und Bittschriften, welche Abordnungen der Volksgesellschaften eingeben sollten; daß mit Einem Worte hier die berüchtigte Bittschrift abgefaßt und die Verschwörung vom 20. Juni ausgemacht wurde. Daß des Tages zuvor eine geheime Versammlung bei Santerre gehalten wurde, in der, wie Zeugen bestätigen können, die er namhaft machen kann, wenn sie von den Sendungen zurückgekommen seyn werden, die ihnen Santerre für die Umgegend gegeben hat, man die Herrn Pethion, Maire von Paris; Robespierre; Manuel, Gemeinde-Anwalt; Alexander, Anführer des Bataillons St. Michel, und Sillery, ehemaligen

Abgeordneten der Nationalversammlung, gesehen hat. Daß am 20sten Santerre die erschrockenen Häupter seines Anhanges, welche wegen des Beschlusses der Departementsverwaltung sich nicht haben bewaffnet zeigen wollen, weil man auf sie schießen würde, versichert hat, es sey nichts zu fürchten, die Nationalgarde habe Befehl, nicht zu schießen, und der Maire Pethion werde anwesend seyn. Daß um 11 Uhr Morgens die Zusammenrottung sich noch nicht über 1500 Personen erstreckte, die Neugierigen mit einbegriffen, und daß sich die Zahl nur dann erst sehr vergrößerte, als Santerre an der Spitze einer Abtheilung Invaliden sein Haus verließ, und auf seinem Zuge bis auf den Durchgang der Feuillants alle Zuschauer aufforderte, sich anzuschließen; daß er bei seiner Ankunft an diesem Durchgange sich nicht mit Gewalt durch die Wache zu drängen gewagt, sondern sich durch den Hof des Kapuzinerklosters zurückgezogen und hier den Baum aufgepflanzt hat, der für das Schloß bestimmt war. Daß er, Zeuge, Einige aus dem Gefolge von Santerre gefragt hat, warum sie den Baum nicht auf die Terrasse der Tuillerien pflanzten, wie ausgemacht sey, sie aber geantwortet haben: „sie würden sich wohl hüten, dieses zu thun, weil dies eine Falle sey, die ihnen die Feuillants stellen wollen, da Kanonen in dem Garten aufgepflanzt wären, sie lassen sich aber nicht so fangen.“ Der Zeuge bemerkte, daß in diesem Augenblicke die Zusammenrot-

tung sich beinahe ganz aufgelöst hatte, und daß die zerstreuten Meuterer sich erst wieder versammelt und an die Zuschauer angeschlossen haben, als Trommeln und Musik sich im Pallaste der Versammlung haben hören lassen; daß sie dann in schicklicher Haltung drei Mann hoch an der gesetzgebenden Versammlung vorbeigezogen sind. Daß er, Zeuge, bemerkt hat, wie diese Leute bei ihrem Zuge durch die Tuillerien sich nichts Unanständiges erlaubt und nicht versucht haben, in das Schloß zu dringen; daß sie, selbst auf dem Carousselplatze angelangt, sich nicht bemüht haben, in die Höfe einzudringen, bis Santerre, der bis zu Ende der Sitzung in der Nationalversammlung gewesen war, ankam. Daß dann Santerre, in Begleitung mehrerer Personen, unter denen er, der Zeuge, Herrn von Saint-Hurugne bemerkt hat, sich an den damals ganz ruhigen Haufen wendete, und ihn fragte, warum sie nicht in das Schloß gedrungen seyen; man müsse durchaus hinein, denn blos deßhalb sey man ja gekommen. Daß er sodann den Kanonieren seines Bataillons befahl, ihm mit einer Kanone zu folgen, und erklärte, man müsse das Thor einschießen, wenn es nicht freiwillig geöffnet werde. Daß er sich mit diesem Geschütze am Thore des Schlosses gezeigt und hier einen schwachen Widerstand von der Gens-d'armerie zu Pferde, aber einen sehr entschlossenen von der Nationalgarde gefunden hat. Daß dieses viel Lärmen und Bewegung verursachte, und man

vielleicht zu Thätlichkeiten geschritten wäre, wenn nicht zwei Männer mit dreifarbigen Schärpen, von denen er einen als den Herrn Boucher-René erkannte, den andern als Herrn Sergent hat nennen hören, durch den Hof gekommen, und mit einem befehlshaberischen, um nicht zu sagen unverschämten, Tone und unter Mißbrauch des geheiligten Namens des Gesetzes, befohlen hätten, das Thor zu öffnen, das von Niemand verschlossen werden, und durch welches jeder Bürger eintreten dürfe. Daß alsdann wirklich das Thor geöffnet wurde, und Santerre mit seinem Haufen sich in Unordnung hineinstürzte. Daß Santerre Kanonen mit sich führte, um die Thüren der Zimmer des Königs zu zertrümmern, wenn sie verschlossen seyn sollten, und auf die Nationalgarde zu schießen, wenn sie sich widersetzen würde; daß derselbe in dem letzten Hofe links unten an der Treppe von einem Haufen Bürger aufgehalten wurde, welche die vernünftigsten Reden an ihn gehalten haben, um ihn zu beruhigen, und ihm gedroht haben, ihn persönlich verantwortlich zu machen für alles Unglück, was an diesem Unglückstage sich ereignen würde, „weil, wie sie sich ausdrückten, Santerre allein der Urheber dieser verfassungswidrigen Zusammenrottung, — allein der Verführer dieser braven Leute, und der einzige Schurke unter ihnen sey.“ Daß der Ton, in welchem diese braven Bürger mit Santerre gesprochen haben, ihn zum Erblassen gebracht,

er

er aber, durch einen Blick des Fleischers Legendre aufgemuntert, sich durch eine heuchlerische List geholfen und seinem Haufen zugerufen hat: „Meine Herren, setzen Sie ein Protocoll über meine Weigerung auf, an Ihrer Spitze in die Zimmer des Königs gehen zu wollen.“ Daß statt aller Antwort die ihn verstehende Menge den Haufen dieser rechtlichen Bürger wegdrängte, und mit ihren Kanonen und ihrem Befehlshaber in die Zimmer des Königs drang, nachdem sie erst alle Thüren und Fenster zerbrochen hatte.“

Pethion begab sich, nachdem er das Schloß verlassen hatte, in die Nationalversammlung, welche in einer Abendsitzung noch immer über den Aufstand debattirte, und gegen acht Uhr noch beschloß, eine neue Gesandtschaft von vierundzwanzig Mitgliedern zur Sicherheit für die königliche Familie während der Nacht abzusenden. Pethion hielt nun eine Rede, den Aufstand betreffend, in der er unter anderm sagte:

„Man ist wegen der großen Menge von Staatsbürgern, welche in die Zimmer des Königs gedrungen sind, bange gewesen. Der König aber war es nicht, denn er kennt die Franzosen besser. Er weiß, mit wie großer Ehrfurcht man seit drei Jahren seiner Person begegnet ist; er weiß, daß die Obrigkeiten des Volks unaufhörlich wachen, um dem constitutionellen Könige die Ehre zu erhalten, die ihm ge-

bührt. Die Obrigkeit hat ihre Schuldigkeit beobachtet; und, ich darf es sagen, sie hat den größten Eifer bewiesen. Um so viel empfindlicher war es mir, zu sehen, daß mehrere Mitglieder der Versammlung daran zweifeln konnten . . . ."

(„Und noch zweifeln"—riefen einige Stimmen von der rechten Seite.)

„Man mußte nothwendig die Sache gesetzmäßig machen, damit die Bürger niemals dem Gesetze ungehorsam seyn möchten. Oder wäre es wohl klug gewesen, dreißig bis vierzig tausend Mann ohne Anführer ziehen zu lassen? Der Bürgerrath bot also die Commandanten auf, sich auf den Weg zu machen. — So kam man und brachte der Nationalversammlung die Bittschrift, und dann dem Könige. Alles ging in der größten Ordnung und Stille zu. Niemand kann sich über Gewalt beklagen; kein Eigenthum ist verlezt worden. — Der König hatte sich über das Betragen der Staatsbürger nicht im Mindesten zu beschweren Ursache. — Jezt ist Alles wieder in Ruhe, und wird es hoffentlich auch bleiben."

Indessen war die Sache doch nicht ganz ohne Blutvergießen abgelaufen; einige Nationalgarden, indem sie die Zugänge mancher Gemächer und Säle vertheidigen wollten, waren verwundet worden; unter ihnen der Grenadiercapitän Lasne, der durch ein an einen Stock befestigtes Messer in die Hand gesto-

chen wurde, und auf dessen Brust die Spitzen mehrerer Piken gerichtet waren, als es seinen Kameraden gelang, ihn dem sichern Tod zu entreißen. Die Königin bot ihm eine Pension von 1000 Livres an, welche er aber ausschlug.

Der König beeilte sich, den folgenden Morgen an seinen Beichtvater zu schreiben: „Kommen Sie heute bald zu mir, mit den Menschen bin ich fertig, und habe es nur noch mit dem Himmel zu thun.“ — Gegen Herrn Bertrand äußerte er: „Ich sah wohl ein, daß sie in der Absicht gekommen waren, mich zu ermorden, und ich begreife nicht, warum sie es nicht gethan haben; ich werde ihnen aber nicht immer entgehen. Es sind so viele Würfe gegen mich, und ich bin nicht glücklich. Wenn ich allein wäre, würde ich noch einen Versuch machen. Wenn meine Frau und meine Kinder nicht bei mir wären, so sollte man bald sehen, daß ich nicht so schwach bin, als man sich einbildet. Aber was würde ihr Schicksal seyn, wenn kräftige Maßregeln nicht den erwünschten Erfolg hätten!“

Der Hof aber schien nach dem Tage des 20. Juni, der ohne Mordthat und ohne irgend ein Resultat vorübergegangen war, wieder einen Strahl von Hoffnung zu schöpfen, welcher der König ganz entsagte, indessen doch der Menge, der Nationalversammlung und den Clubbs einen schwachen Widerstand zu leisten

versuchte. Den Morgen nach dem furchtbaren Tage (21. Juni) sandte Ludwig durch seine Minister folgendes Schreiben an die Nationalversammlung:

„Herr Präsident! Die gestrigen Vorfälle sind der Nationalversammlung bereits bekannt. Paris ist ohne Zweifel darüber bestürzt, und ganz Frankreich wird sie mit Kummer erfahren. Ich danke der Versammlung für den Eifer, den mir dieselbe bei dieser Gelegenheit bewiesen hat. Ihrer Klugheit überlasse ich die Sorge, den Ursachen dieser Begebenheit nachzuforschen, die Umstände zu erwägen, und die nöthigen Maßregeln zu ergreifen, daß die Constitution erhalten, und die constitutionelle Unverletzbarkeit und Freiheit des erblichen Stellvertreters der Nation gesichert werde. Mich soll nichts abhalten, zu thun, was meine Pflicht ist, welche mir die Constitution, die ich angenommen habe, auferlegt, und was das wahre Interesse der Nation erfordert."

„Ludwig."

„Duranton."

Denselben Tag schickte die Versammlung eine Gesandtschaft an den unglücklichen Monarchen, deren Redner zu ihm sagte: „Sire! Die Nationalversammlung sendet uns zu Ew. Majestät, um Sie zu fragen, ob Sie wegen der Ruhe Ihrer Person irgend einige Furcht haben, und Sie zu versichern, daß, wofern diese gestört werden sollte, sich die Versamm-

lung sogleich zu Ihnen begeben würde.“ — Der König antwortete: „Ich erfahre, daß Paris jetzt ziemlich ruhig ist. Wenn diese Ruhe aufhören sollte, so würde ich der Versammlung davon Nachricht geben lassen. Sagen Sie derselben, meine Herren, daß ich von dem Antheile, den sie mir bezeugt, sehr gerührt bin; sagen Sie ihr auch, daß, wenn sie sich in der mindesten Gefahr befinden sollte, ich mich eben so schnell zu ihr begeben würde.“

Viele vom Volke hatten zwar geäußert, daß sie wieder kommen würden, und man war nicht ganz ohne Unruhe; indessen blieb alles ruhig, und Pethion kam gegen Abend in das Schloß, wo er den König von seiner Familie und ungefähr fünfzig Personen umringt, antraf. Die Unterredung, welche zwischen beiden stattfand, geben wir hier buchstäblich wieder:

Der König. Ist endlich die Ordnung in der Hauptstadt wieder hergestellt, Herr Maire?

Pethion. Ja, Sire, das Volk hat seine Vorstellungen gemacht, und ist nun wieder ruhig.

Der König. Der Gemeinderath hat bei den gestrigen Vorfällen seine Pflichten nicht so erfüllt, wie es ihm zukommt.

Pethion. Ich weiß, daß er verläumdet worden ist, er hat aber alles gethan, was seine Pflicht forderte. Sein Benehmen wird in das hellste Licht gesetzt werden, und die öffentliche Meinung seine

Richterin seyn, und auch von Ihnen anerkannt werden.

Der König. Von ganz Frankreich — ich klage Niemanden an, und habe Alles gesehen.

Pethion. Das wird es, und ohne die weise Maßregel, welche die Municipalität genommen hat, würde die Sache weit schlimmer ausgefallen seyn, nicht für Ihre Person, für die, wie Sie wissen müssen, man immer Ehrfurcht haben wird, aber . . . .

Der König. Heißt das Ehrfurcht vor mir haben, wenn man bewaffnet bei mir eindringt, meine Thüren einschlägt, meine Wachen über den Haufen wirft? — Ist jetzt alles ruhig?

Pethion. Vollkommen.

Der König. Das ist nicht wahr; man sinnt auf neue Meutereien.

Pethion (empfindlich). Sire, wenn ich . . .

Der König. Schweigen Sie.

Pethion. Der Beamte der Nation braucht nicht zu schweigen, wenn er seine Pflicht erfüllt, und Wahrheit spricht.

Der König. An der Ruhe von Paris hängt Ihr Kopf.

Pethion. Ich kenne den Umfaug meiner Pflichten und die mir auferlegte Verantwortlichkeit.

Der König. Sie sind mit der Ruhe der Hauptstadt beauftragt. Gehen Sie an Ihre Verrichtungen, Herr Maire. Gott befohlen.

Pethions Anblick hatte des Königs Unwillen gereizt und ihn übler Laune gemacht, von der er öfters befallen war. Ganz Paris erfuhr den Inhalt dieses Gespräches, und der König ließ eine Bekanntmachung zu seiner Rechtfertigung drucken, welche der Gemeinderath, seinerseits sich rechtfertigend, beantwortete.

Pethion drückte sich über diesen Gegenstand folgendermaßen aus: „Am Abende hatte ich mit dem Könige, in Gegenwart seiner Familie und von mehr als zweihundert Zuschauern, eine sehr lebhafte Unterredung, während welcher er mir im Unwillen, ich möchte sagen im Zorne, Stillschweigen auferlegen wollte, als ich von der Güte des Volkes und von der Wachsamkeit der Magistratspersonen mit ihm sprach. Ich bestand, mit noch größerem Nachdrucke, auf dem, was ich bereits gesagt hatte, und erhob dabei meine Stimme. Ueberhaupt behielt ich die ganze Würde des Charakters, den ich bekleidete."

Dieß war der Maire, den die Höflinge mit Gewalt statt des edeln Lafayette eingesetzt hatten, unter dem schwerlich ein 20. Juni und noch weniger ein 10. August Statt gefunden hätte. Der König ließ außerdem nachfolgende Proclamation an die Nation, wegen der Vorfälle des 20. Juni:

„Unstreitig werden die Franzosen nicht ohne Kummer erfahren haben, daß eine, durch einige Aufwiegler irre geführte, Menge Volks mit bewaffneter

Hand in die Wohnung des Königs gekommen ist, Kanonen bis in den Saal der Leibwache geschleppt, und die Thüren der königlichen Wohnung mit Beilen eingeschlagen hat; daß sie dort sich frecherweise des Namens der Nation bedient, und einen Versuch gemacht hat, die, von Sr. Maj. zweien Beschlüssen auf eine constitutionelle Weise versagte Genehmigung durch Gewalt zu erzwingen. Der König hat den Drohungen und Beleidigungen der Aufrührer nur sein gutes Gewissen und seine Sorge für das öffentliche Wohl entgegengesetzt. Der König weiß nicht, welches das Ziel ist, bei dem sie stille stehen werden; allein er fühlt das Bedürfniß, der französischen Nation zu sagen, daß, wie weit auch die Ausgelassenheit getrieben werden mag, Gewaltthätigkeit niemals ihm eine Einwilligung in etwas, das er dem Interesse Frankreichs entgegen zu seyn glauben möchte, entreißen wird. Er will gerne seine Ruhe und seine Sicherheit blosstellen; er thut sogar ohne Bedenken auf den Genuß der Rechte Verzicht, die allen Menschen zukommen, und denen das Gesetz, bei ihm sowohl, als bei allen Staatsbürgern, Achtung verschaffen sollte. Allein als erblicher Stellvertreter der französischen Nation hat er strenge Pflichten zu erfüllen; und wenn er auch auf seine Ruhe Verzicht thun will, so wird er doch nicht Verzicht auf seine Pflichten thun. Haben diejenigen, welche die Monarchie umstürzen wollen, noch ein

Verbrechen nöthig, so mögen sie es begehen. In dem bedenklichen Zustande, in welchem sich dieselbe befindet, wird der König, bis an den letzten Augenblick, allen constitutionellen Obrigkeiten mit dem Beispiele des Muthes und der Standhaftigkeit vorgehen, welche allein im Stande sind, das Reich zu retten. Demzufolge befiehlt er allen verwaltenden Körperschaften und Bürgergerichten, über die Sicherheit der Personen und des Eigenthums zu wachen."

„Paris, am 22. Juni 1792, im vierten Jahre der Freiheit."

„Ludwig."

„Terrier."

Der 20. Juni hatte den allgemeinen Unwillen der Constitutionellen und auch eines großen Theils der Nation gegen dessen Urheber erregt. Die Verletzung der königlichen Wohnung, die Ludwig XVI. zugefügten Beschimpfungen, die Ungesetzlichkeit einer durch eine zahllose bewaffnete Menge überbrachten Bittschrift, wurden der Volkspartei lebhaft zum Vorwurf gemacht, und sie war einen Augenblick genöthigt, sich auf die Defensive zurückzuziehen. Außerdem, daß sie sich eines Aufstandes schuldig gemacht, hatte sie auch eine Niederlage erlitten. Die Constitutionellen nahmen den Ton einer beleidigten, siegenden und jetzt herrschenden Partei an; allein das dauerte nur kurze Zeit, denn sie fanden vom Hof nicht die

mindeste Unterstützung. Die Nationalgarde bot sich an, sich um die Person Ludwigs XVI. zu vereinigen und dieselbe zu beschützen; der Herzog von Rochefoucault Liancourt, der zu Rouen commandirte, wollte den Monarchen in der Mitte seiner Truppen entführen, die ihm ganz ergeben waren. Lafayette schlug ihm vor, ihn nach Compiegne zu führen, wo er sich an die Spitze seiner Armee stellen sollte. Aber Ludwig schlug alle diese Anerbietungen aus. Eines Theils hatte man ihn glauben gemacht, die Aufrührer seyen durch den schlechten Erfolg ihres letzten Unternehmens abgeschreckt worden, dergleichen ferner zu versuchen, und auf der andern Seite erwartete er seine Befreiung von den verbündeten Mächten, und wollte sich nicht der Constitutionellen bedienen, aus Furcht, mit ihnen Bedingungen eingehen zu müssen. Unterdessen liefen aus vielen Städten Frankreichs Adressen an den König ein, worin die friedlich gesinnten Bürger ihre Mißbilligung über die Vorfälle vom 20. Juni zu erkennen gaben. So schrieb unter andern der Gemeinderath von Somme:

„Sire! Das Verbrechen, welches gegen Ew. Majestät begangen worden ist, hat uns mit Unwillen erfüllt. Die Gesetze müssen ohne Verzug die frechen Häupter dieser aufrührerischen Horde, die Alles beherrschen will, bestrafen. Der gesetzgebende Körper und der König sind unsere Stellvertreter, und nur

vereinigt können sie Gesetze geben. Wir würden nicht dulden, daß die Freiheit unserer abgeordneten Mitglieder der Versammlung während ihrer Debatten gekränkt würde; aber wir werden auch niemals dulden, daß man Ihre Freiheit, die Decrete der Nationalversammlung zu genehmigen, kränke. Erhalten Sie also, Sire, mit unerschütterlicher Standhaftigkeit die Gewalt, welche Ihnen anvertraut ist. Geben Sie nichts davon auf, denn es ist nicht Ihre Gewalt, sie gehört uns. Ihr Wohl ist mit dem Wohle Frankreichs unzertrennlich verknüpft. Sie können nicht anders groß seyn, als wenn das Volk groß ist, welches Sie zu seinem Oberhaupte gemacht hat. Vertheidigen Sie daher mit Muth unsere erhabene Constitution, die Sie aufrecht zu erhalten versprochen haben."

Zwanzigtausend Einwohner von Rouen übersandten dem Könige eine Zuschrift, die voller Versicherungen der Liebe, der Treue und der Ergebenheit war. — Die Aufseher der Abtheilung des Eure schrieben an die Nationalversammlung: „Was ist das für eine mächtige Rotte, welche alle Gesetze verletzt, mit Frechheit der constitutionellen Obrigkeit Trotz bietet, und unverschämt genug ist, Emissarien abzusenden, welche die Majestät der Nation verletzen, und gleichsam Denjenigen Gesetze vorzuschreiben, die doch den Auftrag haben, Gesetze zu geben? Wie strafbar sind Diejenigen, die selbst in dem Tempel

der Constitution Mord und Todtschlag predigen, den Aufruhr rechtfertigen und die Anarchie vergöttern! Gesetzgeber! das Vaterland ist in Gefahr. Eine gottlose Secte verbreitet ihre sträflichen Ränke über ganz Frankreich, und wagt es, den constitutionellen Obrigkeiten entgegen zu arbeiten. Sie tritt dieselben mit Füßen, nimmt jetzt die Maske ab, und rühmt ihre gräßlichen Siege. Sie fühlt ihre Macht. Sie kann Alles wagen, und sie wird es wagen, Frankreich in das Verderben zu stürzen." — Von Straßburg kam eine Zuschrift, die von dem Maire, Herrn Dietrich, von den Mitgliedern des Bürgerrathes und von einigen Tausend angesehenen Bürgern unterschrieben war. In dieser Zuschrift hieß es: „Wir haben die Fesseln der Tyrannen zerbrochen; allein wir wollen nicht unsere Häupter unter das Joch der Unruhestifter beugen. Wir wollen die Freiheit bis zum Tode vertheidigen; allein die Gesetze müssen geachtet werden. Wir werden nicht zugeben, daß in die Constitution ein Eingriff geschehe. Wir erklären jenen Menschen einen ewigen Krieg, welche, unzufrieden darüber, daß sie gar nichts gelten, den Zaum abzuwerfen suchen, den die Gesetze ihrer Bosheit angelegt haben, und auf die Ermordung aller guten Staatsbürger und auf die gänzliche Auflösung des Staats bedacht sind. Wir finden in dem Briefe des Generals Lafayette an die Versammlung den Ausdruck unserer Gesinnungen und unserer

Wünsche, und wir erkennen in diesem Briefe sowohl den Nacheiferer des Washington, als den Helden der Freiheit beider Welten. Geben Sie ein Gesetz gegen jene verrätherische Innung, die unter dem Namen der Jakobiner bekannt ist, und welche, wenn sie noch einige Zeit bestehen sollte, Frankreich in den Abgrund des Verderbens stürzen würde."

Zu gleicher Zeit klagte der Gemeinderath von Straßburg über die Unordnungen, welche die dortigen Jakobiner, und besonders vier Ausländer, Cotta, Eulogius Schneider, Dörsch und Lavaux, angeblich von dem Exminister Roland angestiftet und unterstützt, verübten.

In der Nationalversammlung hatte man einstweilen Gesetze gegen die von Bewaffneten übergebenen Bittschriften vergeschlagen, und, da dergleichen schon bestanden, wiederholt decretirt. Einige Abgeordnete verlangten eine Untersuchung gegen alle Theilhaber des Aufstandes; Andere fanden es lächerlich, gegen vierzigtausend Menschen eine Untersuchung anstellen zu wollen; Andere wollten wenigstens die Wachen bestraft wissen, die keinen Widerstand geleistet hatten, — denn man müsse doch etwas thun. Es kam aber zu keinem Entschlusse. — Der Gemeinderath von Paris ließ eine Aufforderung an alle Bürger ergehen, worin er ihnen Ruhe, Achtung gegen die Gesetze, die Nationalversammlung und den constitutionellen König empfahl, die bewaffneten Versamm-

lungen verbot, und rieth, sich nicht von Uebelgesinnten irreleiten zu lassen. Man hatte nämlich das Gerücht verbreitet, der Hof wolle nun selbst das Volk zu einem Aufstande anreizen, um es dann mit Kartätschen niederschießen zu können. Einige Vertheidigungsanstalten, die man in dem Schlosse gegen einen zweiten Angriff traf, so wie die Sperrung des Gartens der Tuillerien, schienen dies Gerücht zu bestätigen.

Indessen war Paris noch keineswegs ganz ruhig; alle Factionen waren in Bewegung, und schon am 23. Juni las man folgende, an die Nationalversammlung gerichtete, und an allen Straßenecken zu Paris angeheftete Aufforderung:

„Väter des Vaterlandes! Wir stehen zum zweitenmale auf. Wir klagen einen treulosen und des Hochverraths schuldigen König an. Wir verlangen, daß sein Kopf unter dem Schwerte der Gerechtigkeit falle, und wenn man nicht auf uns hört, so wollen wir die Verräther selbst bestrafen, sogar diejenigen, welche sich unter euch befinden.“

Bazire klagte die Proclamation des Königs als eine aufrührerische Schrift an. Andere Abgeordnete schlugen neuerdings die Maßregeln wegen des Lagers von 20,000 Mann und wegen der widerspenstigen Priester vor. Der König machte der Versammlung durch ein Schreiben bekannt, daß er zwischen Paris

und den nördlichen Gränzen des Reichs ein Lager von zweiundvierzig Bataillonen freiwilliger Bürgersoldaten errichten wolle, welches 34,000 Mann stark seyn solle. Dieß wurde ihm aber abgeschlagen, und man beschloß, die Minister zu zwingen, sich zu erklären, welche Vorsichtsmaßregeln sie hinsichtlich der Unruhestifter, der widerspenstigen Geistlichen und der Ruhe der Hauptstadt, die durch ein Lager von 20,000 Mann hatte gesichert werden sollen, genommen hätten.

Indessen kam es zu keinen weitern Excessen, denn man hatte allgemein Pethion's Bekanntmachung begriffen, und sich vorgenommen, klug genug zu seyn, um sich nicht ohne Erfolg todtschießen zu lassen. Pethion und der Procurator Manuel wurden unterdessen von einem Mitgliede des Gemeinderaths selbst (Cayer), jedoch ohne Erfolg, angeklagt, pflichtwidrig gehandelt zu haben.

Lafayette erscheint unvermuthet zu Paris.

Dieser General, welchem es unterdessen gelungen war, das Vertrauen bei den Truppen wieder herzustellen, hatte die Begebenheiten vom 20. Juni mit dem höchsten Unwillen erfahren, den seine Umgebungen theilten. Er entschloß sich sogleich, noch einen letzten Versuch zu Gunsten der gesetzlichen Monarchie

zu machen. Alle die, welche mit seinen Briefen vom 16. Juni einverstanden gewesen, vereinigten sich nun mit ihm, um einen Hauptschlag auszuführen. Nachdem er alle nothwendigen Vorkehrungen getroffen hatte, seine Abwesenheit bei der Armee unschädlich zu machen, verließ er das ihm mit so viel Liebe ergebene Heer, um sich zu Paris den größten Gefahren auszusetzen, wobei er auf die Anhänglichkeit der Nationalgarde und auf die Unterstützung des Hofes in einer Sache, welche den König retten sollte, rechnen zu dürfen glaubte.

Den 28. Juni erschien er ganz unerwartet, gleich einem Gott aus der Zauberwelt, vor den Schranken der Nationalversammlung, und in ganz Paris ging es gleich einem Lauffeuer von Mund zu Mund: „Lafayette ist angekommen!" und die Neugierde und Erwartung war auf das Höchste gespannt. Viele glaubten, daß ihm einige Regimenter folgen würden, mit denen er die Unthaten des 20. Juni rächen und sich zum mächtigen Dictator machen wolle; aber er führte nur einen kleinen Theil seines Staabes mit sich. Als er um halb zwei Uhr in die Versammlung trat, wo Viele von denen herrschten, die ihm den Untergang geschworen hatten, ward er von einem Theil derselben mit Stillschweigen, von dem andern aber mit rauschendem Beifall empfangen. Hierauf hielt er folgende Rede:

„Meine

„Meine Herren! Ich muß gleich anfänglich Sie versichern, daß nach den Verfügungen, die ich mit dem Herrn Marschall Luckner getroffen habe, meine Gegenwart zu Paris weder das Glück unserer Waffen, noch die Sicherheit der Armee, die ich anzuführen die Ehre habe, auf irgend eine Weise in Gefahr seßt. Folgende Beweggründe haben mich hieher gebracht. Man hat gesagt, mein Brief vom 16. an die Nationalversammlung sey nicht von mir; Andere haben mir vorgeworfen, daß ich denselben mitten in einem Lager geschrieben. Ich mußte also, wie ich glaube, um es zu gestehen, mich allein darstellen und aus dieser ehrenvollen Verschanzung herausgehen, welche die Zuneigung der Truppen um mich her errichtet hatte. Ein noch mächtigerer Beweggrund hat mich genöthigt, vor Ihnen, meine Herren, zu erscheinen. Die am 20. Juni in den Tuillerien begangenen Gewaltthätigkeiten haben den Unwillen und den Schrecken aller guten Staatsbürger, und besonders der Armeen, rege gemacht. In der, die ich befehlige, sind die Officiere, Unterofficiere und Soldaten vollkommen einstimmig. Ich habe von den verschiedenen Corps Zuschriften erhalten, welche laut ihre Liebe für die Constitution, ihre Ehrfurcht für die von derselben festgeseßten Obrigkeiten und ihren patriotischen Haß gegen die Rottenstifter bezeugen. Ich habe es für meine Pflicht gehalten, diesen Zuschriften durch einen Befehl sogleich Einhalt zu thun.

Sie werden daraus ersehen, daß ich gegen meine tapfern Waffenbrüder die Verpflichtung auf mich genommen habe, unser gemeinschaftliches Gefühl allein auszudrücken. Ich kann nicht umhin, die Beweggründe zu billigen, welche die Soldaten beseelen. Bereits haben Mehrere unter ihnen sich gefragt: ob sie denn wohl in der That die Sache der Freiheit und der Constitution vertheidigen? — Meine Herren! Ich habe die Ehre, als Staatsbürger mit Ihnen zu sprechen, und die Meinung, die ich hier vor Ihnen ausdrücke, ist die Meinung aller Franzosen, welche ihr Vaterland, die Freiheit, die Ruhe desselben und die Gesetze lieben, die es sich gegeben hat. Ich befürchte nicht, daß mir Einer derselben hierin widersprechen werde. Es ist Zeit, die Constitution vor den Angriffen aller Parteien zu verwahren, die Freiheit der Nationalversammlung, die Freiheit des Königs, seine Unabhängigkeit und seine Würde sicherzustellen. Es ist endlich Zeit, die Hoffnungen der schlechten Staatsbürger zu vereiteln, welche nur von Ausländern die Wiederherstellung desjenigen erwarten, was sie die öffentliche Ruhe nennen, und was für freie Menschen nichts anders seyn würde, als die schändlichste und unerträglichste Sklaverei. Ich ersuche die Versammlung inständigst, zu verordnen, daß die Anstifter der am 20. Juni in den Tuillerien verübten Verbrechen und Gewaltthätigkeiten vor Gericht gefordert und als Verbrecher der beleidigten

Nation bestraft werden. Ferner ersuche ich dieselbe, eine Secte zu zerstören, welche sich die Souveränetät anmaßt, die Staatsbürger tyrannisirt, und durch ihre öffentlichen Verhandlungen keinen Zweifel übrig läßt, daß Diejenigen, die an ihrer Spitze stehen, abscheuliche Plane haben. Ich wage es endlich auch noch, Sie in meinem Namen und im Namen aller rechtschaffenen Einwohner des Königreichs zu bitten, daß Sie doch kräftige Maßregeln ergreifen mögen, um den constitutionellen Gewalten, vorzüglich der Ihrigen und der des Königs, Ansehen und Ehrfurcht zu verschaffen, und der Armee die Versicherung zu geben, daß die Constitution im Innern des Reiches nicht angegriffen werden wird, während das Blut der tapfern Franzosen zur Vertheidigung der Gränzen fließt.''

Die rechte Seite und sogar ein Theil der Gallerien ertheilten ihm lauten Beifall, die Andern aber schwiegen größtentheils. In dem Augenblicke, wo er so drohend sprach, war er in der Gewalt seiner unversöhnlichsten Feinde, die seine Kühnheit erstaunen machte, und die nicht glauben konnten, daß der General so ganz ohne Unterstützung sey. Der Präsident erwiederte auf seine Rede, daß die Nationalversammlung seine Bitten prüfen, und sich nie von dem, den Gesetzen geleisteten Eide entfernen werde. Nun lud man ihn ein, an der Sitzung Theil zu nehmen. Als er sich daher auf der rechten Seite niederlassen

wollte, schrie der Abgeordnete Kersaint: sein Platz sey nicht hier, sondern auf der Bank der Bittsteller. Bescheiden stand der General wieder auf und setzte sich auf jene Bank, wohin ihm von allen Seiten lauter Beifall folgte, nachdem man deßhalb mit Ja und Nein gestritten hatte.

Guadet war der Erste, der sich gegen ihn erhob; aber er war fein genug, ihn nicht geradezu, sondern mehr durch Umschweife und gesuchte Wendungen anzugreifen. Er sagte:

„Als ich zuerst die Anwesenheit des Herrn Lafayette zu Paris erfuhr, hat sich ein schmeichelhafter Gedanke meiner Seele dargestellt. So haben wir also, sagte ich zu mir selbst, wahrscheinlich keine äußern Feinde mehr! So sind also die Oesterreicher überwunden! Allein, meine Herren, diese Täuschung hat nicht lange gedauert. Unsere Feinde sind immer dieselben, unsere äußere Lage hat sich nicht verändert, und dennoch befindet sich der General einer unserer Armeen gegenwärtig zu Paris! Was für ein mächtiger Beweggrund hat ihn hieher geführt? Unsere innern Unruhen. — Er befürchtet, die Nationalversammlung möchte allein nicht Macht genug haben, dieselben zu stillen, und er erscheint vor der Versammlung, um von ihr zu begehren, daß sie ihre Macht handhaben möge. Bemerken Sie aber, meine Herren, daß Herr Lafayette selbst die Grundsätze der Constitution übertritt, da er in der Mitte eines gesetzgebenden

Körpers der Wortführer einer Armee ist, der es nicht erlaubt werden darf, sich zu berathschlagen. Ich füge noch hinzu, daß die Subordination verletzt worden ist, wenn der General ohne Urlaub des Kriegsministers die Armee verlassen hat. Ich verlange daher, daß man den Minister fragen solle, ob er dem Herrn Lafayette einen solchen Urlaub gegeben habe? Ich verlange, daß die außerordentliche Commission über die Gefahr, welche damit verbunden seyn würde, wenn die Generale der Armee hier Bittschriften vorlegen dürften, Bericht abstatten sollte.

Ramond aber nahm nun das Wort, indem er an die geleisteten Dienste dieses Feldherrn, den er den ältesten Sohn der Freiheit nannte, erinnerte, und ausrief:

„Weit entfernt, einen Usurpator in ihm zu sehen, danken Sie ihm für die Sorge, die er getragen hat, seine Armee im Zaume zu halten. Er ist es, der heute eine Bewegung zurückhält, deren Folgen hätten sehr traurig seyn können. Hören Sie mit Ehrfurcht die Stimmen an, welche Frankreich gewohnt ist, in den schwierigsten Augenblicken zu vernehmen. Möchte doch ein jeder unter uns dem Eid, die Verfassung nach Kräften zu erhalten, eben so treu seyn! Warum will man heute so gewissenhaft seyn und den Mann bestrafen, der gekommen ist, um die Nation vom Untergange zu retten? und war man über das

Recht der Bittschriften so scrupulös, warum war man es denn nicht vor wenigen Tagen gegen die bewaffneten Haufen, die fast mit Gewalt in den Saal der Versammlung drangen, und die freie Berathung der Stellvertreter der Nation in Gefahr brachten?! — Die Erklärung der Gesetze ist, wie es scheint, sehr den Bedürfnissen des Augenblicks unterworfen. Gibt es ein zweifaches Maas und Gewicht, eine zweifache Art, die Sache zu betrachten, so sey es erlaubt, für den Helden zweier Welttheile, für den ältesten Sohn der Freiheit, eine Ausnahme zu machen." Ramond trug nun darauf an, daß man Lafayettes Bittschrift an einen außerordentlichen Ausschuß übergeben solle um darüber zu berichten. Er trug endlich über Guadet den Sieg davon, und sein Vorschlag ward nach vielen Debatten und einer doppelten Abstimmung, und mit einer Majorität von 339 Stimmen gegen 234, angenommen. Dieß war der erste Triumph, welchen die Constitutionellen gegen die Republikaner und Jakobiner in der Versammlung davon getragen hatten, den sie aber mehr dem auffallenden Schritte des Generals, den man Herr über sein Heer glaubte, als der gerechten Sache verdankten. Aber dieser Sieg blieb ohne Erfolg von Außen. Die Jakobiner waren verblüfft, aber ihre Feinde benützten den rechten Augenblick nicht, denn sie fanden, so wenig wie Lafayette, Aufmunterung oder Unterstützung bei dem ganz verblendeten Hofe. Lafayette verließ nun

die Versammlung, von vielen Abgeordneten, National-gardisten, und seinen alten Waffenbrüdern umgeben. Jezt war der entscheidende Augenblick für Hof- und Volkspartei gekommen; Lafayette begab sich in den Pallast, und hier wurde er nicht nur mit der beleidigendsten Kälte von dem König und der Königin empfangen, die er, sich aufopfernd, zu retten gekommen war, sondern die sie umgebenden Höflinge stießen die beleidigendsten Reden gegen ihn aus, denn sie glaubten ihre Befreier, die Ausgewanderten und Verbündeten, schon vor den Thoren von Paris. Lafayette eilte bald wieder weg, betrübt über die Verblendung dieser Menschen, welche so mit aller Gewalt in ihr Verderben rannten. Als er aus den Thoren des Schlosses trat, empfing ihn eine zahlreiche Menge mit dem Ausruf: „Hoch lebe Lafayette!“ und begleitete ihn bis zu seiner Wohnung, vor welcher sie ihm einen Freiheitsbaum pflanzten.

Des muthigen Lafayette's Plan war, wie seine Freunde versicherten, daß, wenn er den Hof für seine Ansichten gestimmt gefunden hätte, er, nachdem er die Tuillerien verlassen, sogleich den Generalmarsch würde haben schlagen lassen, um die Nationalgarden zu versammeln, und mit diesen die Feinde des Gesetzes, der Verfassung und des Königs zu bekämpfen, die Freunde einer wilden Zügellosigkeit zu vernichten und die Jakobinerclubbs für immer schließen zu las-

len; er würde als Rächer der Unthaten des 20. Juni erschienen seyn, und durch einen kräftigen Schlag, an der Spitze der Garde und der Schweizer, die Ruhestö-rer zur Ordnung und zur Achtung gegen Gesetz und Regierung gebracht haben. — Ein solcher kühner Schritt war das einzige Mittel, endlich noch ein glückliches Resultat hervorzubringen. Aber jetzt trug der in der Versammlung errungene Sieg keine Früch-te; Lafayette wurde von keiner Seite ermuntert, und erfuhr, daß der König und die Königin zu mehreren Anführern der Nationalgarde, welche ihnen ganz ergeben waren, auf ihre Anfrage, was sie thun sollten, gesagt hätten, sie sollten Lafayette durchaus nicht un-terstützen. Seine Freunde selbst waren bei diesen Umständen unter sich uneinig, was zu thun sey, obgleich die Nationalgarden und einige Volkshaufen unter den Fenstern des Generals schrieen: „Es lebe Lafayette, nieder mit den Jakobinern.“ Diese letz-tern waren unterdessen wegen der Ungewißheit über den Ausgang dieser Sache sehr bestürzt, und eine etwas unverständliche und dunkle Rede, die Robes-pierre Abends in ihrem Clubb hielt, war nicht dazu gemacht, den Muth seiner geängsteten Brüder zu erwecken; es schien, daß er selbst auf Lafayette's Abreise wartete, um loszudonnern. Lafayette hatte auf den kommenden Tag eine Revue der Nationalgarde hal-ten wollen, um vielleicht bei dieser Gelegenheit einen Hauptschlag zu thun, und, wie Thiers behauptet, die Ja-

kobiner aus ihren Clubbs zu jagen und die Thore derselben vermauern zu lassen. Lacretelle sagt, daß diese Revue durch Pethions Umtriebe vereitelt worden. Unterdessen waren die Jakobiner, welche von deren Vereitlung nichts wußten, in ihrer Angst zu Dumouriez gelaufen, und hatten diesen gebeten, sich an ihre Spitze zu stellen, um Lafayette zu bekämpfen, was er aber verweigerte. Noch einen Tag blieb Lafayette, und zwar nicht ohne Lebensgefahr und Mordversuche der Jakobiner gegen seine Person, zu Paris, und als er sah, daß er durch die Intriguen der kurzsichtigen Höflinge und die Umtriebe der wüthendsten Demagogen immer mehr verlassen wurde, reiste er wieder zu seinem Heere ab, nachdem er noch folgendes Schreiben dem Präsidenten der Nationalversammlung überschickt hatte:

„Herr Präsident! Indem ich auf den Posten zurückkehre, auf welchem tapfere Soldaten für die Constitution zu sterben bereit sind, habe ich den festen Entschluß gefaßt, nur für dieselbe zu streiten. Ich bedaure daher im Innersten meiner Seele, der Armee nicht berichten zu können, daß die Nationalversammlung über meine Bitte bereits etwas beschlossen habe. Ich wiederhole, daß die Stimme aller guten Bürger des Königreichs, welche von einigen Volksaufwieglern vergeblich zu ersticken versucht wird, den erwählten Stellvertretern des Volkes sowohl, als seinem erblichen Stellvertreter, täglich

zuruft, daß, so lange noch in ihrer Nähe eine gefährliche Sekte vorhanden seyn werde, welche die Thätigkeit aller Gewalten hemmt und die Unabhängigkeit derselben bedroht, welche ferner, nachdem sie selbst zum Kriege aufgefordert hat, sich bestrebt, durch Entstellung der guten Sache derselben ihre Vertheidiger zu entziehen; daß, so lange man noch über die Strafloſigkeit eines Verbrechens der beleidigten Nation zu erröthen haben werde, welches den gerechten Kummer und den allgemeinen Unwillen aller Franzosen rege gemacht hat: so lange auch unsere Freiheit, unsere Gesetze und unsere Ehre in Gefahr seyn werden. Dieß sind die Wahrheiten, welche freie und edelmüthige Seelen sich nicht fürchten, zu wiederholen. Diese haben, aufgebracht gegen die Unruhestifter aller Art, so wie gegen die Niederträchtigen, welche sich so weit erniedrigen würden, daß sie eine fremde Dazwischenkunft abwarten wollten, und durchdrungen von dem Grundsatze, den ich mir zur Ehre rechne zuerst in Frankreich öffentlich bekannt gemacht zu haben, nämlich, daß jede gesetzwidrige Gewalt eine Unterdrückung ist, und alsdann der Widerstand Pflicht wird — diese haben, sage ich, ihre Besorgniß dem gesetzgebenden Körper mitgetheilt, und sie hoffen, daß die Bemühungen der Stellvertreter des Volks ihnen dieselbe benehmen werden. Ich aber werde niemals weder meine Grundsätze, noch meine Gesinnungen, noch meine Sprache

ändern. Ich habe geglaubt, daß die Versammlung auf die dringenden und gefährlichen Umstände Rücksicht nehmen und mir gestatten würde, zu der Versicherung meiner tiefsten Ehrfurcht auch noch den Ausdruck meiner Bekümmerniß und meiner sehnlichen Wünsche hinzuzufügen."

„Lafayette."

Die Hofschriftsteller behaupteten, sein Plan habe nichts getaugt, er hätte, wenn er etwas für den König thun wollte, sich an die Spitze der Ausländer und an die Spitze der Nationalgarden stellen, und mit Hülfe der Fremden die Jakobiner und Constitutionellen vernichten sollen. — Dieß war die Meinung von besoldeten Hofschriftstellern. Allerdings wäre es leichter gewesen, sich 80,000 Mann Preußen zu bedienen, sagt Thiers, aber wer hätte für das Leben der königlichen Familie gestanden, die man zuverlässig erwürgt hätte, ehe die Fremden die Hauptstadt noch erblickt hätten. Kaum war Lafayette aus den Thoren von Paris, als die Jakobiner triumphirten und sich für die Furcht, die er ihnen eingeflößt hatte, durch das Verbrennen seines Bildnisses in dem Garten des Palais Royal rächten. Lacretelle erzählt, daß Orleans dieses Auto-da-fe veranstaltet habe, der sich frohlockend dabei einfand. Wahrscheinlich erinnerte er sich der schimpflichen Verweisung, die ihm Lafayette nach dem 6. October auferlegt hatte.

Die Jakobiner nehmen Maßregeln, um den Thron baldmöglichst umzustürzen.

Jezt fuhren die Jakobiner wieder ungestört mit ihren feindlichen Angriffen gegen den Hof fort, und wurden, wo möglich, noch frecher und unbändiger als zuvor. Sie schrieben an alle ihre Brüder in ganz Frankreich, daß man das Lager von 20,000 Freiwilligen in der Nähe von Paris, ungeachtet des königlichen Vetos, dennoch errichten müsse; und man machte in allen Departementen Anstalten hiezu. Bald kamen Nachrichten ein, daß von allen Seiten, namentlich von Toulouse, mit Bewilligung des dortigen Gemeinderaths, Freiwillige im Anmarsch seyen. Um die Sache zu bemänteln, befahl die Nationalversammlung, daß sämmtliche Truppen, welche die Liebe zum Vaterland noch eher, als sie das Gesez dazu aufgefordert, in Bewegung gesezt hätte, durch Paris marschiren sollten, um daselbst von der Munizipalität eingeschrieben und von da nach Soissons gesandt zu werden; diejenigen aber, welche noch vor dem 14. Juli eintreffen würden, sollten zum Theil die Feier dieses Tages verherrlichen helfen, welche man im verwichenen Jahr, wegen der Flucht des Königs, nicht hatte begehen können, dieses Jahr aber mit desto größerer Pracht feiern wolle. Man dachte, daß, wenn die Truppen erst in Paris seyen, man alsdann leicht Mittel finden würde, sie daselbst zu behalten. Der deßhalb abgefaßte Beschluß ward dem Könige zur

Bestätigung zugeschickt, welcher dieselbe auch den folgenden Tag gab. Hiermit noch nicht zufrieden, wurde durch einen Beschluß der sämmtliche Generalstab der Nationalgarde in ganz Frankreich neu erwählt, weil man dem zu Paris, so wie den obersten Departementsbehörden daselbst, da sie in zu naher Verbindung mit dem Hofe standen, nicht traute. Hierdurch kamen nun die eifrigsten Freiheitsmänner zu den Officiersstellen. Alles dieses hatte man dem König so zu sagen mit Gewalt abgetrotzt. Jetzt wurden in allen Straßen Freiheitsbäume mit Freiheitsmützen gepflanzt, unter denen die aufrührerischsten Pasquille zu lesen waren. Flugschriften, welche unverholen die Abdankung des Königs verlangten, und die Gründe hierzu angaben, wurden in Masse ausgetheilt; auf allen Plätzen, in allen Straßen, Gärten, und unter den Fenstern der Tuillerien sah man um die Freiheitsbäume tanzende, ça ira und die ausgelassensten Freiheitslieder singende Menschen, wobei des Königs und der Königin immer auf das Schimpflichste erwähnt wurde. Condorcet sagte in seinem Blatt, wo er von den Vorfällen des 20. Juni sprach: „Man hat dem König eine rothe Mütze aufgesetzt; dieß war eine Ehre, die man ihm erzeigte, denn dieses Symbol der Freiheit ist mehr werth als alle Kronen der Welt, und Mark Aurel würde es mit Freuden angenommen haben!“ —

Vergniaud aber ging so weit, den König den 3. Juli in folgender Rede an die Versammlung öffentlich anzuklagen:

„Eure Sorgfalt für die äußere Sicherheit des Reiches und den glücklichen Erfolg des Krieges hat euch bewogen, den Vorschlag anzunehmen, ein Lager oder eine Armee zwischen Paris und die Gränzen zu stellen. Ihr vereinigtet diesen Plan mit dem Bürgerfeste, welches am 14. Juli gefeiert werden sollte, um dadurch den Muth der Krieger mit größerem Enthusiasmus anzufeuern. Der giftige Hauch der Verläumdung hat diesen patriotischen Plan vernichtet. Man hat mit einer barbarischen Kälte die Umarmungen und Feste zurückgestoßen. Der König hat eurem Beschlusse die Genehmigung verweigert. — Wir müssen dem Könige selbst die Binde von den Augen reißen, welche die Ränkesucht und die Schmeichelei ihm aufgebunden haben; wir müssen ihm den Abgrund zeigen, in welchen seine Feinde ihn zu stürzen suchen. Die französischen Prinzen und Ausgewanderten handeln im Namen des Königs; der Vertrag von Pillnitz und das unnatürliche Bündniß zwischen den Höfen von Wien und Berlin sind errichtet worden, um die Würde des Königs zu behaupten; kurz, zu all dem Elende, das man auf unsere Häupter zu bringen sich bemüht, zu Allem, was wir noch zu befürchten haben, wird der Name des Königs als Vorwand oder Ursache gebraucht. Ich lese in der Constitution: „Sollte der König sich an die Spitze

einer Armee stellen und dieselbe gegen die Nation kehren, oder sollte er sich nicht auf eine feierliche Weise einem solchen Unternehmen, falls dasselbe in seinem Namen geschähe, widersetzen, so wird er angesehen, als habe er der Königlichen Würde entsagt." — Nun frage ich euch: was heißt das, sich auf eine feierliche Weise widersetzen? — Gesetzt, der König vereitelte in dem gegenwärtigen Kriege unsere neuen Vertheidigungsplane, — gesetzt, er ließe einem ränkevollen Generale, welcher der Nation durch die gröbsten Fehler, durch die offenbarsten Eingriffe in die Constitution verdächtig geworden ist, das Commando einer Armee, — gesetzt, ein anderer, weit vom Hofe erzogener und des Siegs gewohnter General verlangte für den Ruhm unserer Waffen eine Verstärkung der Armee, die man ihm leicht bewilligen könnte, und der König sagte durch seine Verweigerung dieses Verlangens deutlich: Ich verbiete dir, zu siegen, — könnte man in diesem Falle noch sagen, daß der König sich so widersetzt hätte, wie die Constitution es ihm vorschreibt? Wenn dann auf diese Weise die Gegenrevolution unvermeidlich bewirkt würde, und der König wollte behaupten, daß er Alles gethan habe, was die Constitution ihm vorschreibe, und daß er keinen Schritt gethan habe, der durch die Constitution als sträflich verurtheilt werde; — gesetzt, er wollte sagen: man kann nicht an meiner Ergebenheit für die Constitution, nicht an mei-

uem Eifer, dieselbe zu vertheidigen, zweifeln, — gesetzt, sage ich, es wäre möglich, daß der König der Franzosen mit einer so beleidigenden Ironie von seiner Liebe zur Constitution sprechen könnte, — wäret ihr dann nicht befugt, ihm zu antworten: „O König! der du ohne Zweifel, wie der Tyrann Lysander, geglaubt hast, die Wahrheit sey nicht mehr werth, als die Lügen, und man müsse die Menschen mit Eidschwüren hintergehen, wie man die Kinder mit Würfeln belustigt, — der du nur deßhalb Liebe zu den Gesetzen geheuchelt hast, um Macht genug zu erlangen, denselben zu trotzen, — der du nur darum Liebe zur Constitution geheuchelt hast, um nicht durch dieselbe vom Throne gestürzt zu werden, auf welchem du bleiben mußtest, um sie zerstören zu können, — der du nur darum Liebe zur Nation heucheltest, um durch das derselben eingeflößte Zutrauen des unglücklichen Erfolges deiner Treulosigkeiten versichert zu seyn, — meinst du wohl, daß du uns noch länger durch heuchlerische Betheuerungen hintergehen, uns in Ansehung der Ursache unsers Elends durch die Arglist deiner Entschuldigungen und die Verwegenheit deiner Trugschlüsse betrügen kannst? Heißt dieß uns vertheidigen, wenn du den auswärtigen Armeen eine Macht entgegenstellst, deren kleine Anzahl uns eine gewisse Niederlage zusichert? Heißt dieß uns vertheidigen, wenn du die Plane vereitelst, welche dahin abzwecken, das Innere des Königreichs zu befestigen?

festigen? Heißt dieß uns vertheidigen, wenn du Generale wählst, welche selbst Eingriffe in die Constitution wagen, oder wenn du den Muth derjenigen Generale fesselst, welche ihr Dienste leisten? Heißt dieß uns vertheidigen, wenn du beständig durch die Desorganisation des Ministeriums die Regierung lähmst? Hat dir die Constitution die Wahl der Minister zu unserm Glücke oder zu unserm Untergange überlassen? Hat sie dich für unsern Ruhm oder für unsere Schande zum Oberhaupte der Armee gemacht? Hat sie dir endlich das Recht der Genehmigung, eine Civilliste und so viel große Vorrechte gegeben, um die Constitution und das Reich constitutionsmäßig zu Grunde zu richten? — Nein! Nein! — O Mensch! den die Großmuth der Franzosen nicht zu rühren vermocht hat, — Mensch! den die Liebe zum Despotismus allein hat rühren können, — du hast den Wunsch der Constitution nicht erfüllt! Vielleicht wird dieselbe umgestürzt, aber du sollst die Frucht deines Meineids nicht einerndten! Du hast dich nicht auf eine feierliche Weise den Siegen widersetzt, die man in deinem Namen über die Freiheit erhalten hat; aber du sollst die Früchte dieser schändlichen Siege nicht einerndten! Du bist nichts mehr in den Augen dieser Constitution, die du so niederträchtig übertreten hast, — nichts mehr in den Augen des Volkes, welches du so schändlicher Weise verrathen hast!" — Ich schlage vor, daß ihr erklä-

ren möchtet: das Vaterland sey in Gefahr. Bei diesem Lärmgeschrei werden die Staatsbürger sich versammeln, die Anwerbung der Truppen wird neue Thätigkeit erhalten, die Bataillone der Nationalgarde werden vollzählig werden, der Boden wird mit Soldaten bedeckt werden, und jene Wunder der Tapferkeit werden sich wieder erneuern, die mehrere Völker des Alterthums mit einem unsterblichen Ruhme gekrönt haben. Sollte aber auch dieses Alles fehlschlagen, so bleibt euch immer noch ein letztes Mittel übrig, um den Haß gegen den Despotismus auf den höchsten Grad zu treiben. Es besteht darin, daß ihr jene tapfern Spartaner nachahmet, die sich bei Thermopylä aufgeopfert haben, — daß ihr es jenen ehrwürdigen Greisen gleichthuet, die aus dem römischen Senate gingen, und an der Schwelle ihrer Hausthüren den Tod erwarteten, welchen wilde und rohe Sieger um sich her verbreiteten. Ihr werdet nicht nöthig haben, zu wünschen, daß aus eurer Asche sich Rächer erheben mögen. Ha! an dem Tage, an welchem euer Blut die Erde beflecken wird, wird die Tyrannei, mit ihrem Stolze, mit ihren Trabanten, mit ihren Pallästen und mit ihren Beschützern vor der Allmacht der Nation auf immer verschwinden! Und wenn der Kummer darüber, daß ihr euer Vaterland nicht habt glücklich machen können, eure letzten Augenblicke verbittert, so werdet ihr wenigstens den Trost mit euch nehmen, daß euer Tod

den Sturz der Unterdrücker des Volkes beschleunigt, und eure Aufopferung die Freiheit gerettet haben wird."

Der Abgeordnete Dumas übernahm es, den König gegen diese Beschuldigungen zu vertheidigen, indem er sagte: „Herr Vergniaud behauptet, der König sey strafbar, weil er den General Lafayette noch nicht zurückberufen hat, der die Constitution übertreten habe. Woher soll denn der König die Generale wählen, als unter den Männern, die sich zuerst dem Dienste der Freiheit gewidmet haben? Dieser General wäre nicht werth, der Held der Freiheit genannt zu werden, wenn er nicht, wie sein Waffenbruder und Muster, den Kelch der Volksundankbarkeit bis auf die Hefe austrinken müßte! Ja, so wie ihn, haben wir Washington die Sprache eines Staatsbürgers führen gehört, als seine Mitbürger entzweit waren; so wie ihn, haben wir auch jenen alle Arten von Ungerechtigkeiten erdulden, und nie größer gesehen, als da er denjenigen, die ihm den Untergang geschworen hatten, einen unumschränkten Gehorsam leistete. — Ich würde mich gerne mit Herrn Vergniaud vereinigen, um mit dem Könige in der Sprache zu sprechen, die er vorgeschlagen hat, wenn ich mich auf irgend eine Weise bereden könnte, daß der König den Umsturz der Constitution befördert, die Fortschritte unserer Waffen gehindert und irgend etwas gegen die Nation, die ihn auf den Thron gesezt hat,

unternommen hätte. Aber das Gegentheil ist erwiesen. Nein, meine Herren, nein! Niemals wird der König zu Euch sagen: „Ich will Despot seyn!“ Nie wird er zu Euch sagen, er habe die Constitution nur darum genehmigt, um nicht vom Throne gestoßen zu werden. Er kennt seine falschen Freunde zu gut; er hat dieselben seit der Revolution kennen gelernt; und er weiß, wie sie ihn bei jeder Gelegenheit hintergangen haben. Wir können also versichert seyn, daß der König mit uns ein gemeinschaftliches Interesse hat. Ich bin nicht der Meinung, daß man erklären soll, das Vaterland sey in Gefahr. — Lasset uns die Ehrfurcht des Volkes verdienen, so werden wir nicht nöthig haben, dieselbe zu fördern. Lasset uns selbst der Constitution gehorchen, so wird auch das Volk unsern Gesetzen gehorchen.“

War Vergniauds Rede mit enthusiastischem Beifall aufgenommen worden, so wurde es die von Dumas mit dem größten Mißfallen.

Andere Abgeordnete sprachen wieder ganz im Geiste Vergniauds, und der Bischoff Torne hielt eine Rede, welche noch heftiger war, und endigte mit dem Vorschlag, daß man einen Dictator ernennen müsse, um die Gefahr, welche dem Vaterland drohe, abzuwenden.

Alle Mauern waren nun mit Papieren beklebt, welche die Abdankung, Gefangennehmung und sogar

die Verurtheilung des Königs verlangten, andere wollten die Civilliste abgeschafft wissen, u. s. w.

Was aber das Volk noch mehr als das alles erbitterte, war die Nachricht, daß die Preußen im Einverständnisse mit Oesterreich von Coblenz her mit 80,000 Mann wohlgeübter Truppen, meistens noch von der Armee Friedrichs des Großen herstammend und vom Herzog von Braunschweig befehligt, im Anmarsch seyen, von Seiten des Hofes und der ausübenden Gewalt aber nichts gethan wurde, um dem Feind Hindernisse in den Weg zu legen, und die zu schwachen Heere an den Gränzen zu verstärken. Luckner hatte sich bereits auf Lille und Valenciennes zurückziehen müssen.

Dem König werden Projecte zu einer sichern Flucht vorgeschlagen, die er aber ausschlägt. — Schritte der Königin.

Louis von Narbonne hatte sich dem Hof wieder genähert, und der König schien seine Ergebenheit mit Vergnügen zu bemerken; er machte ihm einen Entweichungsvorschlag, den er mit Madame Staël und Lafayette verabredet hatte, und zu welcher, wie behauptet wurde, auch Luckner eingewilligt hatte. Diesem Projekt zufolge sollte der König auf sein Schloß nach Compiegne reisen, — entweder öffentlich am Tage, denn die Verfassung erlaubte ihm, sich so weit von der Hauptstadt zu entfernen, oder, — wenn

dieß gefährlich schien, bei Nacht unter dem Schutze der Schweizer und der vertrautesten Nationalgarden. Von Compiegne aus sollte der König durch die Wälder fliehen und sich zu Lafayette's Armee begeben. Daselbst angekommen, sollte er sogleich den festen Willen, die Verfassung vollkommen aufrecht zu erhalten, durch eine Proclamation kundthun, die verfassende Versammlung wieder zusammenberufen, und ein Ministerium bilden, von dem Narbonne und Necker Mitglieder geworden wären. Diesen Plan billigte der König halb und halb, aber die Königin war durchaus dagegen, auch hatte sie ihn Mehreren von ihrer Umgebung mitgetheilt, welche das Geheimniß entweder verriethen oder durch Schwatzhaftigkeit ausplauderten. Genug, das ganze Projekt erschien mit allen Nebenumständen in einer fremden Zeitung, und ward sogleich in allen Blättern der Jakobiner angekündigt. Ein anderer Vorschlag der Art wurde dem Könige noch gemacht, von dem es unbegreiflich ist, daß man ihn nicht angenommen hat, da seine Ausführung fast unfehlbar war. Der Herzog von Liancourt befehligte eine Militärdivision in der Normandie. Die Stadt Rouen offenbarte ziemlich laut ihren Unwillen gegen die eingerissene Anarchie, welche ihren Handel nud Gewerbfleiß zu Grunde richtete. Man sprach den Namen des Königs daselbst noch mit einer gewissen Achtung, ja sogar mit Liebe

aus. Rouen war unter dem Schutze einer ihrer ersten Magistratspersonen, des Exmarquis Herbouville, sogar ein Zufluchtsort für die Royalisten und besonders für die Verfassungsfreunde geworden. Die Nationalgarde daselbst äußerte sämmtlich noch einen monarchischen Geist, den zu Paris kaum noch drei Compagnien besaßen; eine noch sicherere Unterstützung durfte man von dem daselbst garnisonirenden Schweizerregimente Salis erwarten, so wie von dem Cavallerieregimente Mestre-de-Camp. Mit vorher bestellten Unterleg-Pferden konnte der König den Weg in 10 — 12 Stunden zurücklegen. Alle Städte auf dieser Route waren noch königlich gesinnt. War in dieser Stadt die Ankunft einer Pariser Armee zu befürchten, so konnte man nach Havre flüchten, einer ebenfalls königlich gesinnten Stadt, und sich von da nach England einschiffen, wenn alle andere Hoffnung, sich zu vertheidigen, verschwunden wäre. Aus den Tuillerien zu kommen war weit weniger gefährlich, als man sich einbildete, denn dem Könige standen noch alle seine Schweizergarden zu Gebot. Auch diesem Plane schien der König ganz besonders seinen Beifall zu geben, und die Prinzessin Elisabeth betrachtete ihn noch als das einzige Rettungsmittel ihres Bruders, allein die Königin verwarf ihn ebenfalls als viel zu gewagt.

Sie äußerte sich darüber gegen einen ihrer Vertrau-

ten: „Man hat uns bereden wollen, nach der Normandie zu fliehen, weil uns von dorther beständig Adressen mit den Versicherungen der größten Anhänglichkeit zukommen. Allein wenn, wie nur zu sehr zu befürchten steht, die Marseiller und Vorstädter kommen, uns zu holen, so würden die Bewohner der dortigen Häuser und Hütten dieß nicht verhindern können. Wir müssen in einem Schifferfahrzeug entfliehen und würden vielleicht das Schicksal des Königs Jakob haben. — Eben so gut können wir hier umkommen, wie groß auch die Gefahr seyn mag, welche uns umgibt; der König und ich werden zu Paris bleiben; dieß ist die Meinung des Herzogs von Braunschweig. Sein Plan, den er uns mitgetheilt hat, ist, uns in diesen Mauern selbst zu befreien.“

Lacretelle, der sich damals zu Rouen bei Liancourt befand, berichtet auch: „Dem Könige leuchtete das Vortheilhafte dieses Plans so sehr ein, daß er zwei Monate lang mit dem größten Geheimniß die Vorbereitungen zu der Reise nach Rouen machen ließ: man hatte Kanonen nach Havre geschafft, und noch kurz vor dem furchtbaren 10. August ließ er 300 Mann Schweizer auf der Straße nach der Normandie, unter dem Vorwand, die von daher kommenden Getraidetransporte zu escortiren, detaschiren; dennoch wankte er wieder. Ludwig XVI. verstand besser zu dulden als zu wollen.

Die Königin, von der man wußte, daß sie mit Sehnsucht ihre Befreiung von dem Ausland erwartete, schrieb unaufhörlich an ihre Familie und an die Brüder des Königs; ihre Briefe wurden jetzt dringender, und sie sprach ihre Furcht über die Langsamkeit ihrer Maßregeln und Hülfe aus. Auf Vorwürfe der Art hatte ihr die Statthalterin der Niederlande, Christina, geantwortet: „Außerhalb Frankreich sey man wegen der Lage des Königs und der Ihrigen zum Mindesten eben so besorgt, wie sie; allein die Art und Weise der Hülfe könnte ihr Heil oder ihr Verderben herbeiführen, und mit einer so wichtigen Verantwortung belastet, müßten die Verbündeten mit Klugheit und Vorsicht zu Werke gehen.“ Marie Antoinette zählte indessen auf die baldigste Befreiung. Sie hatte die Marschroute, welche die Ausgewanderten und die Preußen nehmen sollten, erhalten, sie wußte, wann sie in Verdun, wann in Lille seyn konnten, so wie, daß man das letztere belagern würde, und hoffte in vier Wochen spätestens befreit zu seyn, obgleich sie manchmal Vorgefühle vom Gegentheil, und die Furcht, daß diese Hülfe zu spät kommen möchte, ängstigten. Wäre sie diesen Eingebungen doch gefolgt, und hätte sie den Rath ihrer bessern und klügern Freunde befolgt, welche es aufrichtig meinten, ihr den Nachtheil der fremden Hülfe vorstellten und ihr sagten, die Fremden könnten allenfalls noch zeitig genug zu ihrem

Verderben und vielleicht zu ihrer Leichenfeier kommen!

Einstweilen kamen täglich Einige von den nach Paris beschiedenen Freiwilligen, unter dem Vorwande, daselbst das Bundesfest des 14. Juli zu feiern, in der Hauptstadt an, wo Alles zu ihrer Aufnahme bereit war, und man sich viel Mühe gab, ihnen den Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen. Sie wurden meistens in den von den ausgewanderten Adelichen verlassenen Pallästen, in prächtig möblirten Zimmern logirt, und vorzugsweise hob man ihnen die Plätze auf den Gallerien der Nationalversammlung auf. — Robespierre hielt in dem Jakobiner-Clubb folgende Rede an sie:

„Das Märzfeld ist noch mit dem Blute der Patrioten befleckt, welches am 17. Juli des verflossenen Jahres vergossen wurde. Euch hat das Vaterland die Ehre aufbehalten, dieses Blut zu rächen. Mit dem Blute der Schuldigen muß man den Schimpf abwaschen, welcher damals der Freiheit angethan wurde. Das Vaterland ist in Gefahr. Ein gegen die Freiheit verschworener General steht an der Spitze unserer Heere, und ein verdorbener Hof arbeitet unablässig an unserm Verderben. Wenn man diesen General, den Urheber all unsers Elendes, das Racheschwert hätte fühlen lassen, so würde der Krieg beendigt seyn, Brabant wäre frei, und alle die kleinen Könige, alle jene kleinen Churfürsten und alle

jene Fürsten würden ohne Thron und ohne Unterthanen seyn.“

Um möglichen Unruhen vorzubeugen und Vergniaud's Anklage zu widerlegen, erließ der König folgende Schreiben, — das eine an die Nationalversammlung, und das andere an alle Mächte Europa's:

„Paris, am 4. Juli, im vierten Jahre der Freiheit.“

„Wir nahen uns, meine Herren, jenem berühmten Zeitpunkte, in welchem die Franzosen in allen Theilen des Reichs das Andenken des berühmten, am 14. Juli 1790 auf dem Altare des Vaterlandes geschlossenen Vertrages erneuern werden. Das Gesetz verbietet eine jede besondere Föderation. Es erlaubt weiter nichts, als eine jährliche Erneuerung des Bundeseides an dem Hauptorte eines jeden Districts. Allein es giebt eine Maßregel, welche, ohne dem Texte des Gesetzes im Mindesten zu widersprechen, der großen Begebenheiten würdig zu seyn scheint, die sich von allen Seiten drängen. Eine große Nation sieht vorzüglich dann ein, wie nöthig es ist, den Frieden im Innern zu erhalten, wenn sie genöthigt ist, Krieg zu führen, um ihre Freiheit zu vertheidigen. Wenn innere Zwietracht mit dem auswärtigen Kriege zusammentrifft, wenn boshafte Menschen Unruhen erregen wollen, dann müssen die

friedlichgesinnten Bürger des Staats beruhigt werden. Man muß den Armeen beweisen, daß sie für den Frieden und die Freiheit streiten. Ich habe geglaubt, daß man ihnen nicht sicherer dafür bürgen könne, als durch die Vereinigung beider Gewalten, indem beide denselben Wunsch, den Wunsch, frei zu leben oder zu sterben, wiederholten. Eine große Anzahl Franzosen kommt aus allen Abtheilungen hieher. Sie glauben jezt, da sie im Begriffe sind, nach den Gränzen zu gehen, es werde ihre Kraft vermehren, wenn sie mit ihren Brüdern, den Einwohnern der Stadt Paris, zu dem Bundesfeste zugelassen werden. Ich wünsche, mitten unter der Versammlung hinzugehen, um den Eid dieser Bürger zu empfangen, und den boshaften Menschen, welche den Untergang des Vaterlandes zu bewirken suchen, indem sie Zwietracht unter uns stiften, zu beweisen, daß wir von Einem Geiste, dem Geiste der Constitution, beseelt sind, und daß wir vorzüglich durch innere Ruhe unsere äußern Siege vorzubereiten und gewiß zu machen suchen."

„Ludwig."

Notification des Königs der Franzosen an alle Mächte Europa's.

„Da der König der Franzosen in Erfahrung gebracht hat, daß man fortfährt, sich seines Namens

zu bedienen, um bei fremden Höfen Verhandlungen vorzuschlagen, Anlehen zu machen, und sich sogar Anwerbungen von Truppen zu erlauben, so will er nochmals auf eine feierliche Weise seine Zuneigung zur Constitution, die er freiwillig angenommen und zu vertheidigen geschworen hat, bekannt machen. Er widerruft zu dem Ende alle Declarationen, Protestationen, Unterhandlungen bei auswärtigen Höfen, Anlehen, Anwerbungen von Truppen, allen Ankauf von Waffen oder Kriegsmunition, und andere Privatverhandlungen, welche in seinem Namen von den französischen Prinzen, Ludwig Stanislaus Xaver, Carl Philipp, Ludwig Joseph, Ludwig Heinrich, Joseph und Ludwig Anton Heinrich, so wie von den übrigen Ausgewanderten und Rebellen gegen die Gesetze ihres Landes, gemacht worden sind. Er erklärt, daß sein eigenes Interesse und das Interesse seines Volkes, dessen erblicher Stellvertreter er ist, unzertrennlich sind, und daß die ihm anvertraute Regierung von ihm in ihrer ganzen Lauterkeit gehandhabt werden wird. Der König der Franzosen, welcher bei diesem Entschlusse fest zu verharren gesonnen ist, trägt seinem Minister der auswärtigen Geschäfte auf, allen Mächten bekannt zu machen, daß er ganz der Sache des französischen Volkes ergeben ist, und daß er alle Macht anwenden wird, die ihm die Constitution gegen

Frankreichs Feinde in die Hand gegeben hat, was sie auch für einen Vorwand nehmen mögen, um bewaffnete Zusammenrottungen der Ausgewanderten zu dulden, oder dieselben in ihren feindseligen Unternehmungen zu unterstützen."

„Ludwig."

Staatliche
Bibliothek
Bamberg

Inhalt

zum vierten Bande des Werkes „Unsere Zeit.“

	Seite
Fortsetzung der Greuelscenen zu St. Domingo	7
Mißhelligkeiten mit der Schweiz	47
Ceremonielle Mißhelligkeiten der Nationalversammlung mit dem Könige	87
Schlimmer Zustand der französischen Finanzen	99
Alle Parteien wollen Krieg, dem sich Robespierre allein widersetzt	107
Unruhen und revolutionäre Auftritte in verschiedenen Theilen Frankreichs	113
Bertrand de Molleville entgeht dem Anklagedecrete	121
Die Nationalversammlung fordert den König auf, entscheidende Maßregeln gegen die fremden Mächte und Ausgewanderten zu nehmen	133
Man rüstet sich zum Kriege	150
Merkwürdige Debatten über den zu erklärenden Krieg	165
Circular-Depesche des Herrn Hof- und Staatskanzlers, Fürsten von Kaunitz-Rittberg, an die Gesandten und Minister Sr. Kais. Maj. an mehreren auswärtigen Höfen	177
Officielle Note des Herrn Grafen von Goltz, außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Ministers Sr. Preußischen Majestät	185
Narbonne's Entlassung	187
Delessart wird in Anklagezustand versetzt	189
Veränderung des Ministeriums	205
Dumouriez	206
Roland	211
Tod Leopold's II.	213

Seite

Benehmen der Königin von Frankreich bei der Nachricht vom Tode ihres Bruders, und sonstige Vorgänge beim Hofe; dessen fernere Politik 217

Gustav III., König von Schweden, wird auf einem Maskenballe ermordet 228

Frankreich erklärt dem König von Ungarn und Böhmen den Krieg 241

Fortsetzung der Kriegserklärung ꝛc. 262

Auseinandersetzung der Gründe, welche die Nationalversammlung bewogen haben, dem Antrage des Königs auf eine Kriegserklärung gegen den König v. Ungarn und Böhmen beizustimmen, von Condorcet 286

Den von den Galeeren befreiten Schweizern des Regiments Chateauvieux wird ein Fest gegeben 299

Erste Kriegsthaten der Franzosen 306

Die constitutionelle Leibwache des Königs wird durch einen Beschluß der Nationalversammlung entlassen 324

Unglückliche Lage des Königs und seiner Familie 329

Die Jakobiner gewinnen immer mehr die Oberhand 340

Neuer Beschluß gegen die widerspenstigen Priester 357

Beschluß zur Bildung eines Lagers bei Paris von 20,000 Mann 358

Rolands Umtriebe und berüchtigter Brief an den König 370

Abermaliger Ministerwechsel 389

Der 2. Juni 1792 411

Lafayette erscheint unvermuthet zu Paris 479

Die Jakobiner nehmen Maßregeln, um den Thron baldmöglichst umzustürzen 492

Dem Könige werden Projecte zu einer sichern Flucht vorgeschlagen, die er aber ausschlägt. — Schritte der Königin 501

Notification des Königs der Franzosen an alle Mächte Europa's 508

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Unsere Zeit, oder Geschichtliche Uebersicht der merkwürdigsten Ereignisse von 1789 - 1830

Bd.: 4 = Heft 13/16

1827

Bamberg, Staatsbibliothek -- AGB L 23(4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11420278-2